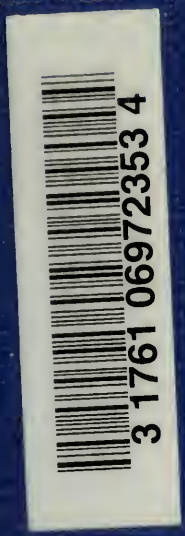
31761 06972353 4

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/derrussischehofv06crus

(32)

Der Russische Hof.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen:

	Thlr.	Sgr.
Crusenstolpe, M. J. von, der Versailler Hof vom Anfang des achtzehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. 1r bis 4r Band	5	
Europa und der Orient. Oesterreich, die Westmächte und Rußland, Streif- und Schlaglichter zur Würdigung der politischen Verhältnisse der Gegenwart	—	10
Falkson, Ferd., Giordano Bruno	1	15
Frage, die orientalische, das ist russische	—	15
Geschichte, medicinische, des russischen Feldzugs in der Türkei in den Jahren 1828 und 1829.	1	15
Heine, H., Reisebilder. 4 Theile	7	—
— der Salon. 4 Theile mit Vorrede	6	27½
— Vermischte Schriften. Drei Bände	6	—
— die romantische Schule	2	—
— über den Adel	—	25
— Französische Zustände	2	—
— über Ludwig Börne	2	—
Herzen, Alexander, Aus den Memoiren eines Russen. Im Staatsgefängniß und in Sibirien.	1	—
— Aus den Memoiren eines Russen. Neue Folge. Petersburg und Nowgorod	—	20
— Aus den Memoiren eines Russen. Dritte Folge. Jugenderinnerungen	1	—
— Briefe aus Italien und Frankreich	1	—
— Rußlands sociale Zustände	1	—
— Vom anderen Ufer. Aus dem russischen Manuscript	1	15
Immermann, Karl, Memorabilien. 3 Theile	5	10
Juden, die, in Rußland	—	10
Lau, *Dr.* Thaddäus, der Untergang der Hohenstaufen	1	20
Lewald, A., Graf Lowzinsky. Polnische Novelle	—	22½
— Przebracki, der Russische Polizeispion	1	15
— Warschau. Ein Zeitbild	—	20
Meißner, Alfred, Heinrich Heine. Erinnerungen	1	15
Merleker, K. F., Geschichte der Politik der Päpste	1	15
Mittheilungen aus dem Leben eines Richters. 3 Theile.	4	15
Quetelet, Ad., Zur Naturgeschichte der Gesellschaft. Deutsch und mit Literaturnachweisen herausg von *Dr.* K. Adler	1	7½
Rußlands Verdienste um Deutschland. Eine histor.-diplom. Denkschrift	1	—
Schuselka, H., Deutschland, Polen und Rußland	1	15
Ziegler, Karl, Grabbe's Leben und Charakter	1	—

Der

Russische Hof

von

Peter I. bis auf Nicolaus I.

und einer Einleitung:

Rußland vor Peter dem Ersten.

Von

Magnus Jakob von Crusenstolpe.

Deutsche Original-Ausgabe.

Sechster Band.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1857.

LIBRARY
MAR 25 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

DK
40
C95
v.6

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Einleitung . . . . . 1.

Rußlands Ureinwohner. — Die Slaven und deren Bedeutung . . . . . 3.

I. Rurik und seine Brüder, die Begründer des russischen Reiches. — Der kraftvolle Oleg. — Einführung des Christenthums. — Wladimir. — Mongolische Herrschaft während zweier Jahrhunderte. — Iwan Wasiliewitsch. — Iwan der Schreckliche. — Ein Beispiel seiner unsinnigen Grausamkeit. — Sein Tod . . . . . 10.

II. Der falsche Demetrius. — Die Erhöhung des Hauses Romanoff zum Thron 25

Peter I., genannt der Große 1689—1725.

V. Peter's des Ersten Jugend. — Die Strelitzen und ihre gewaltsame Auflösung. — Peters Reisen. — Er gründet die russische Seemacht. — Seine Ehe mit Eudoxia Lapukhin. — Katharina . . . . . 30.

. Die Anlegung von St. Petersburg. — Schwedische Versuche, dieselbe zu verhindern. — Das schnelle Aufblühen der neuen Hauptstadt . . . . . 48.

I. Peter's I. europäische Politik. — Sein unglücklicher Feldzug gegen die Türkei. — Katharina rettet ihn aus einer drohenden Lage. — Katharina und der Kammerherr Moens de la Croix. — Der Tod des Cäsarewitsch Alexis. — Auffindung von Katharinas Bruder . . . . . 60.

II. Skizzen aus dem Privatleben Peters I. — Sein Tod . . 80.

Katharina I. 1725—1727.

III. Katharinas Thronbesteigung. — Menchikoff's Beistand bei derselben. — Die kluge Politik Katharina's . . . . . 108.

Seite

IX. Der Charakter Katharinas. — Ihr abergläubiſches Vertrauen auf Träume. Ihre Anordnung über die Thronfolge. — Katharinas Tod . . . . . 116.

Peter II. Alexiewitſch 1727—1730.

X. Peter's II. Thronbeſteigung. — Hofintriguen. — Menchikoff bemächtigt ſich der Regierung. — Sein plötzlicher Sturz und Verbannung nach Sibirien . . . . . 128.

XI. Die Herrſchaft der Familie Dolgoruki. — Der Tod Peters II. — Die Beſtimmungen über die Thronfolge . . . . 139.

Anna Iwanowna 1730—1740.

XII. Die Kaiſerin Anna. — Aufhebung der Conſtitution. — Die Familie Dolgoruki. — Annas Günſtling Biron . . . 144.

XIII. Der türkiſche und polniſche Krieg. — Der Frieden von Belgrad. — Anna's Dispoſition über die Thronfolge. — Sitten, Moden und Intoleranz an ihrem Hofe. — Ihr Tod. 155.

Iwan III. Antonewitſch 1740.

XIV. Birons Regentſchaft. — Verſchwörung gegen ihn, ſeine Verbannung nach Sibirien. — Iwans Mutter die Regentin Anna von Braunſchweig. — Eine Palaſt-Revolution. — Münnich, Oſterman . . . . . 175.

Eliſabeth Petrowna 1740—1762.

XVI. Schilderung der erſten Regierungsjahre Eliſabeth's. — Eine Reaction und beabſichtigte Contre-Revolution. — Der Charakter Eliſabeths. — Die Günſtlinge. — Eliſabeth ernennt ihren Nachfolger. — Verehlichung deſſelben mit der Prinzeſſin von Anhalt-Zerbſt, Katharina. — Leben und Lieben der Großfürſtin . . . . . 194.

XVII. Eliſabeths Mißhelligkeiten mit Schweden. — Rußlands Theilnahme am ſiebenjährigen Kriege. — Poniatowskis ferneres Wirken. — Beſtucheffs Ungnade und Verbannung. — Die Schweſtern Woronzoff. — Panin. — Eliſabeth's Tod . 253.

Peter der Dritte Feodorowitſch 1762.

XVIII. Der Beginn von Peter's III. Regierung. — Er ruft mehrere nach Sibirien Verbannte zurück. — Ukaſe zum Vortheile des Adels. — Peters Begeiſterung für Friedrich II. — Friede mit Preußen. — Mißhelligkeiten zwiſchen Peter und

Seite

Katharina. — Peter besucht den in Schlüsselburg gefangenen Iwan. — Er beabsichtigt denselben zu seinem Nachfolger zu ernennen . . . . . 295.

Inhalt des zweiten Bandes.

Peter III. Fortsetzung.

. Katharina und Gregor Orloff. — Die Fürstin Daschkoff und der Piemontese Odart. — Die Verschwörungen zu Gunsten Katharinas. — Graf Panins Absicht Peter zu Gunsten des Großfürsten Paul zu entthronen. — Die russischen Rüstungen gegen Dänemark 1

I. Die Verschworenen setzen ihren Plan ins Werk. — Ausbruch der Verschwörung. — Katharina von den Garden zur Kaiserin ausgerufen. — Die gewonnenen Truppen marschiren gegen Peter. — Unentschlossenheit und Schwäche des Czaren. — Ermordung Peters; Folgen seines Todes . . . 29.

Katharina II. 1762—1796.

II. Zustand des russ. Reiches und Verhältnisse zu den Nachbarstaaten zur Zeit von Katharina's Regierungsantritt. — Die Kaiserin unterstützt Biron in Kurland. — Panins Vorschlag die russ. Regierungsform zu ändern. — Bestucheffs Wunsch, Katharina mit Orloff zu vermählen. — Die Verschwörung in Petersburg. — Zustände vor und während der Wahl Poniatowskis zum König von Polen. — Complott gegen Orloff. — Katharinas Reise nach Liefland. — Ermordung des Czaren Iwan . . . . . 94.

V. Mißhelligkeiten zwischen Orloff und Panin. — Wissotzky wird Geliebter der Kaiserin. — Der Abschied des Kanzlers Woronzoff. — Abentheuer des Lord Macartnay. — Das Turnier. — Die Pockenimpfung des Großfürsten. — Prinz Heinrich von Preußen in Petersburg. — Der Krieg gegen die Türkei. — Die Fürstin Tarrakanoff . . . . . 151.

. Die Pest im Innern Rußlands und in Moskau. — Entführung des Königs von Polen. — Wassiltschikoff Günstling der Kaiserin. — Gregor Orloffs Entfernung vom Hofe. —

Seite

Die erste Theilung Polens. — Auswanderung aus Rußland. — Wassiltschikoffs Verabschiedung. — Die erste Verehlichung des Großfürsten Paul. — Diderot in Petersburg. 221.

VI. Unruhige Stimmungen in den Provinzen. — Die falschen Peter III. — Pugatscheffs Verschwörung. — Seine Erfolge, sein Tod. — Potemkin, Katharinas Günstling. — Reise nach Moskau. — Verwirrungen in der Krim. — Zawadoffskys Erhebung zur Günstlingsschaft. — Der Tod der ersten Gemahlin des Großfürsten. — Seine Reise nach Berlin. — Seine zweite Ehe. — Zoritz wird Günstling . . . . . 261.

Anhang. Beschreibung der Feierlichkeiten bei der Vermählung Peters III. mit Katharina . . . . . 322.

Inhalt des dritten Bandes.

Katharina II. Fortsetzung.

I. Das politische Verhältniß Rußlands zu Dänemark und Schweden. — Die Reise König Gustav des Dritten nach Petersburg. — Verwicklungen in Konstantinopel. — Die Verabschiedung des Günstlings Zoritz. — Rimsky Korzakoff wird sein Nachfolger. — Die bewaffnete Neutralität Rußlands und der nordischen Mächte. — Die Reise Katharina's nach Mohiloff. — Zanskoi wird der Nachfolger Korzakoff's. — Joseph der Zweite in Petersburg. — Friedrich Wilhelm in Petersburg. — Die Reise des Großfürsten durch Europa. . . 1.

II. Die Friedensvermittlung zwischen England und Holland durch Katharina die Zweite. — Den Jesuiten verliehener Schutz. — Einfall der Russen in Taurien. — Panin's und Gregor Orloff's Tod. — Die Beziehungen Rußlands zu Persien, China und Japan. — Zanskoi's Tod. — Der Handelstractat mit Frankreich. — Yermoloff wird Günstling. — Das Toleranz-Diner. — Momonoff wird der Nachfolger Yermoloff's. — Katharina kauft die Bibliotheken Voltaire's und d'Alembert's . . . . . 41.

III. Die Reise der Kaiserin Katharina der Zweiten nach der Krim. — Sahim-Gherai's Ermordung. — Die Türkei er-

Seite

klärt Rußland den Krieg. — Gustav der Dritte greift Katharina an. — Die Einnahme von Oczakoff. — Der Frieden in Wärele. — Die Belagerung von Ismail. — Die Ungnade Momonoff's. — Zuboff wird Günstling. — Der Frieden von Jassy. — Potemkin's Tod . . . . . 101.

V. Der russische Hof beim Tode Potemkin's. — Die Erhebung Kosciusko's. — Die letzte Theilung Polens. — Die Ermordung Gustav's des Dritten. — Der Tod Leopold's des Zweiten. — Die französischen Emigranten in Rußland. — Platon Zuboff und seine Familie. — Baron Armfelt's Conspiration. — Gustav des Vierten Adolph's Reise nach Petersburg. — Die Eroberungen in Persien. — Der Tod Katharina's der Zweiten . . . . . 176.

. Katharina's Regierung und ihr Einfluß auf Rußlands Entwicklung. — Katharina als Weib . . . . . 255.

Inhang.

Paul der Erste Petrowitsch. 1796—1801.

Kaiser Paul's Thronbesteigung. — Sein Verfahren beim Begräbniß Katharina's der Zweiten. — Er ist im Anfange seiner Regierung der ärgste Feind Frankreichs, wird aber endlich Napoleon's Freund und Bewunderer. — Seine an Wahnsinn grenzende Tyrannei. — Die Pahlen-Panin'sche Verschwörung. — Eine Palastrevolution beraubt ihn des Thrones und des Lebens . . . . . 301.

Inhalt des vierten Bandes.

Alexander der Erste Paulowitsch. 1801—1825.

Kaiser Alexander's Charakter. — Seine innere Politik. — Die Theilnahme Rußlands am Kriege gegen Napoleon. — Alexander und Napoleon in Tilsit. — Rußland im Jahre 1812. — Napoleon in Moskau und Alexander in Paris. . . 1.

I. Die heilige Allianz. — Frau von Krüdener. — Alexander's religiöse Disposition. — Die Ueberschwemmung in Petersburg. — Heimliche Gesellschaften in Rußland und Polen. 101.

Seite

III. Die Corruption der ruſſiſchen Verwaltung. — Der Einfluß der Günſtlinge unter der Regierung des Kaiſers Alexander. — Der General Graf Araktſchejeff. — Fürſt Czartoryski. — Feldmarſchall Fürſt Wittgenſtein. — General Miloradowitſch. — Graf Speranski. — Karamzin. — Der moraliſche Zuſtand der ruſſiſchen Popen. — Tchinn und Tchinoniks. . . . . 150.

IV. Einzelne Züge aus dem Privatleben des Kaiſers Alexander. — Das eheliche Verhältniß zwiſchen ihm und ſeiner Gemahlin. — Die letzten Lebensjahre des Kaiſers. — Seine und ſeiner Gemahlin Reiſe nach Taganrog. — Alexander's Beſuch der Krim. — Sein Tod in Taganrog. . . . . 234.

V. Der moraliſche Zuſtand Rußlands zur Regierungszeit des Kaiſers Alexander des Erſten. . . . . 309.

Inhalt des fünften Bandes.

Alexander I. Paulowitſch. Fortſetzung.

I. Die geheimen Geſellſchaften. . . . . 1.

II. Ein Bündniß zwiſchen geſchworenen Feinden. — Die Stimmung der Gemüther in Polen. — Die geheimen Geſellſchaften und Verſchwörungen daſelbſt. . . . . 46.

III. Der Großfürſt Konſtantin. — Ein Interregnum von fünfundzwanzig Tagen. — Edler Wettſtreit zweier Brüder in Entſagung. . . . . 91.

Nikolaus der Erſte Paulowitſch. 1825—1855.

IV. Nikolaus der Erſte beſteigt den ruſſiſchen Thron. — Die Militärrevolution in St. Petersburg. — Maſſacre und Verhaftungen. — Peſtel und die Revolution im Süden. . . . 163.

V. Die Rebellen werden vor einen eigens eingeſetzten Gerichtshof geſtellt. — Ihr Urtheil und ihre Strafe. — Die erſten Monate der Regierung des Kaiſers Nikolaus. — Amneſtie. — Politik. . . . . 259.

VI. Nikolaus als Großfürſt. — Diplomatie. . . . . 309.

Inhalt des sechsten Bandes.

Nikolaus der Erste. Fortsetzung.

Seite

I. Die Führung der kaiserlichen Leiche von Taganrog nach Petersburg und das feierliche Begräbniß derselben. — Vorbereitungen zur Krönung. — Der Tod der Kaiserin Elisabeth. — Ihre Bestattung . . . . . 1.

II. Moskau und die dortigen Krönungsfeierlichkeiten. — Ankunft des Großfürsten Konstantin. — Alte Sitten und Bräuche. — Krieg mit Persien. — Die Generale Yermoloff und Paskewitsch. — Der Frieden zu Turkmantschai . . 37.

III. General Yermoloff. — Kriegserklärung gegen die Türken. — Feldzüge der Jahre 1828 und 1829 in Europa und Asien. — Friedenstractat mit der Pforte. — Aufstand in den Militaircolonieen . . . . . 69.

Nikolaus der Erste, von C. Volckhausen.

Vorwort . . . . . 121.

IV. Russische Politik. — Diplomatische Geschichte der orientalischen Angelegenheiten von 1821—1829 . . . . . 123.

V. Der Inhalt des Vertrags von Adrianopel. — Griechenland. — Russische Diplomaten . . . . . 203.

VI. Die innere Lage Rußlands von 1825—1830. — Wirkungen des Krieges. — Allgemeines über die Reformen des Kaisers. — Polizei. — Gesetzgebung. — Maaßregeln gegen die Corruption der Beamten. — Censur. — Religion und Unterricht. — Wissenschaft . . . . . 253.

VII. Die innere Lage Rußlands 1825—1830 (Fortsetzung). — Staats- und volkswirthschaftliche Verhältnisse. — Heer und Flotte. — Adel und Volk . . . . . 296.

I.

Die Führung der kaiserlichen Leiche von Taganrog nach Petersburg und das feierliche Begräbniß derselben. — Vorbereitungen zur Krönung. — Der Tod der Kaiserin Elisabeth. — Ihre Bestattung.

Die diplomatischen Verhandlungen in Bezug auf die orientalische Frage überhaupt und die griechische insbesondere, mit deren Darlegung wir den fünften Band schlossen und die von so großer Wichtigkeit auch für die folgenden Begebenheiten waren, fanden einige Tage nach der feierlichen Beisetzung der sterblichen Ueberreste des verewigten Kaisers Alexander statt. Nachdem dieselben von Taganrog nach Petersburg übergeführt waren, wurden sie in dem Grabgewölbe St. Peter's und St. Paul's eingesenkt. Nach diesem feierlichen Augenblicke athmete man am russischen Hofe wieder freier auf, und die wiederhergestellte Sicherheit erlaubte nun auch an eine andere Feierlichkeit von freudigerer Natur zu denken, an die Krönung des Kaisers in Moskau. Die dieser Krönung

und der Beerdigung Alexander's vorhergehende Period ist aber so interessant, da sich in ihr einestheils das rein menschliche Gefühl der Trauer über den Verlust eines geliebten Herrschers spiegelt, anderntheils aber auch di Unruhe der Erwartung sich kund giebt, und endlich deswegen, weil, wenn wir den Trauerzug von der südlichsten Grenze des Reiches bis zur Hauptstadt und ihre Citadelle begleiten, sich ein treues Gemälde jener Land strecken vor uns aufrollt, von welchen wir bis dahin noch gar wenig wußten.

Man erwartete in Petersburg die Ankunft der kaiserlichen Leiche mit lebhafter Unruhe. Die Regierung hatte alle Vorsichtsmaßregeln ergriffen, um möglichen Ruhestörungen kräftigst entgegenzutreten; den Beamten, denen die Sorge für die öffentliche Sicherheit oblag, war es auf's Strengste anbefohlen, auf ihren Posten zu sein und die Gouverneure der Provinzen durften diese nicht verlassen. Das Publikum befand sich in einer peinlichen und qualvollen Unruhe. Um dem Leser ein Bild des damaligen Zustandes zu geben, wollen wir wieder einige Blätter aus dem Reisejournal des Herrn J. M. Schnitzler abdrucken, das dieser an Ort und Stelle führte.

„Der Carneval ist in diesem Jahre besonders düster und traurig gewesen, und man ist an dem ersten Tage der Fasten, welche sieben Wochen ohne Unterbrechung dauern, angelangt, ohne vorher die gewöhnlich so geräuschvollen wirklichen montagnes-russes, die Katcheli's (Strickschaukeln) genossen, ohne die Taschenspieler- und Seiltänzerbaracken, die auf dem Eise aufgeführten Ver-

aufsbuden von Speisen und Branntwein, jene Haupt-
zusammenflußorte des tchornii-narod (schwarzen Vol-
es) und ohne die beliebten Wettläufe gesehen zu haben.
Auch im Innern der Familie selbst entbehrte man aller
Zerstreuungen und unter den besseren Klassen trägt noch
heute Jedermann die Trauertracht; die Toilette der Damen
besteht aus dunklem Flanell oder krausem Flor, und auch
die Männer, Herren und Diener, stecken in schwarzen Co-
stümen mit großen Pleureusen; die Schlitten sind mit
Schwarz überkleidet, und dürfen auf dem Schnee der
Straßen nur langsam dahingleiten, — kurz, Alles ver-
breitet hier einen Eindruck von wirklicher und tiefer Be-
trübniß. Außerdem erwarten auch noch so viele der
mächtigsten Familien mit Angst den Beschluß über das
Schicksal irgend eines ihrer Mitglieder. Eine gewisse
über Allen schwebende Furcht, ohne wirklichen Grund, aber
vielleicht darum um so allgemeiner, hält alle Sinne bis
zu dem Grade gefangen, daß nicht nur die Freude aus
den zunächst dem Vergnügen bestimmten Kreisen verbannt
ist, sondern sogar der Handel und Wandel stockt und sich
eine allgemeine Stagnation fühlbar macht. Diese Unruhe,
diese Furcht nimmt jedes andere Gefühl hinweg. Ohne
Zweifel fahren noch einige treue und aufrichtig ergebene
Freunde fort den verstorbenen Kaiser zu beweinen; aber
nach der doppelten Revolution und den Verhaftungen,
welche darauf folgten, ist der Ausdruck der allgemeinen
Trauer sehr abgeschwächt. Auf der einen Seite wendet
man sich dem neu aufgegangenen Sterne zu, der jetzt
am Horizonte strahlt; auf der anderen denkt man mit
Unruhe an alle die Elemente der Verwirrung und Un-

ordnung, die sich für den neuen Autokraten anhäufen; die größte Furcht aber flößt Allen die geringe öffentliche Sicherheit ein. Die finsterſten Gerüchte circuliren, man erfindet täglich die ungereimteſten Fabeln. Das Publikum glaubt dieſelben ohne Unterſuchung, ſie werden mit jedem Schritte vergrößert, mit neuen Unwahrſcheinlichkeiten genährt und man erwartet mit ſichtlicher Unruhe und mit Unglück weiſſagenden Ahnungen den Tag, an welchem die Leiche Alexander's in der Stadt ankommen ſoll. Einige reden von neuen Verſuchen gegen das Leben des Kaiſers; Andere friſchen die falſchen Gerüchte von aufrühreriſchen Auftritten in Moskau auf, wo jedoch die allgemeine Ruhe auch nicht einen Augenblick geſtört worden, oder wo mindeſtens das Complott, wenn wirklich ein ſolches dort beſtanden haben ſollte, gleich in ſeinem erſten Aufkeimen erſtickt worden iſt; wieder Andere träumen von aufrühreriſchen und blutigen Scenen, die an dem feſtlichen Tage ſelbſt zum Ausbruch kommen ſollen; auch vernünftige Perſonen vermögen dieſer Furcht nicht Meiſter zu werden, ſie glauben, dieſer Tag werde den Mißvergnügten Gelegenheit geben, ihre verbrecheriſchen Pläne auszuführen.

Es liegt, das will ich wohl glauben, viel Uebertreibung in dem Allen; wenn man aber ſtets von Brand, Raub, Mord und Plünderung ſprechen hört, wer wollte da nicht ängſtlich werden? Und man hat hier ſehr triftigen Grund zur Furcht; denn die niedere Bevölkerung iſt überaus zahlreich, dabei im höchſten Grade unwiſſend und unmoraliſch, dem Trunke leidenſchaftlich ergeben und von einem lebhaften Haſſe gegen die Fremden ſowohl als

gegen ihre eigenen besser situirten Landsleute erfüllt. Daß eine solche, mit ihrem Schicksal gar nicht zufriedene Menschenmasse wenig Interesse dabei hat, die bestehende Ordnung der Dinge, unter der sie nur Noth und Elend erduldet, aufrechtzuerhalten, liegt auf der Hand. Dieser Volkshaufen wird gebildet aus den Sclaven der Krone, welche in Petersburg zu verschiedenen öffentlichen Arbeiten verwendet werden, wie zum Umpflastern und Reinhalten der Straßen, und zu anderen Geschäften, wie sie die Laune in einem Lande erfindet, wo die Mühen und selbst das Leben der geringeren Klassen Nichts gilt; dann aus einer gar nicht zu schätzenden Anzahl von Colporteuren, umherwandernden Verkäufern und Hausirern mit Branntwein, Kuchen, Taback und dergleichen Waaren, und einer nicht geringeren Zahl von Maurern, Zimmerleuten, Fuhrleuten, Kutschern, Landstreichern, Industrierittern u. dgl. m. Denn Alles strömt nach der Hauptstadt, weil es hier der Erwerbsquellen viele giebt, womit man ein allerdings elendes Dasein sich fristen kann: es ist geradezu unmöglich, diese Männer aller Alter, Sclaven oder freie Bauern, die mit dieser Absicht nach Petersburg kommen, zu übersehen. Zum Glück haben diese Menschen fast keine Bedürfnisse: ein Stück schwarzes Haferbrot, Kohl, Zwiebeln, zuweilen ein verdorbener Fisch und einige Haselnüsse zum Dessert genügt ihnen zur Mahlzeit, glücklich aber sind sie, wenn sie Branntwein vollauf haben. Sie schlafen in Thorwegen, in ungesunden, elenden Hütten, in Ställen, Wagenremisen, überall, wo man ihnen nur einige Ellen Raum gestattet. Die Religion ist nicht vermögend gewesen, die heftigen Leidenschaften in diesen Menschen zu mildern,

die in der That auf einer nicht viel höhern geistigen Stufe stehen, als die Thiere. Von Sittlichkeit kann bei ihnen nicht die Rede sein, wohl aber sind sie von Habgier und einer unüberwindlichen Leidenschaft für berauschende Getränke beherrscht.

Eine zweite Revolution, wie die, welche soeben mißglückt ist, kann leicht das Leben und Eigenthum der stillen und industriellen Bewohner dieser großen Stadt der Brutalität der Muschiks preisgeben. Wehe, wenn diese Proletarier ihre Ketten zerbrechen, in denen sie jetzt noch der Aberglaube erhält, und die sie in ihrem Knechtssinn und aus Furcht vor der Polizei, welche mit Prügel und Knute die Disciplin unter ihnen aufrecht erhält, nicht fühlen! Wehe, wenn eines Tages in ihnen das Verlangen sich regt, die Härte, mit welcher man sie behandelt, zu rächen, die oft systematische Demüthigung, zu welcher man sie erniedrigt, zu vergelten!

Noch ein anderer Umstand vermehrt aber die Gefahr: die Boutotchniks oder Polizeisoldaten zählen nämlich auch zu diesen niedrigsten Klassen und haben alle Laster derselben. Oft theilen sie sich mit den Banditen, die sie überwachen sollen, brüderlich in die Früchte des Diebstahls; die öffentliche Sicherheit ist ihre geringste Sorge; wie die anderen folgen sie den ihnen angelegten Zügeln, bis der Tag der Rache kommt, an dem auch sie ihre Rechnung mit ihren Unterdrückern abzumachen hoffen.

Im Allgemeinen ist es daher nur verständig, auf seiner Hut zu sein, sich in seiner Wohnung einzuschließen und überhaupt alle Vorsicht anzuwenden. Aber man

vermehrt dennoch diese Gefahr durch die Furcht, die man im Publikum verbreitet. Man spricht von politischen Umtrieben, von Aufruhr und Revolutionen, und versichert doch wieder, daß das Feuer der Erhebung vollkommen erstickt und daß man bis in die geheimsten Tiefen derselben eingedrungen sei; man fürchtet eine allgemeine Plünderung, man zittert für das Leben des Kaisers und seiner Familie und plagt sich auf tausend Arten. Die Vorsichtsmaßregeln, welche die Autoritäten ergriffen haben, die bewaffnete Macht, die man in und um die Stadt zusammengezogen hat, beiläufig vierzigtausend Mann Garde, deren Führer dem Monarchen ergeben ist, — dies Alles, sollte man meinen, müßte die Gemüther beruhigen. Um jedoch zu beweisen, wie sehr sie noch aufgeregt sind, zeichne ich ein Factum auf, welches in diesen letzten Tagen sich hier ereignete, und das als eine vollkommene Parodie der berüchtigten Pulververschwörung in London zu betrachten ist.

Es hatte sich in der ganzen Stadt das Gerücht verbreitet, daß das Gewölbe unter der Kirche Unserer Lieben Frau von Kasan mit Tonnen angefüllt sei, welche Pulver und andere brennbare Stoffe enthielten, und daß Alles vorbereitet sei, um den Kaiser, seine Familie und den Hof in dem Augenblicke in die Luft zu sprengen, wo der Sarg mit den irdischen Ueberresten des dahingeschiedenen Monarchen in die Gruft gesenkt werden solle; auch die Brücke von Kasan mit der gerade darauf befindlichen, nach der Kirche hin drängenden Volksmasse solle dasselbe Schicksal erleiden. Dieses ungereimte Gerücht, welches die thörichte Menge glaubte, kam auch zur Kenntniß des

Kaisers, der aber und zwar mit Recht ihm keine Aufmerksamkeit schenkte. Die in Rede stehenden Keller und Gewölbe waren an einen Kaufmann vermiethet, der in denselben eine Anzahl Fässer mit Wein lagerte; die für die Erhaltung und den Transport des Weines nöthigen Arbeiten wurden an Ort und Stelle ausgeführt und man hatte dazu die Nacht mit zu Hülfe nehmen müssen. Das war die sogenannte Pulververschwörung. Der Kaiser, um die Gemüther zu beruhigen, befahl endlich der Polizei diese Keller zu untersuchen, die Fässer heraufholen und ihren Inhalt erforschen zu lassen. Massen von Neugierigen versammelten sich um die Polizeiagenten, die, was wohl kaum noch gesagt zu werden braucht, in den Fässern nichts Anderes als Wein fanden. Sie schlugen mehrere derselben auf, ließen den Wein auf die Straße fließen und durchsuchten die Keller in allen Ecken und Winkeln. Aber dies half Alles nichts; Einzelne sahen wohl ihren Irrthum ein, der große Haufe aber blieb dabei, es sei Pulver in den Tonnen und überall hatte man Lunten und Schwefelfäden gesehen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Lügner von Profession am Ende selbst an seine Erdichtungen glaubt, und daß Furcht diejenige Empfindung ist, die sich am tiefsten in der Seele festsetzt. Es blieb daher der Polizei nichts übrig, als die Pforten und Luken zu den Gewölben zu verschließen und einen Polizeidiener vor jede Oeffnung zu stellen; trotzdem beruhigten sich die erschreckten Gemüther erst nach mehreren Tagen.

An dieser Furcht, scheint es, hat die Liebe zum Kaiser großen Antheil. Man behauptet nämlich, er habe

selbst geäußert, daß er sich keinen Augenblick seines Lebens sicher halte, daß diese Ueberzeugung aber doch Nichts in seinen bisherigen Gewohnheiten ändern solle. Und in der That fährt er täglich ohne irgend eine Eskorte spazieren; ein einziger Dentchik oder Lakai nimmt den Sitz hinter ihm auf seiner Droschke ein. Nikolaus ist ein beherzter Mann, und gewiß trägt er nicht die Schuld, wenn das Publikum das Vertrauen nicht theilt, welches ihn selbst beseelt."

Dies war das Portrait der Hauptstadt während der letzten Wintermonate.

Während dieser Zeit zog man langsam mit der Leiche des Kaisers Alexander durch das ganze europäische Rußland. Die Geschichte hat kaum ein zweites Beispiel eines ähnlichen Zuges aufzuweisen. Friedrich Barbarossa, der heilige Ludwig und in unseren Tagen Napoleon der Erste starben auch in entlegenen Ländern; aber der Transport ihrer Leichen zu ihrer letzten Ruhestätte wurde durch Meer, welches die Entfernungen abkürzt, bedeutend erleichtert. Nicht so im vorliegenden Falle: Alexander war am äußersten Ende seines ungeheuren Reiches gestorben und seine Leiche mußte auf dem Landwege nach Petersburg übergeführt werden. Das war etwas noch nicht Dagewesenes. In Rußland haben die Czaren noch immer ihre Lebenstage entweder in ihrer Hauptstadt selbst oder doch wenigstens in deren Nähe geschlossen.

Nachdem die Leiche in Taganrog einbalsamirt und einige Zeit im großen Saale des kaiserlichen Palastes der öffentlichen Verehrung ausgestellt gewesen war, wurde sie unter Leitung des Bischofs von Jekatherinoslaw, Cherson

und Tauris und mit allem nur irgend möglichen Pompe nach der Kirche Alexander-Newski's, auch Jerusalemer Kirche genannt, gebracht, wo sie bis zum Eintreffen weiterer Bestimmungen verbleiben sollte. Das Ataman-Regiment der Donischen Kosaken war beordert worden und bildete mit den Gardekosaken und einer Compagnie der Garnison Spalier, durch welches sich der Zug bewegte. Eine kleine Anzahl russischer Generale begleitete die Bahre; aber von nahe und fern hatte sich eine große Menschenmasse eingefunden, welche der Feier mit aufrichtigstem Schmerze beiwohnte; selbst die Kinder der Wüste waren erschienen, um ihre heidnischen Gebete denen ihrer christlichen Brüder beizugesellen. In der kleinen Kirche erhob sich auf einer schwarz ausgeschlagenen und von Kandelabern umgebenen Estrade ein karmoisinrother Katafalk mit einem Baldachin, auf welchem die kaiserliche Krone angebracht war. Hier wurde der Sarg aufgestellt und der Bischof, umgeben von der Geistlichkeit, las die Todtenmesse.

Am 9. Januar brach der Zug vom Alexander-Newski-Kloster auf. Die Kaiserin Elisabeth, die am liebsten den Fürsten Wolkonski mit der Führung desselben betraut hätte, dies aber einem heiligen Gelübde zufolge nicht konnte, übergab diesen kostbaren Schatz der Obhut und Sorge des von ihr selbst dazu ausersehenen Generaladjutanten Wassili Orloff-Denisoff, einem Enkel des Generals Denisoff, Waffenbruders Suwarow's, der sich vom gemeinen Kosaken bis zum Kosaken-Hetman und General en chef aufschwang. Orloff-Denisoff hatte sich in den Feldzügen von 1812 und 1814 ausgezeichnet;

er war großer Gutseigenthümer an den Ufern des Don und wurde von der Bevölkerung dieses Landstriches angebetet: sein Charakter wie seine Verdienste qualificirten ihn also vorzugsweise zu dem Dienste, mit welchem ihn die edle kaiserliche Wittwe beehrte. Unter seinem speciellen Befehle standen zehn der gewesenen Adjutanten des verstorbenen Kaisers und große Truppenabtheilungen geleiteten den Zug. Aber die schönste Zierde desselben bildeten die Bevölkerungen der Städte und des flachen Landes, welche trotz der Strenge des Winters von allen Seiten herbeiströmten, sich ehrfurchtsvoll vor dem Sarge verneigten, ihn mit Küssen bedeckten und sich glücklich priesen, wenn es ihnen vergönnt wurde, ihn einige Minuten ziehen zu dürfen.

Da der Zug bei einer Kälte von durchschnittlich fünfundzwanzig Grad, die bei der Annäherung an Moskau bis auf vierzig Grad stieg, aufbrechen mußte, und schon auf seiner ersten Station von einem heftigen Orkane und Schneesturme überfallen wurde, so kam er natürlich nur sehr langsam vorwärts, selten legte er mehr als dreißig Werste in einem Tage zurück. Erst am 21. Januar erreichte er Karkoff, ein Städtchen in Klein-Rußland, acht Tage darauf Kursk, am 2. Februar langte er in Orel an, am 9. desselben Monats in Tula, einer blühenden, durch ihre Stahlfabrikation und andere Manufacturen bekannten Stadt, und am 15. Februar endlich bei Anbruch der Nacht hielt er vor der Kathedrale des Erzengels Michael im Kreml von Moskau.

Die Ordnung des Zuges sowie das Ceremoniel blieben für den ganzen Weg dieselben: Nachts ruhte der

Leichnam gewöhnlich in einer Dorfkirche, in welcher die Bewohner zusammenströmten, um das Andenken des Verewigten durch Gebete zu feiern. Hielt der Zug in einer Stadt an, so nahm ihn die Kathedrale auf; dann wurde der Sarg auf einen Katafalk gestellt und tausende von Kerzen beleuchteten die schwarz ausgeschlagenen Wände. Dieser Pomp war nicht befohlen, sondern die Liebe der Bevölkerung führte ihn aus. Wenn der Zug in ein anderes Gouvernement kam, wurde er vom Erzbischofe oder Bischofe an der Spitze der Geistlichkeit sowie vom General- oder Civilgouverneur und den Adelsmarschällen nebst einer Deputation des Adels empfangen. Weinend sah man ihn weiter ziehen und feierte das Andenken an die Trauerfeierlichkeiten überall durch Geldspenden an die Armen und wohlthätige Stiftungen.

Auf die Nachricht, daß sich der Zug dem heiligen Moskau, der alten Hauptstadt des Reiches nähere, war ihm die Bevölkerung bis Kolomensk entgegengereist. In diesem Dörfchen, das für Peter's des Großen Geburtsort gilt, fand eine ebenso imposante als rührende Scene statt: bei Annäherung des Sarges fielen die Behörden, die Generalität, sowie die ganze Volksmasse auf die Knie, und verharrten einige Minuten andächtig in dieser Stellung. Eine ungeheure Menschenmenge war zusammengeströmt und geleitete den Zug nach Moskau, wo er mit außerordentlichen Ehrenbezeugungen und Feierlichkeiten empfangen wurde. Der bisherige Leichenwagen wurde jetzt mit einem eigens dazu erbauten, überaus prächtigen vertauscht. Vor jeder Kirche, bei welcher der Zug vorüber kam, hielt derselbe an, bis die Priesterschaft die Leichen-

gebete verrichtet und den Segen gesprochen hatte. Der Sarg war nicht nur mit der kaiserlich russischen und der königlich polnischen Krone geschmückt, sondern man hatte sogar aus dem Oroujeinaja-Palata (Arsenal), in welchem die National-Heiligthümer aufbewahrt werden, die alten Kronen von Sibirien, Kasan, Astrakhan, der Krim und Georgien herbeiholt. Vor der Kathedrale des Kreml angekommen, in welcher die sterblichen Ueberreste der alten Czaren bis auf Peter den Großen, sowie auch Peter's des Zweiten, der unerwartet in Moskau an den Pocken starb, und des jungen Dimitri Iwanowitsch, jenes unschuldigen Opfers von Boris Godunoffs Ehrgeiz, ruhen, wurde der Sarg von dem Wagen gehoben und von den Generaladjutanten und Adjutanten in das Heiligthum getragen. Hier wurde er auf einen prächtigen Katafalk gestellt und der Erzbischof feierte die Todtenmesse, worauf dann die Thüren der Menge des Volkes, das in dichten Schaaren und in Ungeduld dieses Augenblickes harrte, geöffnet wurden. Bald war die Kirche überfüllt, aber es herrschte ein ehrfurchtsvolles Schweigen. „Es ist unmöglich" — sagt ein Journal, — „den Eifer und die Ehrerbietung zu beschreiben, mit welchem sich nach und nach Jedermann näherte, um den Sarg zu küssen."

Man konnte bei dieser Gelegenheit recht deutlich erkennen, daß für das russische Volk der Czar ein Gegenstand religiöser Verehrung ist: die Ehren, die man dem Staube der Autokraten erweist, erinnern sehr lebhaft an die Heiligenverehrung, ja es besteht fast kein Unterschied zwischen beiden Culten.

Am 18. Februar setzte sich der Leichenconduct aufs

Neue in Bewegung, nachdem der Erzbischof zuvor zum Abschiede noch einige Worte gesprochen hatte; derselbe Pomp geleitete die Leiche bis zur Barriere von Twer. Von da an bis zum Palaste Petrofski erlaubte man den eifrigsten Männern der ländlichen Bevölkerung, den Prachtleichenwagen zu ziehen, worauf dieser wieder mit dem von Taganrog aus gebrauchten vertauscht wurde. Am 23. kam der Zug in Twer, am 25. in Torjok an. Eine der folgenden Nächte wurde in Wyschnii-Wolotchok, dem Centralpunkte des hydraulischen Systems, welches die Newa mit der Wolga verbindet, zugebracht, und am 7. März traf man in Nowogorod, ehemals „das Große" genannt, ein, wo die Religion ihre ganze blendende, antike Pracht in der Kathedrale der heiligen Sophia entfaltete.

Endlich am 10. März langte man in Tzarsno-Zelo an; man war also nur noch fünf und eine halbe Meile von der Hauptstadt entfernt. Bis hierher war der oberste Trauermarschall dem Leichenzuge entgegengekommen, um sich den Sarg feierlichst übergeben zu lassen. Er ließ sogleich die auf einem Prachtwagen mitgebrachte kaiserliche Krone auf demselben anbringen, und geleitete die Leiche sodann in die Kapelle des Palastes, der ehemals die üppige Residenz Katharina's der Zweiten war.

Der Kaiser Nikolaus und die Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna waren dem Trauerzuge bis zu dem stillen Dorfe Tossna, zwei Poststationen von Tzarsno-Zelo entfernt, entgegengeeilt, um den beschwerlichen Blicken der Menge und den vielen Zeugen bei einem so traurigen Zusammentreffen zu entgehen. Auf ihren Befehl mußte

man den Sarg öffnen, das Antlitz aber ließ man verhüllt, da dasselbe schon zu sehr die Spuren der Verwesung trug. Die erhabene Mutter Alexanders mußte daher auf den Trost verzichten, die geliebten Züge noch einmal zu schauen, sie konnte nur eine der erkalteten Hände des Verewigten ergreifen. Man kann sich vorstellen, wie schmerzlich diese Scene gewesen sein mag, wir verzichten darauf, sie zu schildern.

Ein nicht weniger rührender Auftritt fand am folgenden Tage in der Kapelle des Schlosses Tzarsno-Zelo statt, wo die Leiche einige Tage ausgestellt blieb, während welcher man die letzten Vorbereitungen zu dem feierlichen Begräbnisse ausführte. Die Menge, welche aus der Stadt und ihren Umgebungen herbeigeströmt war, hielt den ganzen Tag hindurch das Gerüst, auf dem der Sarg stand, belagert; nachdem sie sich endlich auf höheren Befehl entfernt hatte, betrat die kaiserliche Familie das Heiligthum und nahte sich schleunigen aber schwankenden Schrittes dem Katafalke. Alle warfen sich in Thränen zerfließend über den Sarg und einige Augenblicke hörte man nichts als Seufzer und Schluchzen. Die unglückliche Mutter hatte sich dem Kopfende genähert und stand, stumm und thränenlos über das Haupt ihres Sohnes gebeugt, im tiefsten Schmerz versunken; die Kaiserin Alexandra war so gewaltig erschüttert und ergriffen, daß sie sich nicht aufrecht zu erhalten vermochte, und unterstützt werden mußte, um nicht in Ohnmacht zu sinken; auch der Kaiser Nikolaus war so bewegt, daß er für alles Andere um sich fast theilnahmlos blieb, und den Zustand seiner Gemahlin kaum bemerkte; seine Züge trugen das Gepräge der tief-

sten Trauer, ebenso die des stumm neben ihm stehenden Großfürsten Michael; der Prinz von Oranien starrte, die eine Hand auf den Sarg gelegt, mit düstrem Blick auf den Katafalk, bald aber stürzten Ströme von heißen Thränen, die er vergebens zurückzuhalten versuchte, aus seinen Augen — alle Anwesenden waren aufs Tiefste bewegt und erschüttert.

Unterdessen waren die Vorbereitungen zum feierlichen Einzuge in Petersburg beendet. Eine vom Kaiser ernannte Trauercommission hatte alle nöthigen Anordnungen sowohl für den Zug durch die Straßen, als auch für die Feierlichkeiten in der Kirche getroffen. An der Spitze derselben stand der erste Trauermarschall Fürst Alexis Kurakin, einer der angesehensten Männer des Landes und namentlich in allen Etikettefragen wohl bewandert. Die Commission hatte eine unzählbare Menge von Arbeitern zu großartigen Bauten und Decorationen in den Kirchen verwendet, sie hatte ein eigenes Reglement für die Polizei entworfen, ein langes, mit unendlichen Details überfülltes Programm ausgearbeitet, in dem Alles auf das Sorgfältigste vorgesehen und mit strenger Gleichmäßigkeit behandelt war; die Ausführung dieses Programms war ein schwieriges Unternehmen, da mehrere Tausende von Würdenträgern und höheren und niederen Beamten, von denen viele selbst aus den entlegensten Provinzen des Reichs eigens herbeigerufen waren, darin Rollen zu übernehmen hatten.

Petersburg bot seit einigen Tagen einen eigenthümlichen Anblick dar. Die Straßen waren von ihrer dicken Schneemasse befreit und mit Sand bestreut; in gewissen

Entfernungen waren Pfähle eingerammt, um die Aufstel-
ungsorte der verschiedenen Abtheilungen des Zuges zu
narkiren, vor den Kirchen und an anderen Stellen, an
enen der Zug vorbeikommen mußte, waren Gerüste er-
ichtet, deren Plätze zu ungeheuren Preisen vermiethet
vurden. Herolde in eigener Trauertracht zogen am Tage
or der Ceremonie durch die Straßen der Stadt, die
Secretaire des Senats eskortirend, die laut die Begräb-
ißproclamation vorlasen, nachdem die sie begleitenden
Trompeter das Volk versammelt hatten.

Schon war die Leiche von Tzarsno-Zelo nach der
Kapelle des kleinen Schlosses Tschesme gebracht, der letzten
Station vor Petersburg, wo sie dem Befehle des Kaisers
emäß bleiben sollte, bis am 18. März der feierliche
Einzug in die Hauptstadt stattfände. Hier wurde sie um
eben Uhr Morgens auf einen neu erbauten prächtigen
Paradewagen gestellt, und der verhältnißmäßig bescheidene
Zug, welcher von Taganrog ausgezogen war, vergrößerte
ch nun zu einer unermeßlichen Prozession, die einen un-
bsehbaren Raum bedeckte. Alle Staats- und städtischen
Behörden, alle Corporationen hatten sich zu derselben ein-
efunden. Um zehn Uhr erschien der Kaiser in großer
Uniform zu Pferde, begleitet von seinen erlauchten Gästen
nd umgeben von einem glänzenden Generalstabe, gefolgt
on den Prinzessinnen und den Kindern der kaiserlichen
Familie in ihren Wagen. Der Kaiser sprengte durch das
Spalier, welches die in drei Gliedern aufgestellte kaiser-
liche Garde für die ganze Länge des Zuges bildete, und
elangte so zu der Barriere, wo er, sowie sein ganzes
Gefolge, sich in lange Trauermäntel hüllte.

Der von acht Pferden gezogene Leichenwagen nahte jetzt. Er war umgeben von den General- und Flügel-Adjutanten des verewigten, wie des regierenden Monarchen, und zu beiden Seiten schritten sechzig Pagen mit brennenden Fackeln. Dem Wagen vorauf ging in langen Zügen die Geistlichkeit mit den Sängern von St. Alexander-Newski und Unserer Lieben Frau von Kasan; sämmtliche Priester im vollen prächtigen Trauerornate, die einen mit ihren Infuln, die anderen mit langen wallenden Haaren, und alle mit üppigen Bärten, hielten brennende Kerzen in der Hand und trugen Heiligenbilder. Der letzte war der Erzpriester Feodotof, welcher die Beichte des Verewigten empfangen hatte. Beim Erblicken dieser Prozession setzten sich die Mitglieder der heiligen Synode, die Geistlichkeit der Hauptstadt und der Generalgouverneur in Bewegung und gingen der Leiche entgegen.

Gegen zwölf Uhr Mittags verkündete das Geläute sämmtlicher Glocken und der Donner einer Artillerieſalve, daß der Leichenwagen an der Barriere angelangt sei. Hier empfing der Kaiser seinen Vorgänger und schloß sich dann dem Zuge an, mit ihm den Weg durch die ganze Stadt bis zum Heiligthume der Gottesmutter von Kasan fortsetzend. In des Kaisers Begleitung befanden sich der Großfürst Michael, der Prinz Wilhelm von Preußen und der Prinz von Oranien; unmittelbar nach ihnen kamen: der Feldmarschall Herzog von Wellington, der General Graf Peter Tolstoi und der Generallieutenant Emanuel als dienstthuende Generaladjutanten. Sodann folgten der Herzog Alexander von Würtemberg und seine beiden jungen Prinzen; hinter diesen der Kriegsminister,

er Chef des Generalstabs und der Feldmarschall Wrede, nd dann mehrere Hundert andere Generäle und Adjunten. Die weiblichen Mitglieder der kaiserlichen Familie und der Großfürst Alexander folgten in Trauerquipagen, hinter denen der Zug in unabsehbarer Länge ch ausdehnte, überall, so weit man ihn verfolgen konnte, militairischer Ordnung und nach allen Anforderungen er Etikette, aber monoton und ohne jeden anderen Glanz, ls den der Uniformen. So lange der Zug in Bewegung blieb, läuteten die Glocken in langsamen Pulsen nd von Minute zu Minute ertönte ein Kanonenschuß on den Wällen der Festung. Das schönste Wetter hatte ine volle Woche hindurch angehalten, aber an diesem age, es war ein Sonnabend, war die Natur in Aufuhr: frisch gefallener Schnee bedeckte die Straßen und er Wind trieb den noch immer fallenden stöbernd umher.

Der Zug bewegte sich durch den ganzen südwestichen Theil der Stadt und die Sanct-Newski-Perspective, ielt vor jeder Kirche und langte endlich nach zwei Stunen um zwei Uhr vor der Kathedrale an. Hier nahm ie Leiche der Metropolitan Seraphim, derselbe, bei welhem acht Monate vorher der Kaiser Alexander vor seiner Abreise nach Taganrog im Lawrakloster des heiligen Alexander-Newski gewesen und mit dem er jene denkwürdige Unterredung gehabt hatte, umgeben von seiner ganzen Priesterschaft, auf den Stufen des Peristyls in Empfang, welcher diese schöne Kirche, die dem Dom von St. Peter in Rom nachgebildet ist, umgiebt. Der erschütterte Priester geleitete den Dahingeschiedenen in den heiligen Raum, der, wie in den meisten russischen Kirchen,

nur klein war, jetzt aber noch durch den vor dem Ikonostas aufgestellten Katafalk verengt wurde. Dieses Trauergerüst, mit den kostbarsten Stoffen bekleidet und von Tausenden von Kerzen umgeben, erhob sich bis zur Kuppel. Die ganze Kirche war schwarz ausgeschlagen und mit den Wappenschildern sämmtlicher Gouvernements und aller bedeutenderen Städte verziert. Vor der doppelten Säulenreihe aus blauem Granit, die das Schiff der Kirche tragen und die mit schwarzem Flor umhüllt waren, hatte man die unter Alexander eroberten Fahnen aufgestellt.

Nachdem der Sarg auf den Katafalk gehoben worden, begann die gottesdienstliche Feier, bei welcher die ganze Pracht des griechischen Cultus entfaltet wurde. Der Metropolitan, geschmückt mit dem Ordenskreuz über seinem reichen Meßgewande, celebrirte das Traueramt. Er begrüßte die heiligen Bilder des Ikonostas, die königlichen Thüren, den Kaiser und die ganze Versammlung. Die hin- und hergeschwungenen Rauchfässer erfüllten den Tempel mit süßen Wohlgerüchen. Sodann begannen die Gebete der heiligen Liturgie, begleitet von harmonischem, tief ergreifendem Gesange, worauf das eigentliche Todtenamt und das Vorlesen der heiligen Evangelien folgte. Und nachdem der Metropolitan dann noch der Versammlung mit dem Kreuze seinen Segen ertheilt hatte, entließ er sie.

Das Journal de St. Petersbourg besprach diesen feierlichen Tag, seine Bedeutung und seine Eindrücke in folgenden Worten: „Er ist verflossen der schreckliche Tag des 6. März (alten Styls), welcher den feierlichen Ein-

ug des Leichenzuges des verewigten Kaisers in St. Petersburg beleuchten und uns gewissermaßen zum zweienmale mit dem schrecklichen Schlage treffen sollte, der as erhabene kaiserliche Haus seines vielgeliebten Hauptes, Rußland seines Vaters und Wohlthäters, Europa seines ochherzigen Friedensstifters und einer der festesten Stützen er Ruhe berauben sollte, der Tag der Trauer und des Schmerzes, welchen die ganze Bevölkerung der Hauptstadt nit einer schmerzlichen Rührung erwartete, die durch die ührenden Einzelnheiten des Leichenzugs von Taganrog n, sowie durch die erhebenden Ceremonieen, die in Zarsno-Zelo und in Tschesme stattgefunden hatten, aufs öchste gesteigert wurde; mit einem Worte der Tag, dessen lndenken mit unzerstörbaren Zügen im Herzen aller Bewohner fortleben wird."

Acht Tage bewahrte die Kathedrale Unserer Lieben rau von Kasan den kostbaren Schatz, während welcher eit die Thüren derselben geöffnet waren, damit die unnterbrochen zuströmende Bevölkerung der Hülle des Verwigten ihre letzte Huldigung darbringen könnte. Täglich urde Gottesdienst gehalten und das Verlesen der heiligen Evangelien fand sogar während der Nacht statt. Der Kaiser und die kaiserliche Familie wohnten der Todtenmesse, die alle Abend und Morgen celebrirt wurde, regelmäßig bei.

Das Schauspiel, welches sich im Innern der Kirche Unserer Lieben Frau von Kasan entfaltet hatte, war ein rächtiges und großartiges gewesen; es wurde aber von emjenigen noch bei Weitem übertroffen, welches inzwischen

in der St. Peter- und Pauls-Kathedrale der Festung vorbereitet worden war.

Diese Kirche, deren in holländischem Style erbauter Thurm mit vergoldetem Kupfer gedeckt ist und in den Strahlen der Sonne weithin leuchtet, ist seit Peter dem Großen, der dieselbe erbauen ließ, die Grabstätte der russischen Monarchen, das Saint Denis Rußlands. Peter selbst hat den Todtenreigen eröffnet, und alle seine Nachfolger, mit Ausnahme des in Moskau gestorbenen und beigesetzten Peter's des Zweiten und Iwan's Antonewitsch, des letzten Sprossen des älteren Zweiges des Hauses Romanow, ruhen hier an seiner Seite. Vor dem Ikonostas, der von der Kuppel ein schwaches und gedämpftes Licht empfängt, stehen zur Rechten und Linken die Sarkophage der Kaiser und Kaiserinnen und der Mitglieder ihrer Familie.

Zur Aufnahme Alexander's war unter der Kuppel ein imposanter Katafalk errichtet worden, ein Bau von ungeheuren Dimensionen, welcher den Raum zwischen den vier Pfeilern, an welche er sich anlehnte, nicht nur völlig ausfüllte, sondern auch nach der Seite des Schiffs noch darüber hinausragte. Kolossale Engelgestalten, Kandelaber und Trophäen schmückten den unteren Theil der Estrade. Es ließ sich nichts Ergreifenderes denken als der Anblick dieses Todtentempels.

Der Tag, an welchem die sterbliche Hülle Alexander's hierher übergeführt werden sollte, war auf den 25. März festgesetzt worden. Zwei Tage vorher wurde die Kasansche Kathedrale geschlossen: nur noch der kaiser-

lichen Familie war sie zugänglich, welche in diesem letzten Augenblicke ihre Andachtsübungen vervielfältigte.

Eine Proclamation hatte der Hauptstadt den Tag der feierlichen Beisetzung verkündet; auch er war düster und stürmisch, aber das Volk ließ sich dadurch nicht abhalten, auch Zeuge dieses letzten Actes der Tragödie zu sein.

Diesmal war der Weg nicht weit. Der Kaiser begab sich zu Pferde nach der Kasanschen Kirche, umgeben von demselben Gefolge wie am Einzugstage. Sofort nach seinem Eintritt begann die Liturgie.

Nachdem der Sarg vom Katafalk genommen und unter feierlichem Gesange auf den Paradewagen gestellt worden war, setzte sich der Zug um die Mittagszeit unter stürmischem Schneegestöber in Bewegung. Den Wagen zogen acht Rappen unter Führung des treuen Ilya,*) der nur noch diese eine traurige Fahrt thun wollte, bevor er für immer sein Amt niederlegte. Der Kaiser und die Prinzen folgten dem Sarge zu Fuß, die Kaiserinnen mit dem Thronerben und der Prinzessin

*) Weil dieser treue Leibkutscher Alexander's einen langen Bart und russische Nationaltracht trug, wollte man ihn anfangs bei der Begräbnißfeierlichkeit nicht verwenden, da der Etikette zufolge ein Kutscher in Galla den Leichenwagen führen sollte. Ilya protestirte aber dagegen und erbot sich, lieber sein Heiligthum, seinen Bart opfern zu wollen, als daß ein Andrer seinen heiß geliebten Herrn zum Grabe führe. Nach langem Ueberlegen ließ man es endlich zu, auch ohne diese Prüfung dem treuen Diener sein Gesuch zu gewähren. Er lebte nach jener Zeit von einer bedeutenden Pension und der König von Preußen ehrte die Anhänglichkeit des Dieners mit dem allgemeinen Ehrenzeichen.

Maria von Würtemberg in Trauerwagen. Unter den Generaladjutanten des Verewigten bemerkte man an diesem Tage auch den Grafen von Lieven, der eigens von London herübergekommen war, um seinem Gebieter diese letzte Ehre zu erweisen.

So langte der Zug unter Beobachtung derselben religiösen und militairischen Feierlichkeiten an der Begräbnißstätte an, wo sich das diplomatische Corps bereits in corpore versammelt hatte, und wo man auf einem Balcone auch einige durch ihr Unglück interessante Frauen sah. Es waren dies zwei Königinnen von Imerethien, die eine die Gemahlin, die andere die Mutter des unglücklichen Czaren Salomon des Zweiten, der im Jahre 1810 in Trebisond starb, und Nina, die letzte Regentin von Mingrelien, Tochter Georg's des Neunten, des letzten Königs von Georgien. Um sie herum hatten sich die Damen der ersten Klasse und sonst noch ausgezeichnete Personen, die man mit speciellen Einladungen beehrt hatte, gruppirt.

Ueber diese letzte Trauerfeierlichkeit, die eine andere Bedeutung als die in der Kirche Unserer Lieben Frau von Kasan hatte, spricht sich ein officielles Organ in folgender Weise aus:

„Da der Eintritt in die Kirche nur den beiden ersten Rangklassen, den großen Hofämtern und den Trägern der Reichsinsignien und Orden bewilligt worden war, so beschränkten sich die Anwesenden auf eine nicht bedeutende Anzahl von Personen, von denen die meisten das Glück gehabt hatten, in der Nähe des hochseligen Kaisers zu leben und von seinen Wohlthaten überhäuft

worden zu sein. In der Kasan'schen Kirche richteten sich die öffentlichen Huldigungen an den großen Monarchen, an den Beherrscher von zwanzig Völkerschaften, die zu gemeinsamem Glück unter einem Scepter vereinigt waren, und der allgemeine Schmerz, obwohl tief gefühlt, wurde dennoch in seinen Aeußerungen durch die Achtung gemäßigt, welche die Majestät, selbst wenn sie stumm ist, auferlegt. In der Sanct Peter- und Sanct Pauls-Kathedrale dagegen sah man das Bild einer Familie, welche ihr geliebtes Haupt beweint. Man denke sich eine Mutter, welche der Himmel schon mehr als einmal durch herbes Mißgeschick prüfte, bewegungslos zu den Füßen des Sarges ihres Sohnes liegen, eines Sohnes, welcher der Stolz seiner Zeit war, der ihre Mutterliebe mit der beständigsten und ehrfurchtsvollsten Zuneigung erwiderte und welcher ihr Herz nur einmal, da verwundete, als das seinige zu schlagen aufhörte; daneben die Kaiserin Alexandra, zitternd und fast unter der Last ihres Schmerzes erliegend; den jungen Großfürsten, die Hoffnung unserer Nachkommen, welcher durch ein über sein Alter hinausgehendes Gefühl zu beweisen schien, daß er den Verlust dessen, dem er einst nacheifern soll, in seiner ganzen Größe würdige; den Prinzen Wilhelm von Preußen in Thränen, den Prinzen von Oranien, den treuen Freund, welcher rückhaltslos dem Uebermaaße seines Schmerzes nachgab; den Großfürsten Michael, der, selbst untröstlich, sich bemühte, den gesunkenen Muth seiner hohen Verwandten zu beleben, endlich den Kaiser in eine Trauer versenkt, die sich nicht beschreiben läßt und doch genöthigt, die ganze Energie seines Charakters auf-

zubieten und eine Art Autorität anzuwenden, um seine Mutter und seine Gemahlin zu bewegen, daß sie die Kirche in dem Augenblicke verließen, wo der Sarg vom Katafalke heruntergenommen und in das Grab gesenkt werden sollte. Allen anwesenden Personen, Fürsten wie Unterthanen, hat ohne Zweifel dieses Schauspiel das Herz zerrissen, und Niemand war zugegen, der nicht Thränen der Rührung geweint hätte. Einige alte Grenadiere, welche in die Kirche kamen, um beim Aufheben des Sarges behülflich zu sein, übermannte der Schmerz: auch diese Unerschrockenen, welche dem Tode so oft in's Auge gesehen, vergossen Thränen. Endlich dürfen wir den treuen Kutscher Ilya nicht mit Stillschweigen übergehen, welcher nicht zugeben wollte, daß ein Anderer den Trauerwagen von Taganrog leitete und den bis zum letzten Augenblicke Nichts von der sterblichen Hülle seines Herrn hinwegzureißen vermochte."

In diesem Gemälde liegt keine Uebertreibung, besonders was die Kaiserin Mutter betrifft: man mußte sie, ehe man den Sarg einsenkte, fast ohne Besinnung hinwegführen.

Um drei Uhr Nachmittags wurde die schwarze Fahne, welche auf einem Thurme zwischen der Kathedrale und dem Festungswalle geweht hatte, heruntergelassen; zugleich ertönte eine Kanonensalve von dreihundert Schüssen, welche die längs der Quais aufgestellten Truppen mit einem Rottenfeuer begleiteten, zum Zeichen, daß die Ceremonie beendet und der verewigte Monarch zu seiner letzten Ruhe eingegangen sei. Die kaiserliche Krone, das Scepter und der Reichsapfel wurden sogleich nach

dem Winterpalaste zurückgebracht und der Graf von Lieven wurde beauftragt, den Degen des Verewigten der Kaiserin Mutter zu überbringen, die denselben bis zu ihrem Tode als eine kostbare Reliquie aufbewahrte.

In allen Theilen des Reichs fanden gleichfalls Trauerfeierlichkeiten statt, nicht bloß in den christlichen Kirchen der verschiedenen Bekenntnisse, sondern das Andenken des Verewigten wurde auch in den Synagogen, in den Moscheen, beim Atosch-gah der Feueranbeter, in den Pagoden der Lamaiten und von den Schamanen vor dem schneeweißen Hengste gefeiert; in mehr als achtzig verschiedenen Sprachen oder Mundarten ertönten die Gebete für den Verewigten. — —

Bald nach dieser Trauerfeier, die in Petersburg celebrirt wurde, bereitete man sich auf eine andere von freudigerer Natur vor, deren Schauplatz Moskau, die „Mutter der russischen Städte," sein sollte, zur Krönungsfeier des neuen Autokraten nämlich. Es war der Wille des Kaisers, daß an derselben alle Völkerschaften des Reiches, auch die mohamedanischen, durch Deputirte theilnähmen; er wollte bei dieser Gelegenheit, umgeben von dem ganzen Prunke der Religion, den Segen des Höchsten auf sich und sein Volk herabflehen.

Das hierauf bezügliche, am 3. Mai unterzeichnete und verkündete kaiserliche Manifest lautet folgendermaßen:

„Nachdem Wir den Thron Unserer Vorfahren bestiegen und die Last übernommen haben, die Uns aufzuerlegen Gott beliebt hat, in dessen Allmacht und unendlicher Barmherzigkeit Wir Unsere Stütze und Kraft suchen,

so haben Wir beschlossen, nach dem Beispiele Unserer Vorfahren Uns mit dem heiligen Oel salben zu lassen und die Krone auf Unser und das Haupt Unserer vielgeliebten Gattin, der Kaiserin Alexandra zu setzen."

„Indem Wir dieses Ereigniß ankündigen, welches mit Gottes Hülfe im Juni des gegenwärtigen Jahres 1826 in Unserer Hauptstadt Moskau stattfinden soll, fordern Wir Unsere theuren Unterthanen auf, ihre inbrünstigen Gebete mit denen zu vereinigen, welche Wir an den Höchsten richten, damit sich mit dem heiligen Akte seine unaussprechliche Gnade über Uns und Unser Reich ergieße, und daß diese heilige Handlung das Zeichen und das Unterpfand seiner höchsten Güte gegen Uns und das Siegel der Zuneigung werde, welche Uns mit Unseren getreuen Unterthanen vereint, deren Glück das einzige Ziel Unserer Gedanken, die Erfüllung aller Unserer Wünsche, die Belohnung Unserer Arbeiten und die erste Unserer Pflichten gegen den König der Könige ist."

Durch eine zweite Ukase, die an demselben Tage mit dem Krönungsmanifest unterzeichnet wurde, ernannte der Kaiser den Fürsten Nikolaus Jussupoff zum obersten Krönungsmarschall und gab demselben zur Unterstützung eine Commission bei, welcher unter Anderen auch der Oberceremonienmeister Fürst Urussoff angehörte. Eine andere Ukase befahl dem Senate, alle Adelsmarschälle der Gouvernements und die Bürgermeister (Golowa) sämmtlicher größerer Städte zur Feier einzuladen.

Moskau sollte der Sammelplatz der ganzen Noblesse des Reiches werden. Schon seit einem Monate hatte sich die Großfürstin Helene, die Gemahlin des Großfürsten

Michael, dorthin begeben, um ihre Niederkunft daselbst abzuwarten; die Kaiserin-Mutter, Maria Feodorowna, stand im Begriffe ihr zu folgen, weil die Kaiserin-Wittwe, Elisabeth, den Wunsch geäußert hatte, mit ihr in Kaluga zusammenzutreffen. Auch die kaiserliche Garde wurde nach Moskau beordert, und schon trafen dort die außerordentlichen Gesandten ein, welche die auswärtigen Mächte zu ihrer Vertretung bei dieser feierlichen Ceremonie ernannt hatten.

Karl der Zehnte von Frankreich sandte einen alten Krieger der Republik und des Kaiserreichs, den Herzog von Ragusa, Marmont, der bei dem Hofe der Tuillerieen in hoher Gunst stand. Der allerchristlichste König, der Abkömmling des heiligen Ludwig, wollte mit dieser Ambassade dem russischen Hofe, mit welchem er damals auf dem allerintimsten Fuße stand, eine Aufmerksamkeit erweisen, deshalb wählte er zur Begleitung des Herzogs nur junge Männer, die sämmtlich Träger alter Namen waren und an die glänzendsten Epochen Frankreichs erinnerten. Darunter befanden sich drei Marschälle, Vicomte Talon, Graf Broglie und Graf Denis Damremont; ferner die Obristen Marquis de Castries, Graf Caraman und Marquis Podenas. Das Gefolge des Herzogs bestand außerdem noch aus Graf Alfred de Damas, Graf de Brezé, Marquis Vogué, Baron de Biron und Vicomte Ferronais. Andere historisch berühmte Namen, wie de Maillé, de Guise, figurirten als Adjutanten und Ordonnanzoffiziere. Diese glänzende Gesandtschaft langte am 16. Mai in Petersburg an. Am 19. hatte der Herzog von Ragusa eine lange Audienz beim Kaiser, der ihn mit

höchster Auszeichnung empfing. Der Herzog von San Carlos, der Gesandte Spaniens, kam wenige Tage nach Marmont, und Anfangs Juni der Feldmarschall Graf Stedingk, der als außerordentlicher Gesandter Schweden vertrat; in seinem Gefolge befanden sich der General Stjernkrona, der erste Adjutant des Königs und der Kammerherr des Kronprinzen, Obristlieutenant von Stedingk und noch mehrere andere Hofleute niederern Ranges. Graf Stedingk, jetzt ein Greis, erinnerte mit seiner würdevollen Haltung und seinem offnen, lächelnden Antlitz noch immer an den ausgezeichnet feinen Cavalier, der einst den genialen König Gustav den Dritten an dem glänzenden Hofe Katharina's der Zweiten vorgestellt hatte. Die Repräsentanten der Höfe von Preußen und England waren, wie wir bereits berichteten, schon lange vorher angekommen.

Wie sich Jeder von dem fünfundzwanzigjährigen Regierungs-Jubiläum Alexander's Beneficien oder Beförderung versprochen hatte, welche Hoffnungen sein Tod vernichtete, so waren auch jetzt Aller Gedanken in gleicher Erwartung auf die bevorstehende Festlichkeit gerichtet; wie damals aber unterbrach auch jetzt wieder der Tod die festlichen Zurüstungen und vertagte die Wünsche und Hoffnungen: am 21. Mai traf in Petersburg die Nachricht ein von dem Ableben der Kaiserin-Wittwe Elisabeth; ihre Ahnung war erfüllt, sie hatte ihren Gemahl nur um wenige Monate überlebt, aber ihr einziger Wunsch, noch einmal im Kreise der kaiserlichen Familie zu sein und umgeben von ihr zu sterben, war nicht in Erfüllung gegangen: sie starb in einem armen, unbekannten Städtchen

und fremde Hände drückten ihr die Augen zu. Schon um die Mitte des Monats März hatte sie von Taganrog abreisen wollen, aber die von den Gouverneuren von Karkoff und Jekatherinoslaw eintreffenden Berichte über die Unzuverlässigkeit der Wege hatten sie bewogen, bis zum folgenden Monat damit zu warten. Während dieser Zeit hatte der Kaiser am 21. Januar befohlen, daß das Schloß Oranienbaum am finnischen Meerbusen, die Lieblingsresidenz Elisabeth's und Privateigenthum des Kaisers Alexander, fortan der Wittwensitz seiner Gemahlin sein sollte.

Am 8. Mai verließ Elisabeth endlich wirklich Taganrog. Die ganze Bevölkerung gab ihr das Geleit, sie hatte sich den Beweisen der Zuneigung mit Gewalt entrissen, da sie fühlte, daß sie ihre Kräfte zusammenhalten müsse, um Kaluga zu erreichen, bis wohin auf ihre Bitte die Kaiserin-Mutter ihr entgegenkommen wollte. Von hier aus hatte sie beabsichtigt, sich auf die Besitzungen ihres getreuen Begleiters, des Fürsten Wolkonski zu begeben, um daselbst die Krönung vorübergehen zu lassen, ehe sie dem neuen Kaiserpaare ihren Besuch abstattete. Sie selbst war sich über ihren Zustand vollkommen klar und wußte, daß ihr nur noch eine kurze Spanne Zeit zugemessen sei, denn der Schlag, der sie so unerwartet getroffen, hatte sie bis in die tiefsten Wurzeln ihres Daseins erschüttert. Ein officieller Bericht sagt darüber:

„Die ungeheure Anstrengung, welche die Kaiserin machen mußte, um ihre Resignation mit der Größe ihres Unglücks in Einklang zu bringen, hatte ihrer zarten Or-

ganisation etwas von der Energie ihrer großen Seele mitgetheilt. Sie hatte mit der Festigkeit einer Heldin und der Frömmigkeit einer Heiligen den unaussprechlichen Verlust getragen, der ihr Leben einem tiefen Schmerze weihte; aber dieser schreckliche Schlag hatte nichtsdestoweniger alle Wurzeln eines Lebens, welches nur die höchste eheliche Zärtlichkeit für einen Augenblick neu beleben konnte, völlig gelockert."

Seit zwei Monaten bemerkte man eine sich schnell steigernde Abnahme ihrer Kräfte und die Anstrengungen der Reise beschleunigten ihren Verfall. Nur der glühende Wunsch, den sie der Kaiserin Maria Feodorowna schrieb: „Mein einziges Verlangen hienieden ist es, die Mutter des Engels, der von mir gegangen, noch einmal zu sehen," — schien sie noch aufrecht zu erhalten. Bald aber vermochte auch diese Spannung nicht mehr die immer mehr wachsende Erschöpfung zu überwinden. Die Kräfte schwanden endlich so sichtlich, daß man schleunigst einen Courier an die Kaiserin-Mutter, welche sich schon in Kaluga befand, absendete, um sie mündlich von der drohenden Gefahr zu unterrichten — denn schon vermochte die hohe Kranke nicht mehr zu schreiben — und die liebevolle Schwiegermutter zu bitten, der Tochter auch noch bis Beleff, einer kleinen Stadt im Gouvernement Tula, auf halbem Wege zwischen Orel und Kaluga, entgegenzukommen.

Der unerforschliche Rathschluß der Vorsehung versagte Elisabeth die Erfüllung ihres letzten Wunsches.

In Beleff angekommen erreichte ihre Schwäche den höchsten Grad; sie mußte sich entschließen, hier Nachtquartier zu halten und gleich zu Bett zu gehen; sie wollte

aber nicht, daß ihre Damen oder der würdige Doctor Stoffregen sich um ihretwillen des Schlafes beraubten, nur eine einzige Dame sollte in ihrer Nähe bleiben. Eine tiefe Stille herrschte im Hause, man faßte neue Hoffnung, als Elisabeth in einen ruhigen und, wie es schien, erquickenden Schlaf verfiel. Sie klingelte die ganze Nacht nicht; als aber gegen fünf Uhr des Morgens die dienstthuende Dame sich dem Krankenbette nahte, bemerkte sie eine auffallende Veränderung in den Gesichtszügen der Kaiserin. Voller Schrecken rief sie den Arzt und die übrigen Damen herbei; kaum aber war dies geschehen, so hauchte Elisabeth still und sanft und ohne beängstigenden Kampf ihr schönes Leben aus. Im Tode kehrte ihr die entzückende Schönheit ihrer Jugend wieder, deren Rosen das russische Klima gebleicht hatte; ihr Gesicht hatte den Ausdruck ungetrübter Heiterkeit und unerstörbarer Ruhe.

Elisabeth starb in ihrem achtundvierzigsten Lebensjahre und hatte ihren Gemahl nur fünf Monate überlebt.

Die Kaiserin Maria Feodorowna war schleunigst von Kaluja abgereist, erhielt aber bereits in Péremyschl die Todesbotschaft: zwei Stunden später befand sich sich an der Seite einer Todten, die, den Schlaf der Gerechten schlafend, von den seligen Freuden des Paradieses zu träumen schien.

Nachdem sie an des entschlafenen Lieblings Seite die Pflichten der Religion erfüllt hatte, reiste Maria Feodorowna nach Moskau zurück, wo andere Pflichten gegen eine andere Schwiegertochter ihrer warteten. Am 26. Mai wurde Helena Paulowna von einer Großfür-

stin entbunden, die, von der kaiserlichen Großmutter aus der Taufe gehoben, den Namen der verklärten Elisabeth erhielt. Ihre eigene treffliche Mutter lehrte sie diesen lieben Namen würdig tragen; aber schon im Glanze der Jugend vereinigte sie der unerforschliche Wille des Himmels mit ihrem schönen Vorbilde: sie starb als Herzogin von Nassau bereits im Jahre 1844 im ersten Wochenbett, und zwei Jahre darauf folgte ihr ihre älteste Schwester Maria Michaelowna.

Als die Nachricht vom Tode Elisabeth's in Petersburg eintraf, befahl der Kaiser sogleich die Einstellung aller Zurüstungen zu seiner Krönung sowie aller Vergnügungen und ordnete eine strenge Trauer für die Zeit von sechs Monaten, vom 16. Mai gerechnet, an.

Beleff ist von Petersburg einhundertundsiebenundfunfzig Meilen entfernt, der Leichenzug legte diese in vierundzwanzig Tagen zurück.

Das Haus in Beleff, in welchem die Kaiserin gestorben war, wurde von der Regierung angekauft und später in ein Asyl für vierundzwanzig Wittwen umgewandelt, die daselbst Alles unentgeltlich genossen und die fromme Stiftung unter den speciellen Schutz der regierenden Kaiserin Alexandra Feodorowna gestellt.

Bald war die Hauptstadt von Neuem Zeuge eines Trauerfestes. Am 26. Juni kam die Leiche in der Hauptstadt auf demselben Wagen an, der die sterblichen Ueberreste Alexander's zu seiner letzten Ruhestätte geführt hatte. Zu beiden Seiten desselben gingen zwischen zwei Spalieren von je sechzig Pagen, die Ehrendamen einher, welche die Verstorbene auf ihrer letzten Reise begleitet

ıtten. Hinter dem Wagen ging der Kaiser und sein chwager, der Prinz Karl von Preußen, der kürzlich ngetroffen war, um seinen königlichen Vater bei der rönungsceremonie zu vertreten; die Kaiserin mit dem roßfürsten und die Prinzessin Maria von Würtemberg lgten in einem Wagen.

Der Trauerzug hielt vor der Sanct Peter- und anct Paul's-Kathedrale, wo der Metropolitan, die litglieder der heiligen Synode und die Geistlichkeit in r Vorhalle bereit standen, den Sarg in die Kirche zu leiten, woselbst er auf einem Katafalk aufgestellt wurde. er Kaiser, die Kaiserin, sowie der ganze kaiserliche Hof lgten ihm in die Kirche, wo nun der Trauergottesdienst gann, dessen Ende die Kaiserin Alexandra Feodorowna egen völliger Erschöpfung ihrer Kräfte nicht abwarten nnte; auch der Kaiser entfernte sich noch ehe das Vor- sen der Evangelien begonnen hatte. Dieses wurde eine anze Woche hindurch, während welcher die Leiche aus- estellt blieb, Tag und Nacht fortgesetzt, und der Kaiser nd die Kaiserin erschienen häufig zu den Morgen- und bendgebeten.

Am 3. Juli, dem Tage der feierlichen Beisetzung, hrte der Tod noch einmal das kaiserliche Paar, so wie en ganzen Hof, die großen Staatskörperschaften, die öchsten Civil- und Militairbeamten und das diploma- sche Corps, welches durch die Anwesenheit so vieler ußerordentlicher Gesandten einen imponirenden Anblick ewährte, in sein Heiligthum, die Gruft der alten Ba- lika des Czars Peter. Nachdem die letzten Gebete ge- rochen, der Metropolitan Seraphim den letzten Ab

schied genommen, trat eine feierliche Stille ein. Der Kaiser und die Kaiserin traten an den Sarg, um ihn zum letzten Male zu küssen, bald darauf wurde er von dem Katafalk heruntergehoben und in Begleitung des Metropolitans und der ganzen Priesterschaft zur Grabstätte getragen. Ein geöffneter Sarkophag stand neben dem Alexander's; er birgt jetzt die Hülle einer Fürstin, deren Sehnsucht nie der Welt und ihren Freuden angehört hatte.

Ein Marmor bedeckt den engen Raum, der den Staub der Edlen birgt; ihr Andenken aber lebt in dem Herzen des russischen Volkes; denn nicht die glänzende Krone, die sie trug, gab ihr Werth, sondern ihr edler, menschenfreundlicher Charakter, und einen solchen zu würdigen ist auch das russische Volk recht wohl fähig.

II.

Moskau und die dortigen Krönungsfeierlichkeiten. — Ankunft des Großfürsten Konstantin. — Alte Sitten und Bräuche. — Krieg mit Persien. — Die Generale Yermoloff und Paskewitsch. — Der Frieden zu Turkmantschai.

Moskau wird die Mutter der russischen Städte genannt und ist noch heutzutage trotz Petersburg die erste Hauptstadt des Reiches; ihre Lage im Mittelpunct des unermeßlichen Ländercomplexes scheint ihr auf diesen Vorzug das natürlichste Recht zu geben. Moskau ist, so zu sagen, das Herz Rußlands; ihr halb orientalisches Aussehen erklärt — was die Geschichte aufzuzeichnen unterließ — den traditionellen Ursprung ihrer Vorrechte: ihre Ansprüche als Krönungsstadt sind bei solchen feierlichen Anlässen, wie der in Rede stehende, nie bestritten worden.

Die durch den Tod der Kaiserin Elisabeth unterbrochenen Vorbereitungen zur feierlichen Krönung des Kaisers Nikolaus und seiner Gemahlin wurden nach beendeter Trauer wieder aufgenommen, gegen Ende Juli

1826 war in der alten Hauptstadt des Reiches eine ungemeine Rührigkeit und Geschäftigkeit zu bemerken. Man gewahrte die verschiedenartigsten Trachten in den sonst gewöhnlich öden und verlassenen Straßen, und ununterbrochen wälzten sich immer neue Menschenmassen der Metropole zu, denn die anlangenden Bojaren waren oft von einem Gefolge von mehreren hundert Personen begleitet. Die entlegensten Provinzen schickten ihre Abgesandten. Petersburgs Elite war in Moskau: auf dem beide Hauptstädte verbindenden Wege waren achthundert Pferde auf jeder Station (jamtschiks) kaum ausreichend gewesen, um alle Reisenden zu befördern. Die großen Familien des Reiches erschienen sämmtlich in Moskau, wenn auch nur durch einige ihrer Mitglieder vertreten. Aber nicht Rußland allein betheiligte sich lebhaft an dem großen Feste, aus allen Winkeln Europas strömten Touristen und Neugierige in Schaaren herbei, und das diplomatische Corps mit seinem Gefolge bildete allein eine kleine Armee, gierig nicht nach Kampf, wohl aber nach Intriguen, Schauspielen und Vergnügungen.

Alle fremden Staaten hatten außerordentliche Botschafter zu dieser Feier nach Moskau abgesandt. Sogar der Papst, welcher damals mit Rußland noch auf gutem Fuße stand, war durch einen besonderen Nuntius, Signor Bernetti, der später Cardinal wurde, repräsentirt. Auch der Cardinal Litta war bei der Feier anwesend.

Nur die ottomanische Pforte, wegen der obwaltenden Zerwürfnisse, und Persien, welches bereits mit feindseligen Absichten gegen Rußland umging, hatten keinen Gesandten geschickt. Trotzdem war Asien nicht ohne Ver-

retung. Außer den christlichen Repräsentanten des alten georgischen Volkes, dem Czarewitsch Taimuraz von Gru-ien, dem Fürsten Juriel Dadian von Mingrelien, und dem Minister Guriel Mamia's, hatte auch der Kau-kasus eine Menge seiner kriegerischen Söhne, meist Be-kenner des Islams, nach Moskau gesendet; selbst zwei Kinder der Steppe, zwei Kirgisenhäuptlinge, Sartai-Tschingissof und Djangir-Bukejof, hatten sich eingefun-den. Die Chane von Chirvan und Cheki, an der äußer-sten Grenze Persiens, hatten ebenso, wie Groß- und Klein-Kabardiet ihre Deputirten gesendet. Aus Tscher-kassien, welches sich damals noch ruhig verhielt, bald darauf aber der Schauplatz der heroischen Thaten Scha-myl's, des Abdel-Kader Kaukasiens, wurde, waren meh-rere Usden oder edle Krieger angelangt, deren martia-lische Mienen, malerische Costume und mit Brillanten geschmückte Gürtel viel Aufsehen erregten. Unter diesen Bergbewohnern erinnerte ein Fürst Bekowitsch Tscher-kasskoi aus Klein-Kabardah an den Namen einer berühm-ten alt-moskowitischen Familie.

Die Costüme der verschiedenen Völkerschaften, bald bizarr und geschmacklos, bald dem Auge angenehm, waren sämmtlich, weil originell, auch interessant; die hohen, rauhen und haarigen Mützen der Bukharen, die türkischen Turbane der Moldauer und Walachen, die einfache, dunkle Tracht der Armenier und die mehr ma-lerische und elegante der Georgier, gaben den Straßen der alten Hauptstadt ein stets wechselndes Ansehen und boten immerwährenden Stoff zu Betrachtungen.

Die interessantesten aller in Moskau versammelten

Gäste waren die beiden Kirgisenchane oder Sultane. Dieser ursprünglich türkische Volksstamm, der sich mit alten mongolischen Elementen gemischt hat, bewohnt die unabsehbaren Steppen um das kaspische Meer und den Aral-See, und erkennt nur scheinbar sowohl die Oberherrschaft Rußlands, als die Chinas an. Das Gebiet eines zur Zeit der Krönung in Moskau anwesenden Sultans, des Chan Sartai-Tchingissof, lag zwischen dem Irtysch- und Aral-See. Der Sultan war ein ächtes Kind Asiens, den europäischen Sitten völlig fremd, die er verachtete: Tchingischans Blut rann ohne Zweifel in seinen Adern. Er trug orientalische Tracht, zur einen Hälfte nach türkischer, zur anderen nach mongolischer Weise, und sein Turban bildete einen konischen Kegel, der sehr an den Kopfschmuck der Magier auf Gemälden aus den Schulen des Mittelalters erinnerte.

Der andere kirgisische Fürst, Djangir Bukejof, war gleichfalls morgenländisch gekleidet; er war das Haupt einer Horde, die sich Rußland schon mehr genähert und ihre Niederlassungen im Gouvernement Astrakhan im Osten der Wolga hatte. Im Verleich zu seinem Stammgenossen aus der Steppe konnte Djangir Ansprüche darauf machen, für einen civilisirten Mann gehalten zu werden. Man sah ihn oft in Begleitung seiner Gemahlin, die, wennschon sie von Kopf bis zu den Füßen dicht verschleiert war, doch schon durch ihre Gegenwart bewies, daß das Mysterium des Harems seinen alten Typus verloren hatte. Sie wohnte nicht nur allen Festen, die der Hof veranstaltete, sondern auch den öffentlichen, bei.

Nikolaus ernannte Djangir zum General-Major und schmückte ihn mit einem seiner Ordensbänder.

Auch die Armee hatte ein ansehnliches Contingent gestellt, 50,000 Mann, das zum größten Theil aus Detachements der kaiserlichen Garden, die von jedem Regimente aus Petersburg angelangt waren, bestand. Von dieser Truppenmasse bezogen 24,000 Mann ein Lager in der Nähe des Palastes Petrowski, vor welchem die Petersburger Straße vorbeiführt, und der nur drei Werste von Moskau entfernt ist. Hier hatte der Kaiser sein Absteigequartier genommen, und verwendete einige Tage zu Truppenmusterungen und großartigen Manoeuvern.

Sein feierlicher Einzug in die alte Hauptstadt fand erst am 6. August 1826 statt. Die Truppen bildeten von dem Schlosse Petrowski bis zum Kreml Spalier, durch welches der mächtige Zug des kaiserlichen Gefolges langsam vorschritt. Der Kaiser zog zu Pferde ein; ihm zur Seite ritten der Großfürst Michael und der Prinz Karl von Preußen; einige Schritte hinter ihnen folgte ein Staatswagen, in welchem sich die Kaiserin und der junge Großfürst und Thronerbe befand. Das Geläute der Glocken vermischte sich mit dem Donner der Kanonen, lauter aber als Glocken und Kanonen ertönten die Hurrahrufe der versammelten Volksmenge. Der Zug ging durch die sogenante Arbater Vorstadt, deren Häuser festlich geschmückt waren. Nachdem Nikolaus, dessen wahrhaft majestätische Haltung Alle mit Begeisterung erfüllte, dem alten Brauche gemäß durch das gewölbte Thor des Erlöserthurms geritten war, gelangte er zum

Kreml. Im Vorhofe desselben und auf der Treppe der Himmelfahrtskirche erwartete die zahlreiche Priesterschaft das Herrscherpaar. Der Kaiser stieg sogleich vom Pferde und die Kaiserin verließ den Wagen; beide küßten das ihnen vom Erzbischofe gereichte Kreuz und traten auf einige Augenblicke in die Basilika, in welcher sie sich vor den Bildern Christi und der Mutter Gottes von Wladimir verneigten und in einem kurzen Gebete sammelten. Dann empfingen sie nach alter Sitte von den Deputationen des Adels und der Bürgerschaft, zum Zeichen der Gastfreundschaft, Brod und Salz auf prächtigen, vergoldeten Schüsseln und zogen sich hierauf in ihren Palast zurück.

Verschiedene von der Politik völlig unabhängige Umstände veranlaßten die Aufschiebung des Krönungsactes bis zum 3. September. Auf den demselben vorhergehenden Sonntag fiel nämlich das Fest Mariä Himmelfahrt, eins der größten der russischen Kirche, das in der Himmelfahrtskirche, in welcher auch die Krönung stattfinden sollte, gefeiert wird, und dem zweiwöchentliche strenge Fasten vorhergehen, während welcher keine öffentlichen Feste stattfinden dürfen. Auch das Fest der Wasserweihe ging während des Czaren Anwesenheit, in welcher sich bekanntlich die kirchliche Macht und die weltliche vereint, feierlich vor sich. Endlich durchritten am 31. August die Ceremonienmeister, von Trompetern und Herolden im mittelalterlichen Costüme und zwei Schwadronen der Garde zu Pferde begleitet, die Straßen Moskaus, und verkündeten an allen Ecken und auf allen Plätzen den zur Krönung des Czaren angesetzten Tag.

Während dieser Zeit hatte eine Begebenheit in der kaiserlichen Familie viele Freude bereitet und gewissermaßen eine Garantie gegeben für eine hoffnungsreiche Zukunft; nämlich der Großfürst Konstantin war völlig unerwartet in Moskau angekommen. Er hatte geglaubt, die Krönung würde am 15. August stattfinden und war so gereist, daß er am 14. anlangte. Da er Niemand von seinem Plane in Kenntniß gesetzt hatte, so erreichte er vollständig seine Absicht, seinen kaiserlichen Bruder zu überraschen. Nebenbei sollte diese unerwartete Zusammenkunft auch der Verläumdung den letzten Halt nehmen, als läge auf Nikolaus' Benehmen der geringste Schatten; unleugbar hatte auch in dieser Beziehung Konstantin's Reise die edelste und unzweideutigste Bedeutung.

Als er Nikolaus mit den Worten: „der Großfürst!" gemeldet wurde, war derselbe gerade mit seiner Toilette beschäftigt, und in der Meinung, sein Bruder Michael sei es, der ihn zu sprechen wünsche, läßt er ihn bitten, einen Augenblick zu warten. Der Adjutant, welcher die Meldung gebracht hatte, zeigte sich erstaunt, und als der Kaiser einen fragenden Blick auf ihn wirft, erklärt er, daß der Cäsarewitsch die Treppe des Palastes heraufsteige. Da dringt ein Schrei der freudigsten Ueberraschung über die Lippen des Kaisers, und er stürzt seinem Bruder entgegen. Dieser, der mit einem Rapporte in der Hand erschienen war, um das von ihm freiwillig gebrachte Opfer zu vollenden, verbeugte sich tief, ergriff seine Hand und küßte sie demüthig; aber Nikolaus zog ihn an seine Brust und umarmte ihn unter Freudenthränen.

Am folgenden Tage, dem 15. Auguſt, drängte ſich eine dichte Volksmenge, untermiſcht mit vielen Soldaten, zur Verherrlichung der jungfräulichen Gottesmutter um die Himmelfahrtskirche im Kreml, als plötzlich der Kaiſer mit dem Großfürſten Konſtantin zur Rechten und dem Großfürſten Michael unter ihnen erſchien. Die drei Brüder hatten ſich an der Hand gefaßt und ihre Geſichter trugen den Ausdruck der höchſten Freude. Bei dieſem unerwarteten Anblicke erhebt ſich ein unbeſchreiblicher Jubel, und es ertönt der donnernde Ruf: „Hurrah der Kaiſer! Hurrah Konſtantin!“ Bald läßt ſich nur noch der letztere Ruf hören, aber des Kaiſers zufriedene Miene zeigt, daß er den Beweggrund verſteht und billigt. Nicht ſo Konſtantin, den die ausſchließlich ihm gewidmete Huldigung ſichtbar verſtimmt, und der ſich vergeblich bemüht, ſie von ſich abzuwenden und auf den Kaiſer hinzulenken.

Derſelbe Enthuſiasmus verbreitete ſich vom Palaſte aus über die ganze Stadt; der Hof ſchwamm in einem Freudenrauſche, überall, wo ſich der Großfürſt zeigte, ſah er ſich von einer jubelnden Volksmenge umgeben. Das Gedränge wurde gewöhnlich ſo dicht, daß er ſein Pferd im Schritte gehen laſſen mußte. Konſtantin erwiederte dieſe Begrüßungen auf die einfachſte und anſpruchsloſeſte Weiſe; durch die polniſche Uniform, welche er ſtets trug, ſchien er andeuten zu wollen, daß er ſich nur als den Stellvertreter des Kaiſers in einer ſeiner entfernten Provinzen, als den erſten Diener deſſelben betrachte.

Die Zwiſchenzeit bis zum Krönungstage wurde durch militairiſche Feſte ausgefüllt. Bei einem derſelben

gewahrte der Kaiser den General Paskewitsch an einem Orte, wo dieser vor einigen Jahren ihm, dem damaligen Großfürsten, Angesichts seines ganzen Regiments einen strengen Verweis gegeben hatte. Eine ernste Miene annehmend, sagte der Kaiser zu ihm: „Erinnerst Du Dich noch, wie Du mich hier vor einiger Zeit behandelt hast? Jetzt weht der Wind aus einer anderen Richtung, nimm Dich in Acht, daß ich nicht Gleiches mit Gleichem vergelte!“ — Die Rache des Kaisers bestand darin, daß er Paskewitsch wenige Tage darauf zu einem höhern Range beförderte.

Am Abende vor dem Krönungstage fand ein vorbereitender Gottesdienst in allen Kirchen statt; die kaiserliche Familie feierte denselben in der Kirche des alten Palastes der Czaren, der Kirche des Erlösers hinter dem goldenen Gitter (Spass za zolotuju rechotkuju). Vor der alten Wohnung seiner Fürsten hatte sich eine dichte Volksmenge versammelt, welche, so lange die Gebete dauerten, entblößten Hauptes stehen blieb.

Der von dem Volke mit so großer Ungeduld erwartete 3. September, der ein seit fünfundzwanzig Jahren nicht gesehenes Schauspiel beleuchten sollte, brach endlich an. Der eigentliche Schauplatz des Festes beschränkte sich jedoch auf den inneren Raum des Kreml, der wegen seiner verhältnißmäßig geringen Räumlichkeiten nur gegen Eintrittskarten geöffnet war. Fünf oder sechstausend Personen hatten hier auf Gerüsten und amphitheatralisch erbauten Tribünen, welche sich an alle Mauern anlehnten und bis zur Hälfte des Thurmes Iwan Welikis emporstiegen, Platz gefunden. Sie, sowie die zum Dienste

befohlenen Truppentheile, waren die einzigen Zeugen der Festlichkeiten; das „schwarze Volk" stand in weiter Entfernung.

Seit dem frühesten Morgen ertönte das Geläute der Glocken und in kurzen Zwischenräumen erschütterten Artillerieſalven, begleitet von lauten Hurrahrufen der Soldaten, die Luft. Schon um sieben Uhr war die Kathedrale von Eingeladenen gefüllt und die Tribünen von zahlreichen Zuschauern besetzt.

Um zehn Uhr setzte sich der erste Zug in Bewegung; es war der der Kaiserin-Mutter. Die Krone auf dem Haupte, mit dem kaiserlichen Purpur bedeckt, schritt Maria Feodorowna unter einem prächtigen Thronhimmel einher und trat in die Kathedrale der Himmelfahrt, wo bereits das diplomatische Corps und die übrigen Eingeladenen versammelt waren. In ihrer Begleitung befanden sich die Großfürstin Helene, der Prinz Karl von Preußen, der den jungen Thronfolger an der Hand führte, die würtembergischen Prinzen und der Prinz Philipp von Hessen-Homburg, der als außerordentlicher Gesandter den Kaiser von Oestreich vertrat.

Endlich um eilf Uhr verließ der Hauptzug unter lautem Jubel des Volks den Palast. Er wurde von den obersten Hofchargen und höchsten Staatsbeamten eröffnet, von denen einige die beiden Kronen, den Scepter, den Reichsapfel, den kaiserlichen Mantel und das Reichspanier, auf welchem die Wappen aller dem Reiche einverleibten Königreiche und Provinzen gestickt waren, trugen. Dann folgte die Hauptgruppe; der Kaiser, in großer Uniform und mit entblößtem Haupte, ging vor einem

prachtvollen Baldachin einher, den sechszehn Generäle trugen und dessen Schnüre von sechszehn anderen höheren Offizieren gehalten wurden; dem Kaiser zur Seite gingen seine beiden Brüder, deren ehrfurchtsvolle Haltung die Majestät seiner Erscheinung noch mehr hervortreten ließ. In seinem unmittelbaren Gefolge befanden sich der Chef des Generalstabes Baron Diebitsch, der dienstthuende Generaladjutant Graf Zakrefski und der Graf Orlof; der letztere trug das entblößte Reichsschwert. Unter dem Thronhimmel schritt die Kaiserin in einem silbernen Gazekleide ohne jeden Schmuck einher, umgeben von ihren Hof- und Staatsdamen. Der Reichsrath in corpore, die Minister, die Senatoren, der ganze Hof, nebst dem Ober-Krönungsmarschall, die Adels-Marschälle, die Bürgermeister der verschiedenen Städte, die Aeltesten der Kaufmannsgilde, eine Deputation der Donschen Kosaken, geführt von ihrem Ataman, Beamte aller Dienstzweige, Offiziere aller Grade machten den Schluß des kaiserlichen Gefolges.

Die Anordnung der Feierlichkeit entsprach genau der der früheren Krönungen, namentlich der des Kaisers Alexander. — Kaum hatte sich der Zug der Kathedrale genähert, so ging die ganze Priesterschaft dem kaiserlichen Paare bis zum Portale des Vorhofs entgegen, an ihrer Spitze der greise Seraphim, dessen Ornat von Gold und Edelsteinen funkelte. Ihm zur Seite befand sich der gelehrteste der russischen Geistlichen, der Metropolitan Eugen von Kiew, der zweite im Range der Mitglieder der heiligen Synode, und zur Linken der erste der Geistlichen der Diöcese Moskau, der Erzbischof Philaret. Seraphim

trug ein reich mit Edelsteinen besetztes Kreuz, Eugen ein mit geweihtem Wasser gefülltes Becken.

Als der Kaiser nahe getreten war, reichte Seraphim ihm, wie der Kaiserin, das „lebenbringende Kreuz." Nachdem beide es inbrünstig an die Lippen gedrückt hatten, küßten sie auch dem ehrwürdigen Greise die Hände. Sodann benetzte der Metropolitan von Kiew den Boden, den ihre Füße berühren sollten, mit geweihtem Wasser und der Erzbischof von Moskau begann eine Begrüßungsrede, worauf das Kaiserpaar den inneren Raum des Tempels betrat, in welchem sogleich das Absingen der Psalmen begann. Der Kaiser und die Kaiserin näherten sich sodann den heiligen Thüren des Ikonostas, verneigten sich dreimal vor dem Allerheiligsten und küßten das Bild des Heilands zur Rechten und das der Jungfrau von Wladimir zur Linken, worauf sie die Stufen hinaufschritten, welche von dem Heiligthume auf eine Estrade führten, wo unter einem prachtvollen Baldachine zwei Throne aufgestellt waren.

Die an und für sich schon schöne und reiche Kathedrale bot an diesem Tage einen über alle Beschreibung prachtvollen und imponirenden Anblick dar. Die zahlreiche Priesterschaft, in Gewändern, welche von Gold und Edelsteinen strotzten, umgab den Altar oder hatte sich zu beiden Seiten der geöffneten heiligen Thüren aufgestellt. Im Umkreise befand sich eine mit scharlachrothem Sammet bedeckte Estrade mit einer vergoldeten Balluſtrade, auf welcher sechshundert der Eingeladenen in schimmernden und reich geschmückten Costümen saßen. Die ganze Mitte der Kirche wurde durch diese Estrade ausgefüllt, welche

sich bis zu den vier Pfeilern erstreckte. Hier stand der Thron des Kaisers, der „Diamantenthron" genannt, welchen die Armenier aus Ispahan einst dem Czaren Michael Michaelowitsch als Zeichen der Verehrung gegeben und welcher mit Perlen und Edelsteinen bedeckt war; neben ihm der Thron der Kaiserin, ganz von Gold und mit 1500 Rubinen und 8000 Türkisen und anderen Edelsteinen ausgelegt, ein Geschenk, welches Schah Abbas einst Boris-Godunoff gemacht hatte und auf welchem der erste Romanow, Michael Feodorowitsch, gekrönt worden war. Ueber die beiden Throne breitete sich ein Baldachin aus, dessen Scharlachgrund unter den goldenen Stickereien verschwand. Der obere Theil desselben war mit weißen Federbüschen geschmückt; auf dem untern erblickte man den kaiserlichen Adler, umgeben von den Wappenschildern von Kiew, Wladimir, Kasan, Astrachan, Sibirien und Tauris. In der Nähe des kaiserlichen Thrones lagen die Insignien des Reiches auf einem Tische. Zwölf durch zwei Absätze unterbrochene Stufen führten von der Estrade nach den kaiserlichen Thüren. Hier befanden sich der Oberkrönungsmarschall und die Marschälle, die Ceremonienmeister, viele Würdenträger und die Herolde in mittelalterlichen Costümen. Von hier aus bis zu den heiligen Thüren unter dem massiven silbernen Kronenleuchter vor dem Ikonostas waren in zwei Reihen die Metropolitane, die Erzbischöfe, die Bischöfe, die Archimandriten mit ihren kostbaren Mitren in zwei Reihen aufgestellt. Endlich oben auf der Estrade zur Linken und Rechten der Throne befanden sich Offiziere der adligen Garde mit entblößten Schwertern.

Als das Absingen der Psalmen beendet war, trat Seraphim auf den Thron zu und hielt eine kurze Anrede an den Kaiser, nach welcher er ihm das apostolische Bekenntniß überreichte, welches derselbe mit lauter Stimme verlas, worauf der Priester zu ihm sagte: „Möge die Gnade des heiligen Geistes mit Dir sein, Amen!" Nun rief der Protodiakonus: „Gieb Deinen Segen, Herr!" worauf der Metropolitan den Segen ertheilte, und die Sänger die Hymne: „Dem Könige der Himmel" (tsaru nebesnyi) anstimmten. Darauf fiel der Protodiakonus wieder ein mit den Worten: „Bitten wir Gott, daß er uns seinen Frieden schenke," worauf eine lange Litanei und der Gesang: „Gott, Du offenbarst Dich auch uns!" angestimmt wurde. Dann folgte das Verlesen der Evangelien.

Nun befahl der Kaiser ihm den kaiserlichen Schmuck zu bringen, worauf der Metropolitan, unterstützt vom Metropolitan von Kiew und dem Erzbischof von Moskau, den Purpur von dem goldenen Tische nahm, wo derselbe auf einem von der Krone und dem Scepter umgebenen Kissen ruhte, und denselben dem Kaiser mit den Worten: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!" überreichte.

Als der Kaiser mit Hülfe seines Gefolges den kaiserlichen Pupurmantel angelegt hatte, neigte er sein Haupt vor dem Priester. Dieser berührte dasselbe mit dem Kreuze, legte seine Hand auf und sprach ein Gebet. Sodann sagte er: „Der Friede sei mit Euch Allen!" und der Chor fiel ein: „Und mit Deinem Geiste!"

le verneigten sich und Seraphim begann ein neues
bet für das Heil dieses Kaisers.

Dieser befahl nun, ihm die Krone zu bringen; als
sie aus den Händen des Priesters empfangen, setzte
sie sich aufs Haupt; dieser segnete sie und hielt aufs
ue eine Anrede, während welcher er ihm auch unter
uen Segnungen den Scepter in die rechte und den
ichsapfel in die linke Hand gab.

Als der Kaiser diese Attribute der höchsten Gewalt
tgegengenommen hatte, setzte er sich wieder auf den
ron, legte den Scepter und den Reichsapfel auf Kissen,
lche ihm überreicht wurden und winkte der Kaiserin,
ihm heranzutreten. Alexandra Feodorowna kniete
r ihm nieder, worauf der Kaiser die Krone von seinem
upte nahm, ihre Stirn damit berührte und sie sich wie-
r aufsetzte. Man brachte die kleine für die Gemahlin
s Kaisers bestimmte Krone, welche der Kaiser ihr aufs
upt setzte, worauf sie mit dem kaiserlichen Mantel und
m Sanct Andreas-Halsbande geschmückt wurde.

Nachdem das kaiserliche Paar so mit den Insignien
r höchsten Würde bekleidet war, nahm es wieder seine
läze ein und der Protodiakonus verkündete nun den
llständigen kaiserlichen Titel und stimmte das Domine
alvum fac Imperatorem an, welches von einem dop-
elten Chore begleitet und sodann auch für die Kaiserin
iederholt wurde.

Hiermit war die Krönung beendet. Nun gab die
locke Iwan Welikis, welche jährlich nur dreimal in
ewegung gesetzt wird, allen Glocken der Stadt das
ignal, deren Läuten bald zu den Höhen des Kreml

herübertönte. Es heißt darüber in einem officiellen Berichte: „Man hätte glauben sollen, die große Stimme der Nation sei in einem Einklange von Wünschen und Huldigungen zum Himmel aufgestiegen.“ Gleichzeitig ertönte eine Salve von hundertundein Kanonenschüssen, welche das Volk mit lautem Hurrahgeschrei begleitete.

Während der Gesang fortdauerte, empfingen der Kaiser und die Kaiserin die Huldigungen und Glückwünsche der Mitglieder der kaiserlichen Familie, der hohen Geistlichkeit und der bedeutendsten Personen des Hofes. Die Mutter des Kaisers näherte sich zuerst; aber er kam ihr zuvor und warf sich in ihre Arme, worauf sie ihn segnete. Die Kaiserin-Mutter war tief gerührt und verbarg die unaufhaltsam ihren Augen entströmenden Thränen an der Brust ihres Sohnes. Ein noch ergreifenderer Anblick erfolgte jetzt. Kaum hatte sich die Kaiserin-Mutter den Umarmungen ihres Sohnes entrissen, als man den Großfürsten Konstantin das Knie vor seinem jüngeren Bruder beugen sah. Dieser aber warf sich sogleich an seinen Hals; gleich ihm zur Erde gebeugt umarmte er ihn und preßte ihn an sein Herz. Die Kaiserin-Mutter stand noch einmal auf, um ihre beiden Söhne zu segnen. Keiner von den zahlreichen Anwesenden konnte dieser rührenden Scene trockenen Auges zuschauen.

Hierauf brachten der Großfürst Michael, seine Gemahlin Helena Paulowna, der junge Thronfolger und die auswärtigen Fürsten ihre Huldigungen dar. Die Geistlichkeit machte drei tiefe Verneigungen vor dem gekrönten Paare, ohne ihren Platz zu verlassen.

Der Donner der Kanonen war verstummt, das Läuten der Glocken hatte aufgehört, der Gesang Mnogaja leta war verhallt, und es begann nun die Ceremonie der Salbung. Der Metropolitan von Nowgorod reichte dem Kaiser ein Missal, dieser stand auf, legte Scepter und Reichsapfel weg, beugte das Knie und las ein Gebet, um Gottes Gnade und Beistand für sein Thun zu erflehen. Der Metropolitan und das Chor sprachen den Friedensgruß, der Protodiakonus eine Aufforderung zum Gebete, welches Seraphim im Namen des ganzen Volkes knieend verrichtete, worauf er sich wieder erhob und sich abermals mit einer Rede an den Kaiser wendete. Hierauf begann das Te Deum, begleitet von dem Läuten aller Glocken.

Jetzt war der Augenblick der heiligen Liturgie gekommen. Der Kaiser nahm die Krone von seinem Haupte. Nachdem das Evangelium gelesen war, reichte man dem Kaiserpaare das heilige Buch zum Küssen. Sodann wurde ein karmoisinrother, mit Gold gestickter und über diesen ein brokatner Teppich von den Stufen des Thrones bis zu den Thüren des Allerheiligsten ausgebreitet, in welchem die Metropolitane, die Erzbischöfe und die übrigen Geistlichen das heilige Abendmahl empfingen. Nach einer Weile öffneten sich die Thüren wieder, und zwei hohe Geistliche mit Mitren, gefolgt von den Protodiakonen, verließen den Altar, um dem Kaiser anzukündigen, daß die Ceremonie der Salbung beginne.

In Folge dieser Ankündigung stieg der Kaiser mit seiner Gemahlin die Stufen des Thrones herab und stellte sich unmittelbar vor die Oeffnung der heiligen

Thüren, deren Schwelle nur er überschreiten durfte. Der Metropolitan von Nowgorod nahm sodann das kostbare Gefäß, welches das Chrisam enthielt, tauchte einen goldenen Zweig hinein und bestrich damit dem Kaiser die Stirn, die Augenlider, die Nasenlöcher, die Lippen, die Ohren, sowie die inneren und äußeren Handflächen, mit den Worten: „Dies ist der Abdruck der Gabe des heiligen Geistes."

In diesem Augenblicke ertönten die Glocken von Neuem; die ernsten Klänge sowie eine abermalige Salve von hundertundein Schüssen verkündeten dem sich um den Kreml dicht drängenden Volke, wie weit die Ceremonie sei. Der Monarch trat während dessen, von dem ersten Geistlichen geführt, durch die königlichen Thüren in das Allerheiligste und stellte sich auf einen goldenen Teppich neben den heiligen Tisch. Unterstützt von den Metropolitanen Eugen und Philaret, welche den kaiserlichen Mantel trugen, verneigte er sich dreimal vor dem Altare und empfing dann das Abendmahl unter beiderlei Gestalten. Hierauf kehrte er wieder auf seinen Thron zurück und schmückte sich mit den kaiserlichen Insignien. Die Kaiserin, welche außerhalb der königlichen Thüren blieb, erhielt ebenfalls die Salbung, aber nur auf der Stirn, ebenso das Abendmahl nur nach dem gewöhnlichen Ritus, worauf auch sie auf ihren Platz zurückkehrte.

Ein von einem Erzpriester gesprochenes Dankgebet endete die Liturgie; hierauf ertheilte Seraphim den Segen mit dem Kreuze, und ein Protodiakonus stimmte folgendes Gebet an, welches laut von allen Anwesenden

wiederholt wurde: „Mögest Du, Herr, ein glückliches und friedliches Leben, Gesundheit des Körpers und der Seele, guten Beistand in allen Dingen, Glück und Sieg gegen die Ungläubigen bewilligen unserem rechtgläubigen, sehr ruhmreichen und sehr christlichen Herrscher, unserem hohen, gekrönten, zum ersten Range erhobenen und mit dem heiligen Oele gesalbten Herrn, Nikolaus Paulowitsch, Kaiser und Selbstherrscher von ganz Rußland, und seiner rechtgläubigen, sehr ruhmreichen Gemahlin, der gekrönten, zum ersten Range erhobenen und mit dem heiligen Oele gesalbten, Kaiserin Alexandra Feodorowna, und erhalte sie eine lange Reihe von Jahren!" Hierauf begann der Chor wieder Mnogaja leta als Schlußgesang.

Während des Gesanges zogen die Priesterschaft, der Hof und alle Personen des kaiserlichen Zuges unter Verbeugungen vor dem Throne vorüber. Die Ceremonie war beendet und wieder reichte Seraphim dem Monarchen und seiner Gemahlin das heilige Kreuz zum Kusse.

Es war Mittag geworden, als der Zug aus dem Innern der Kathedrale heraustrat. Er verließ dieselbe durch das nördliche Thor, und bewegte sich in umgekehrter Ordnung als beim Kommen, das Gefolge voraus. Der Kaiser schritt wieder vor dem Baldachin einher, jetzt die Uniform mit dem kaiserlichen Mantel bedeckt, auf dem Haupte die Krone und in den Händen Scepter und Reichsapfel. Zu seiner Rechten ging der Großfürst Konstantin in ernster und ehrfurchtsvoller Haltung, zu seiner Linken der Großfürst Michael. Unter dem Baldachin ging die Kaiserin, ebenfalls mit dem Purpur ge-

schmückt und eine kleine kostbare Krone von Brillanten tragend.

Man sagt, der Cäsarewitsch sei durch die Reinheit des Himmels und den Glanz der Sonne zu dem Ausrufe: „Welch schöner Tag, Bruder, nicht das leiseste Wölkchen!“ veranlaßt worden, worauf der Kaiser erwiedert habe: „Was konnte ich fürchten, hatte ich nicht meinen Gewitterableiter neben mir?“

Gemäß dem Gebrauche der alten Czaren, nach der Könung Stationen in den anderen Heiligthümern des Kreml zu machen, begab sich der Zug nach der Kathedrale des Erzengels, wo der Kaiser, nachdem er die heiligen Bilder des Ikonostas geküßt, sich vor der langen Reihe von Sarkophagen, welche die sterblichen Reste seiner Vorfahren oder Vorgänger enthielten, sowie vor dem Reliquienschreine des heiligen Dimitri, des letzten Sprößlings Ruriks, verneigte. Ein Protodiakonus betete ein Gebet für das lange Leben des Kaisers und der Chor sang wieder „Mnogaja leta.“ Dieselben Ceremonieen, dieselben Gesänge wiederholten sich noch einmal in der Kathedrale der Annunciation, von wo aus sich der Kaiser, von den dichten Volksmassen gefolgt, über die rothe Treppe in seine Gemächer zurückzog.

Am Tage der Krönung pflegten die alten Czaren in der Granovitaja Palata dem Patriarchen und der vornehmeren Priesterschaft, so wie den Herren ihres Hofes ein großes Festmahl zu veranstalten. Der Kaiser folgte auch dieser Sitte. Der alte Bankettsaal war zu diesem Zwecke reich geschmückt worden und glänzte durch die Pracht des Goldes und die karmoisinrothen Tapeten.

Um den ungeheuren Pfeiler herum, welcher die Wölbungen trägt, war das reiche Silbergeschirr des Kaisers aufgestellt. In einer Ecke war der Thron aufgerichtet, zu dessen beiden Seiten die Thronsessel für die regierende Kaiserin und die Kaiserin Mutter standen. Für die eingeladenen Gäste waren Tafeln errichtet. In dem dem Throne gegenüberliegenden Theile des Saales befand sich das Orchester.

Ehe der Kaiser den Saal betrat, zeigte er sich vom Balcon aus dem draußen versammelten Volke, welches ihn mit lautem Zurufe begrüßte. Hierauf begab er sich in den Saal, wo er die Glückwünsche der Geistlichkeit, des Hofes und der Repräsentanten der europäischen Souveraine empfing, und setzte sich dann mit den beiden Kaiserinnen an die kaiserliche Familientafel, die von den Großwürdenträgern des Reiches bedient wurde. Generaladjutanten trugen unter Begleitung von Gardeoffizieren mit gezogenen Degen die Schüsseln herbei und überreichten sie unter Kniebeugungen. Der Metropolitan segnete das Mahl. Bis dahin hatten alle Anwesenden gestanden, als aber der Kaiser zu trinken begehrte, nahmen sie an den für sie errichteten Tafeln ihre Plätze ein. Nun wurden auch die dem Kaiser vom Finanzminister überreichten Krönungsmedaillen vertheilt.

Bei Anbruch der Nacht begann eine überaus glänzende Illumination. Die weißen Mauern des Kreml, welche mit Kronen und Kränzen geschmückt waren, und die sie überragenden Thürme, deren Umrisse in feurigen Linien hervortraten, der englische Garten mit seinen flammenden Fontainen und Bäumen, das ungeheure,

ganz in Licht gehüllte Exercierhaus, endlich Iwan Weliki, dessen strahlendes Kreuz aus einer schimmernden Krone emporstieg und dessen Thurm sich von Stockwerk zu Stockwerk mit den verschiedenen Reichsfarben, Roth, Blau und Gelb schmückte, — dieser ganze Anblick brachte eine wahrhaft bezaubernde Wirkung hervor und versetzte die Volksmenge in einen wirklichen Taumel.

Zahllose Aeußerungen der kaiserlichen Gnade bezeichneten den feierlichen Krönungstag. Den Grafen Wittgenstein und Osten-Sacken wurde vom Kaiser die Feldmarschallswürde verliehen; der Erzbischof von Moskau wurde zum Metropolitan erhoben, die Gräfin Lieven zur Fürstin und mehrere Gesandte, Großwürdenträger und Generale zu Grafen gemacht. Ebenso fanden zahlreiche Ordensverleihungen statt, und alle bei solchen Gelegenheiten üblichen Gnadenbeweise wurden in reichlichem Maaße gespendet. Auch die Armee in den unteren Graden wurde auf das Freigebigste bedacht durch Tuchvertheilungen und Soldzulagen, und alle Soldaten und Unteroffiziere, welche zwanzig Jahre in der Garde oder zweiundzwanzig Jahre in der Armee gedient hatten, erhielten an diesem Tage ihren Abschied. Zugleich wurden sowohl in der Armee, wie in der Civilverwaltung zahlreiche Beförderungen vorgenommen: mehrere Hundert Generale und Obristen wurden zu höheren Graden befördert und alle Titularräthe und Collegienräthe, welche ihren Rang seit einer gewissen Reihe von Jahren bekleidet hatten, mit Entbindung von dem vorgeschriebenen Examen in die demnächst höhere Klasse hinaufgerückt. Endlich wurden auch noch gewisse Staatsforderungen,

rückständige Abgaben und dergleichen erlassen und eine ehr ausgedehnte Amnestie bewilligt, die sich — etwas ganz Außergewöhnliches in Rußland — sogar auf poitische Verbrecher erstreckte und deren Strafen sehr bedeutend milderte. Unter den mit Gütern Begnadigten kam Graf Nesselrode am besten weg; und von den verheilten in Brillanten gefaßten Portraits, Dosen und Ringen fiel natürlich der größte Antheil auf die Personen des Hofes.

An demselben Tage wurde ein kaiserliches, schon am 9. Februar erlassenes, Manifest veröffentlicht, durch welches der Kaiser ähnlichen Eventualitäten wie die, welche bei seiner Thronbesteigung zu so blutigen Katastrophen geführt hatten, vorbeugen wollte. Dasselbe bestätigte die bereits bestehende Thronfolgeordnung und bestimmte mit Einwilligung der Kaiserin-Mutter und des Großfürsten Konstantin, daß, falls es Gott belieben solle den Kaiser vor der gesetzlichen Mündigkeit seines Erben, des Großfürsten Alexander Nikolajewitsch, zu sich zu berufen, dann die Regentschaft des Reichs, wie des Königreichs Polen und des Großfürstenthums Finnland, die davon unzertrennlich seien, auf den Großfürsten Michael übergehen solle. Stürbe aber nach dem Hingange des Kaisers auch sein Nachfolger, ehe derselbe mündig geworden sei, so solle die Krone auf den zweiten Sohn übergehen und auch in diesem Falle der Großfürst Michael die Regentschaft übernehmen. Für den Fall, daß der Kaiser nur weibliche Nachkommenschaft hinterließe, sollte die Krone unmittelbar auf den Regenten fallen,

die Vormundschaft über sämmtliche Kinder sollte aber der Kaiserin übertragen werden.

Vierzehn Tage hindurch war Moskau der Schauplatz ununterbrochener Festlichkeiten, welche eben so den Hof wie die große Volksmasse vollständig beschäftigten. Diese letztere belagerte fortwährend den Palast, wo ihre Neugierde durch die stets wechselnden Bilder der sich in den glänzendsten Anzügen zu den Audienzen begebenden hohen Beamten und Deputationen die reichlichste Nahrung hatte. Besonders prächtig war der große Empfang des diplomatischen Corps, eine Scene, in welcher Europa mit Asien wetteifern zu wollen schien, welcher von beiden Welttheilen die interessantesten Persönlichkeiten aufzuweisen habe. Es war eine ununterbrochene Reihe von Festlichkeiten, Bällen, Maskeraden, Theatervorstellungen, Jagden, Paraden und Manoeuvern.

Die Volksmenge hatte indessen nicht nur das Zu- und Nachsehen, sondern der Kaiser ließ dieselbe am 28. September wahrhaft fürstlich bewirthen. An diesem Tage erhoben sich auf der ungeheuren, Dewitsche-Pole genannten Ebene zweihundertundvierzig Tafeln von unübersehbarer Länge, beladen mit Fleischspeisen, Pasteten, Früchten und großen Bowlen mit Quaß, dem Nationalgetränk der Russen, neben denen sechzehn große Fontainen beständig Ströme von Wein und Bier hervorsprudelten. In dem von diesen Tischen eingeschlossenen Raume, sowie im Umkreise derselben, erblickte man eine Stadt von Buden, Zelten und Kiosks, die in den lebhaftesten Farben glänzten, und in denen Schauspiele aller Art veranstaltet wurden. Mehr als hunderttausend Menschen in

der malerischen Tracht der russischen Muschiks drängten sich um diesen Festsaal mit dem freien Himmel als Decke und blickten begehrlich zu den vor ihnen aufgestapelten Herrlichkeiten hinüber. Endlich, als die Ungeduld schon aufs Höchste gestiegen ist und sich durch die Nagaikas der Kosaken kaum noch zurückhalten läßt, wird die Fahne auf dem in der Mitte befindlichen kaiserlichen Pavillon aufgezogen. Der Kaiser war erschienen; umgeben von den Prinzen und gefolgt von den Staatswagen, in denen die Kaiserin und die kaiserliche Familie saßen, durchzieht er die Gänge, welche die unabsehbaren Tafeln von einander trennen, überall von dem Hurrah der Menge begrüßt, die immer ungeduldiger gegen den ihr noch verschlossenen Schauplatz ihrer Freuden andringt. Nun giebt er das Signal. „Meine Kinder," — sagt er, — „Alles dies gehört Euch!" und jetzt stürzt die Volksmasse wie ein entfesselter Strom auf die Tafeln ein, die in fünf Minuten ihres ganzen Inhalts beraubt sind, denn das Volk nahm den Kaiser beim Wort und bemächtigte sich nicht nur der Speisen, sondern auch der Schüsseln und Geräthschaften, ja es entkleidete sogar die für das diplomatische Corps errichteten Tribünen ihres Behanges von rothem Tuche.

Endlich am 4. October veranstaltete der Großfürst Michael, als Großmeister der Artillerie, noch ein großartiges Feuerwerk vor dem Palaste des Pagencorps, welches die ganze Bevölkerung herbeizog und das durch seine außerordentliche Pracht den würdigen Schluß dieser langen Reihe von Festlichkeiten bildete. Ein ungeheurer Triumphbogen mit der Inschrift:

„Nikolaus der Erste, der Wiederhersteller des Friedens!“ (Nikolaiev pervomou ouspokvitelyow otetchestva.) erhob sich plötzlich blendend aus dem Dunkel der Nacht, die durch 52,000 Raketen momentan in hellen Tag verwandelt wurde. Das war, wie gesagt, der letzte Akt der glänzenden und lärmenden Inauguration einer neuen und, wie es sich zeigte, langen und wechselvollen Regierung. —

Bereits während der vorbeschriebenen Feierlichkeiten hatten sich im südöstlichen Theile des Reiches Verwicklungen bemerklich gemacht, die die ernstesten Folgen in Aussicht stellten. Persien nämlich, schon seit lange mißvergnügt wegen der in den Verträgen von Gulistan und Tiflis, 1813 und 1814, verlorenen Provinzen und Chanate, hatte im Geheimen die Rußland feindlich gesinnten Gebirgsvölker zum Aufstande gereizt und selbst einen Angriff gewagt, der aber unglücklich ablief. Die Nachricht von dem plötzlich erfolgten Tode Alexander's und den darauf folgenden Ereignissen hatte Persien Muth gemacht, aufs Neue gegen Rußland die Waffen zu erheben.

Prinz Abbas Mirza, der zweite Sohn des Schah Feth-Ali und muthmaßlicher Thronerbe, ein Mann von kriegerischem und keckem Charakter, hatte die persische Armee reorganisirt und brannte vor Begierde, seine Truppen sich mit den russischen messen zu sehen, da er erwartete, daß die aufrührerischen Bewegungen in der Hauptstadt und die Verschwörungen in den Armeen des Südens des russischen Reiches, von denen dunkle Kunde zu ihm gelangt war, dasselbe in lang dauernde Verlegen-

eiten stürzen würde, aus denen er Vortheil zu ziehen offen durfte. Nach Erhebung der Grenzdistrikte fiel er, n der Spitze von ungefähr 17,000 Mann, mit vier Kanonen und zwanzig Kameel-Falkonets in Georgien in, und gleichzeitig führte sein Bruder Ali-Naschy-Mirza eine Diversion gegen das kaspische Meer und in ie Gebirge, welche die Provinzen Schirvan und Daghestan rennen, aus. Diese geschickt combinirte Expedition glückte m Anfange durch die Ueberraschung der Russen und veranlaßte eine Ueberschwemmung der Provinzen Karabah, Schirvan und Schekinsk durch die Perser, wie sich dieselben auch mehrerer wichtiger Städte bemächtigten, nachdem sie die Bergkette des Kaukasus umgangen hatten.

Während dieser Zeit hatte der General Yermoloff, der den Oberbefehl in diesen Provinzen führte, in aller Eile seine zerstreuten Truppen zusammengezogen und stellte sich den Persern entgegen; diese aber drangen immer weiter gegen die russischen Besitzungen vor: ihr numerisches Uebergewicht machte es ihnen möglich, den Russen mehrere Punkte zu entreißen. Gerade, als sie sich anschickten Kuban zu belagern, verließ auf kaiserlichen Befehl der General Paskewitsch mit 6000 Mann Infanterie der Don'schen Armee und 20,000 Kosaken Tiflis, um Yermoloff zu unterstützen. Er erreichte Abbas Mirza Pascha in der Nähe von Elisabethpol und lieferte ihm an den Ufern des Flusses Dscheham eine blutige Schlacht, in der die Russen nach mehrstündigem Kampfe über eine fast fünffach ihnen überlegene Truppenmacht Sieger blieben.

Dieser Sieg war eine dringende Nothwendigkeit,

denn nur er vermochte die Bewohner dieser Länder über die Dauer und Erhaltung der russischen Herrschaft zu beruhigen: schon hatte sich die Bevölkerung von Astrakhan bereit gemacht diese Stadt zu verlassen, und die kaukasischen Kriegsstämme fingen sich bereits an zu rühren, und verriethen nicht undeutlich die Absicht, mit den persischen Truppen gemeinsame Sache zu machen. Die Gewißheit einer Niederlage verschob wenigstens diese drohende Bewegung, und auf die von Ali-Naschy-Mirza und seinem Nachfolger Mustapha, Chan von Schirvan befehligte Armee machte sie einen solchen Eindruck, daß sie sich augenblicklich zurückzog und zerstreute. Auch Abbas Mirza's Heer flüchtete bis über die Grenzen Persiens, und da der Sieger keine Hindernisse mehr fand, ging er über den Araxas und schlug am Ende des Jahres seine Winterquartiere in seiner alten Stellung am Flusse Tscherakene auf.

Paskewitsch, der durch sein rechtzeitiges und umsichtiges Eingreifen viel Talent und Geschicklichkeit an den Tag gelegt hatte, wurde im Frühlinge 1827 mit dem Oberbefehl über das kaukasische Heer betraut, und ihm gleichzeitig die oberste Leitung der Verwaltung in der Provinz Georgien und im Gouvernement Astrakhan übertragen. Mit fast unumschränkter Gewalt durch das Vertrauen des Kaisers bekleidet, bewerkstelligte General Paskewitsch schnell alle durch die Umstände gebotenen Veränderungen in der Civil- und Militairverwaltung, sorgte für die Anlage von Magazinen und entwarf den Operationsplan zu einem neuen Feldzuge. Diesesmal ergriff er die Offensive, wobei sich sein eminentes strate-

ſches Talent frei entwickeln konnte. Schon im April ritt er wieder zur Eröffnung der Feindſeligkeiten.

Die erſte Waffenthat nach dem Eindringen des ruſ-en Heeres in die perſiſche Provinz Eriwan war die innahme des mit reichen und ſehr willkommenen Vor-then verſehenen Kloſters Etſchmiadſin, worauf nach einem ter ſehr ungünſtigen Umſtänden erfochtenen Siege am raxas, in dem die Perſer große Verluſte an Todten d Gefangenen hatten, die Einnahme der mit bedeuten-n Kriegsvorräthen verſehenen Feſtung Abbas-Abad lgte. Vergeblich hatte Prinz Abbas-Mirza Alles auf-boten dieſen wichtigen Platz zu entſetzen, alle ſeine nſtrengungen mißglückten, trotz aller perſönlichen Tapfer-it, die ihn mehrere Male mitten in die ruſſiſchen Trup-en führte, und faſt, wie mehrere ſeiner Verwandten irklich in Gefangenſchaft brachte, erreichte er ſeinen weck nicht.

Nach einem neuen mißglückten Angriff der Perſer uf Etſchmiadſin und nach ungemein blutigen Treffen am barane folgte am 27. September die Einnahme der einen, aber wichtigen Feſtung Sardar-Abbat, welche e Eroberung von Eriwan erſt ermöglichte. Die Lage er Perſer wurde immer hoffnungsloſer, denn nicht nur mpften ſie fortwährend unglücklich, ſondern auch der bfall ihrer Verbündeten griff immer weiter um ſich; bbas Mirza konnte dem ruſſiſchen Heere nicht mehr im ſnen Felde Stand halten.

Von Sardar-Abbat aus erreichte Paskewitſch in chs Tagen am 6. October Eriwan, und in der Nacht om 7. zum 8. wurden die Laufgräben gegen die Mauern

derselben eröffnet. Am 19. hatte das russische Wurfgeschütz bereits die furchtbarsten Verwüstungen angerichtet, und die begnadigten und hierher geschickten Soldaten des Gardegrenadier- und des Moskauschen Garderegiments, welche ihre im Aufruhr befleckte Ehre hier wieder reinigen sollten, schickten sich kampfbegierig zum Sturme an. Da flehten die Bewohner Eriwans um Gnade und die Garnison, 3000 Mann stark, streckte die Waffen. So gelangten die Russen in den Besitz eines Platzes, der bis zu dieser Zeit für das stärkste Bollwerk Persiens gegen Rußland gegolten hatte. Sie fanden daselbst fünfunddreißig Kanonen, 1500 Pud Pulver, einen bedeutenden Vorrath von anderweitigem Kriegsmaterial, die Schätze des Sardars und eine große Menge von Lebensmitteln. Der Fall von Eriwan war offenbar entscheidend: acht Fahnen, funfzig Kanonen, zwei Sardars, zwanzig Chane und 6000 Kriegsgefangene, dazu noch zwei Provinzen fielen in die Gewalt der Russen.

Tauris, die Hauptstadt der Provinz Adzerbaidschan und Residenz des Thronfolgers Abbas Mirza, wurde, nachdem Aliyar Chan, der Commandant derselben, durch die empörten Bewohner zur Flucht genöthigt worden war, den Russen ohne Schwertstreich übergeben; Choi und Alandchor theilten dasselbe Geschick, sie warteten gar nicht die Belagerung oder Aufforderung zur Uebergabe ab, und am Ende des Octobers war mit der gänzlichen Besiegung auch dieser Provinz auf allen Punkten der Widerstand gebrochen.

Da beugte sich der starre Sinn des Schahs und selbst des Thronfolgers. Abbas Mirza wollte unterhan-

ln, um Zeit zu gewinnen. Ein Vertrag der vortheil-
ſteſten Art war von den Ruſſen den Perſern aufge-
ungen und von dieſen angenommen; die Ratification
er war verſchoben worden. Nicht ohne Grund hoffte
mlich Abbas-Mirza, daß bald ein Krieg zwiſchen Rußs-
ıd und der hohen Pforte ausbrechen, und daß dieſer
ıſtand Paskewitſch zwingen würde, ſich mit ſeinen
reitkräften zurückzuziehen. Die Schlacht von Navarin
d der immer deutlicher vorauszuſehende Bruch zwiſchen
ı Höfen von Konſtantinopel und Petersburg hoben ſei-
ı Muth und er leitete Unterhandlungen zwiſchen Rußs-
ıd und der Pforte wegen des Abſchluſſes eines Offenſiv-
d Defenſiv-Bündniſſes ein, welche er bis zum Januar
328 hinauszuziehen verſtand. Aber Paskewitſch durch-
aute ihn, er brach die Unterhandlungen ab und er-
nete auf's Neue die Feindſeligkeiten. Am 15. Januar
mächtigte ſich der rechte Flügel ſeiner Armee der Stadt
rmia, gleichzeitig griff der linke die ſtärkſte Feſtung
r Provinz Adzerbaidſchan, Arbedil an, und zwang die
ımmandanten derſelben, zwei Söhne Abbas-Mirza's,
rch Raketenfeuer zur Uebergabe, worauf Paskewitſch
bſt durch die Berge in Eilmärſchen gegen Teheran, die
ſidenz des Schahs, vordrang. Dieſe Offenſivbewegung
tmuthigte den Schah ſo ſehr, daß er den Ruſſen einen
eſandten mit reichen Geſchenken entgegenſendete, und
ı Frieden bitten ließ. Unter dieſen Geſchenken befand
h unter Anderen ein rieſiger Diamant für den Kaiſer
ikolaus.

In dem Dorfe Turkmantſchai, bis wohin Paske-
itſch gedrungen war, wurde in der Nacht vom 9. zum

10. Februar der Frieden unterzeichnet. Er war in jeder Beziehung für Rußland vortheilhaft, denn einmal erhielt dieses mit den beiden persischen Provinzen Eriwan und Nakhitschewan eine Grenze, die ferneren Angriffen vorbeugte, und dann gaben diese der kaukasischen Linie eine feste Basis und Terrain, um frei im Rücken der tscherkessischen Linien operiren zu können. Außerdem mußte Persien eine Kriegskostenentschädigung von zwanzig Millionen Rubel Silber zahlen und bis zu gänzlicher Abtragung der Summe noch weite Landesstrecken als Pfand in den Händen der Russen lassen. Den Sieger dieses kurzen aber ruhmreichen Feldzuges, General Paskewitsch, erhob der Kaiser zum Grafen und verlieh ihm den Beinamen „Eriwanski", außerdem beschenkte er ihn mit einer Million Silberrubel.

III.

General Yermoloff. — Kriegserklärung gegen die Türken. — Feldzüge der Jahre 1828 und 1829 in Europa und Asien. — Friedenstractat mit der Pforte. — Aufstand in den Militaircolonieen.

Der Krieg gegen Persien enthüllte zum ersten Male einen später sich öfter zeigenden Charakterzug des Kaisers Nikolaus', nämlich einen gewissen Haß gegen alle individuelle Selbstständigkeit und geistige Ueberlegenheit.

Gleich in den Beginn des persischen Krieges fällt die Absetzung des Generals Yermoloff. Dieser ausgezeichnete und edle Mann, ohne Widerspruch der bedeutendste aller Generale, welche im gegenwärtigen Jahrhundert die russischen Armeen commandirt haben, ist nicht nur Militair, sondern auch Diplomat von unbestrittenem Verdienst, und ein ebenso geschickter, als energischer Administrator.

Er hatte einen vortheilhaften Tractat mit Persien abgeschlossen, hatte den Kaukasus pacifizirt, und zwar bis

zu dem Grade Sicherheit und Ordnung hergestellt, daß er ohne Escorte ungefährdet die den zahlreichen russischen Armeen späterhin unzugänglichen Gegenden durchfahren konnte. Er verwaltete die transkaukasischen russischen Provinzen in einer Weise, die ihre reichen Schätze schnell entwickelte, ohne daß dadurch die Nationalität der Eingeborenen auf das Geringste verletzt wurde; er hatte dem Kaiser Truppen gebildet, zwar nicht sehr zahlreich, — dreißigtausend Mann etwa, — aber gegen klimatische Unbequemlichkeiten und allerlei Strapazen abgehärtet, gut disciplinirt und mit Offizieren versehen, die zugleich intelligent und tapfer waren.

Zur Zeit Alexander's hatte Yermoloff, dessen Talente das Niveau des Gewöhnlichen so bedeutend überschritten und dessen unabhängiger, ja unbeugsamer Charakter Araktchejeff beschwerlich fiel, den schwierigen Auftrag erhalten, den Kaukasus zu beruhigen und die transkaukasischen Länder auf's Neue zu erobern; er hatte wider Erwarten diese schwierige Aufgabe gelöst.

Da er aber bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus sich nicht beeilte, von diesem die Erlaubniß nachzusuchen sich nach Petersburg zu begeben, um ihm persönlich seine Huldigung darzubringen, und ihn auch nicht einmal beglückwünschte zu dem so eben über die Rebellen erkämpften Siege, so beunruhigte dies Nikolaus und verdroß ihn. Indessen war der eiserne Charakter des Generals ebenso bekannt, wie die Ergebenheit der Truppen für ihn, der Kaiser wagte es daher nicht, bei der immer noch mißlichen Lage der Dinge in der Armee sein Mißvergnügen laut auszusprechen, sondern wartete die

elegenheit ab, wo er dies ohne Aufsehen thun könnte. ine solche Gelegenheit bot sich ihm nur zu bald.

Wennschon in dem ersten persischen Feldzuge die ngriffe dieser zurückgewiesen worden, so war doch kein mhaftes Ergebniß erreicht worden. Die Schuld dieses angelhaften Erfolgs wurde nun dem Oberbefehlshaber ermoloff zugeschrieben und der General Paskewitsch, der ehr durch sein Glück als durch seine militairischen Talente kannt ist, wurde in den Kaukasus gesendet; man wollte ermoloff zu der Alternative treiben, entweder seine Ent=ssung einzureichen oder sich in offenem Aufstand gegen e Regierung zu empören.

Der General Yermoloff durchschaute diese Absicht hr wohl; es wäre ihm ein Leichtes gewesen, mit Er=lg gegen die Regierung ungehorsam zu sein, als Ehren=ann aber und als Patriot hielt er es für seine Pflicht, ch dem despotischen Willen des Herrschers zu unterwer=n, um die Ehre und das Interesse des Landes zu ahren. Aber auch dieses edle Benehmen reinigte ihn icht von dem Verdachte, den der gegen ihn eingenom=ene Autokrat auf ihn geworfen hatte. Es wurde jetzt er Vorwurf gegen ihn erhoben, daß er die Verpflegung er Truppen vernachlässigt und die Mißstimmung der ewohner seines Gouvernements durch zu strenges Be=hmen hervorgerufen habe. In Folge dieser Anschul=gungen sendete der Kaiser den General Diebitsch ins ussische Lager, um die Sache an Ort und Stelle zu nterſuchen. Diebitsch wußte, was er finden sollte: auf inen Bericht wurde dem General Yermoloff das Com=mando abgenommen und mehrere der ihm besonders er=

gebenen Generale, unter anderen auch Matadoff, mußten seine Ungnade theilen. Wie schon erwähnt, wurde Paskewitsch Yermoloff's Nachfolger.

Seit jener Zeit lebte Yermoloff in der strengsten Zurückgezogenheit; Nikolaus, dem sein selbstständiger Charakter und seine Intelligenz unbequem war, verwendete ihn während seiner ganzen Regierung nicht wieder. Uebrigens war Yermoloff nicht das einzige Beispiel dieser Art, und wenn Nikolaus in seinen Ministerien einzelne hervorragende Männer beibehielt, so geschah es nur, weil er sie nicht durch andere ersetzen konnte, und weil sie außerdem fast alle durch eine unbegrenzte Unterthänigkeit ihre sonstigen Mängel gut machten.

Prinz Abbas-Mirza hatte sich in seinen politischen Hoffnungen und Voraussetzungen keineswes betrogen. Kaum waren zwei Monate seit dem Abschluß des Friedensvertrages zu Turkmantchai verflossen, als auch schon Rußland der hohen Pforte den Krieg erklärte. Die Leiden der Griechen bewegten die Herzen von ganz Europa. Jung und Alt schwärmte für ihre Befreiung, Männer wie König Ludwig von Bayern, Chateaubriand, Lamartine, Lord Byron, Wilhelm Müller und Andere beförderten nach besten Kräften diese Gefühlspolitik. Die Staatsmänner Englands und Frankreichs ließen sich durch ihre Sympathieen für die Griechen zu dem groben politischen Fehler verleiten, den Aufstand dieses Volkes gegen ihren Regenten zu begünstigen und zu unterstützen und so selbst zur oft bereuten Schwächung der Türkei beizutragen. Der Kaiser Alexander hatte sich aus persönlichem wahrem Widerwillen gegen jede Revolution der Ein-

mischung in die Angelegenheiten der Griechen enthalten, obschon sie ihm gerade unter allen europäischen Regenten unbedingt am nächsten lag und es die Würde der russischen Kirche ebensowohl, wie das Interesse der russischen Politik erforderte, seinen Glaubensverwandten in der Türkei zu Hülfe zu eilen. Kaiser Nikolaus aber, der, wenn er sich nur dadurch in Erreichung seiner Pläne gefördert sah, keinen so unüberwindlichen Widerwillen gegen Revolutionen hatte, wie sein Bruder und Vorgänger, nahm bereitwillig die ihm von Seiten Englands und Frankreichs gemachten Vorschläge zur Wiederherstellung eines unabhängigen griechischen Staats an. In Folge dieser Allianz war im Jahre 1827 die berühmte Seeschlacht bei Navarino, in der sich England und Frankreich in jetzt kaum glaublich erscheinender Verblendung der Mühe unterzogen, im Interesse Rußlands die türkische Marine zu zerstören und die Hülflosigkeit der Türkei womöglich noch zu vergrößern. Die Katastrophe von Sinope war der Lohn, mit welchem Rußland den Westmächten für ihren erwiesenen Dienst dankte!!! Als damals die Westmächte die Türkei aufgegeben hatten, ergriff Nikolaus begierig diese Gelegenheit, um durch einen Kriegszug gegen die Pforte den seit den Verschwörungen des Jahres 1825 gesunkenen militairischen Geist in seiner Armee zu heben; er beschloß schon damals, dem „kranken Mann" in Konstantinopel früher oder später wo möglich den Gnadenstoß zu geben.

Schon seit alter Zeit datirten die Differenzen Rußlands und der Pforte; waren sie doch das Motiv der diplomatischen Höflichkeitsmission Wellington's. Die Nicht-

erfüllung des Vertrags von Bukarest Seitens der Türken wurde als Grund der Zerwürfnisse anerkannt. Mißhandlungen der Moldau und Wallachei hatte die Schirmherrschaft Rußland übel genommen und der Sultan seinerseits protestirte gegen die verweigerte Rückgabe der an den Küsten Mingreliens und Abasiens gelegenen Festungen, die General Yermoloff allerdings gegen das Versprechen besetzt hielt, da von dort aus durch türkische Mollahs die muhamedanischen Völkerschaften Kaukasiens aufgeregt und zur Empörung gegen den Czaren gestachelt wurden. Die Einmischung europäischer Mächte hatte sich der Kaiser Nikolaus verbeten, da die Angelegenheit rein russisch sei, er hatte aber versprochen, sich mit der Erfüllung der alten Verträge begnügen zu wollen.

Im April des Jahres 1826 nahm die russische Regierung in ihren Verhandlungen mit der Türkei einen entschiedeneren Ton an, sie formulirte ihre Forderungen bezüglich der Moldau, Wallachei und Serbiens, ebenso verlangte sie Genugthuung für die ihr zugefügten Beleidigungen, und drohte ihren Gesandten von Konstantinopel abzurufen, falls nach einer sechswöchentlichen Frist keine oder ungenügende Antwort erfolgt wäre.

Eine solche energische Sprache verfehlte ihren Eindruck nicht; der Divan erklärte im Mai, alle Forderungen Rußlands erfüllen und mit ihm in Unterhandlungen über einen Vertrag eintreten zu wollen. Zum Unterhandlungsorte wurde die Festung Akjerman an der Mündung des Dniestr bestimmt, und die türkischen Truppen dem russischen Verlangen gemäß auf das rechte Donauufer zurückgezogen. Aber den türkischen Diplomaten war

es hauptsächlich darum zu thun, Zeit zu gewinnen, sie zogen deshalb die Unterhandlungen in die Länge; Rußland erkannte dies sehr bald und setzte in einem Ultimatum den 7. October als den Tag des Beginns der Feindseligkeiten ihrer schon am Pruth stehenden Armee, falls keine befriedigende Erklärung über alle Streitigkeiten bis dahin eingetroffen sei. Hierauf unterzeichneten die türkischen Bevollmächtigten eine erläuternde Zusatzakte zum Bukarester Vertrage und zwei Separatbeschlüsse in Betreff Serbiens, der Moldau und Wallachei. Dadurch erlangte Rußland freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere und vernichtete in den drei Donaufürstenthümern den türkischen Einfluß.

Inzwischen war auch Nikolaus den Bestrebungen, die Türkei zu pacifiziren und Griechenland unabhängig zu machen, beigetreten; der in seinem Rechte sich gekränkt fühlende Großherr wies aber stolz und hartnäckig die Anerbietungen der europäischen Großmächte zurück, ja der Reis-Effendi erklärte, er würde nie eine Intervention dulden, und alle diplomatischen Verbindungen abbrechen, worauf ihm indessen der russische Gesandte, Herr von Ribeaupierre, kalt und stolz entgegnete: „Die Intervention wird erfolgen, entweder durch fünf Mächte, oder durch drei, oder auch durch eine!“

Der im Juli zu London abgeschlossene Vertrag zwischen den drei pacifizirenden Mächten stimmte den Divan nicht milder und die Vernichtung der türkischen Flotte bei Navarin führte zu Repressalien: die Türken legten das strengste Embargo auf alle Schiffe europäischer Nationen. Wieder drohte der Ausbruch eines förmlichen Krieges

und wieder spielten Intriguen und Vermittlungen, um den Großherrn zur Anerkennung der Selbstständigkeit Griechenlands zu vermögen. Am 2. December faßte ein aus hundertundachtzig Personen bestehender großer Divan aus allen Klassen der Bevölkerung, dem der Sultan in einem Nebenzimmer beiwohnte, den Beschluß, „daß den Anträgen der drei Höfe in Betreff der künftigen Gestaltung Griechenlands aus politischen und religiösen Gründen nicht zuzustimmen sei." Am 8. December verließen die drei Gesandten Konstantinopel, der Haß und die Wuth der Türken steigerte sich bei der Gewißheit eines neuen Krieges auf das Aeußerste und richtete sich besonders gegen die Russen, die seit einem Jahrhundert schon als Feinde des Islams und als raubgierige Nachbarn galten. Ein Hatti-Scherif vom 20. December befahl Rüstungen und predigte den Religionskrieg gegen den „Gjaur" und vorzugsweise gegen den „Moskow." Allen Unterthanen Rußlands, Frankreichs und Englands wurde eine peremtorische kurze Frist gestellt, innerhalb welcher sie erklären mußten, ob sie Rajahs werden oder Konstantinopel verlassen wollten; Proscriptionen erschienen, nach denen über 300 Unterthanen der drei Schutzmächte der Griechen in drei Tagen das türkische Reich verlassen mußten; der Bosporus durfte von keiner fremden Flagge mehr passirt werden; alle nicht den Islam bekennenden Bewohner Konstantinopels wurden bedrückt; die katholischen Armenier entsetzlich mißhandelt. Alle Schritte der Gesandten Oestreichs, Preußens und der Niederlande als neutraler Mächte, noch in der zwölften Stunde die Vermittlung zur Annahme zu bringen, blieben trotz der

Größe der Gefahr und selbst der zu offner Widersetzlichkeit ausgearteten Unzufriedenheit im eignen Reiche, bei dem Starrsinn des Sultans vergeblich. Der Padischah kannte die Zustände seines Reiches sehr wohl, er schrieb daher seinem Vezier: „Nimm Deinen Verstand zusammen, denn Allah weiß es, die Gefahr ist groß;" trotzdem zauderte er nicht seinem mächtigsten und gehaßtesten Nachbar den Handschuh hinzuwerfen und dieser nahm denselben gern auf — er hatte ja schon lange darauf gewartet.

Am 14. April 1828 wurde ein Ultimatum von Seiten Rußlands an den Großvezier abgesendet, worin es hieß: „Eure Erlaucht wird es nach so vielen feindlichen Maaßregeln von Seiten der hohen Pforte, die uns ihren festen Entschluß verkündet, Gutes durch Böses vergelten, Krieg für Frieden bieten und feierliche Verträge nicht erfüllen zu wollen, nicht wundern zu vernehmen, daß ich beauftragt bin, auf Ihr Schreiben vom 12. December 1827 durch beifolgende Declaration zu antworten und Ihnen zugleich anzukündigen, daß dieser Declaration unmittelbar der Einmarsch der russischen Truppen in die Staaten Seiner Hoheit folgen werde."

An demselben Tage erschienen zu Petersburg das Manifest und die Declaration, wodurch Kaiser Nikolaus der Pforte den Krieg erklärte. Beide Aktenstücke enthielten eine lange Reihe von Beschuldigungen. Der ottomanischen Pforte wurde darin vorgeworfen, die Tractate von Kainardschi, Jassy und Bukarest mannigfach verletzt zu haben, namentlich durch die in Serbien veranstalteten Verheerungen in den Jahren 1815 und 1816 und durch

den fortwährend in der Moldau und Wallachei ausgeübten Druck. Gerügt wurde ferner das Verfahren der türkischen Regierung sowohl beim Anfange, als im Fortgange der griechischen Insurrection, wo sie alle guten Rathschläge und angebotenen Vermittlungsversuche Rußlands und der mit ihm verbündeten Mächte zurückgewiesen habe. Ferner wurde gegen die Verbannung russischer Unterthanen aus den Grenzen des türkischen Reiches, nach der Schlacht von Navarin, und gegen das Embargo, das auf mit Getreide belastete russische Schiffe gelegt wurde, protestirt, und als Hauptgründe zum Kriege hervorgehoben: die Nichterfüllung des Tractates von Akjerman, die Aufhetzung Persiens, und der türkische Aufruf an alle Moslems gegen die Ungläubigen und namentlich die Russen. —

Zum Schluß dieses die Kriegserklärung begleitenden Manifestes hieß es dann noch: „Rußland ist durch alle diese Unbilden in eine Lage versetzt, in der es um seiner Ehre und seiner Interessen willen nicht länger bleiben kann. Es muß, nachdem es sechszehn Jahre hindurch Nichts versäumt hat, um den Frieden zu erhalten, der Pforte mit Bedauern den Krieg erklären. Dieser Krieg wird nur unternommen, um die von der Pforte verletzten Verträge wieder in Kraft zu setzen, wie auch dem Handel auf dem schwarzen Meere und der Schifffahrt auf dem Bosporus für die Zukunft unverletzbare Freiheit zu verschaffen. Rußland hegt keineswegs Haß gegen die ottomanische Macht, wie der Divan es fälschlich beschuldigt. Hätte es einen solchen genährt, so würde es früher schon Veranlassung genug gefunden haben, zu den Waffen

gegen die Pforte zu greifen. Es hegt auch keine ehrgeizigen Eroberungsabsichten, denn genug Völker und Länder erkennen seine Gesetze an und genug Sorgen sind schon mit der weiten Ausdehnung seines Gebietes verbunden. Diesen Krieg hat allein die Pforte veranlaßt, so wird sie denn auch die Last desselben zu tragen, die dadurch verursachten Kosten und Verluste der russischen Unterthanen zu bezahlen haben, Rußland aber wird ungeachtet dieses erzwungenen Krieges sich niemals von seinen Verpflichtungen lossagen, sondern die Verbündeten werden es stets bereit finden, ein Werk zu unterstützen, welches durch die Religion und alle sittlichen Gefühle einer regsten Sorgfalt anempfohlen bleibt."

Sultan Mahmud hörte den Bericht seines Großveziers und die russische Kriegserklärung ruhig an, und sagte gleichmüthig: „Nun so müssen wir fechten!" — So war also der Krieg beschlossen, und die wiederholten Bestrebungen des Gesandten der Niederlande und Preußens, sowie des östreichischen Internuntius erreichten keine Aenderung oder gar Annahme der Vorschläge aus der Londoner Convention vom 6. Juli 1827. Am Abende des 4. Mai versammelte sich bei dem Mufti ein großer Rath, welchem sämmtliche Minister und die vornehmsten Ulemas beiwohnten und in dem der Krieg einmüthig beschlossen und sogleich auf allen Plätzen, in den Moscheen und von ihren Minarets herab verkündet, und ein allgemeiner Aufruf an alle Gläubigen zur Vertheidigung der Religion und des Reiches erlassen wurde. Das Kriegs-Manifest der ottomanischen Pforte, welches zugleich eine Rechtfertigung ihres Benehmens enthielt, erfolgte endlich

am 4. Juni, und somit war die letzte Entscheidung gefallen, die Schlichtung der Angelegenheit dem Glück der Waffen überlassen.

Russischer Seits waren, als das Manifest erschien, bereits alle Vorbereitungen zur Eröffnung der Feindseligkeiten durch Concentrirung in Bessarabien getroffen worden, und der Kaiser, der beschlossen hatte, sich selbst nach dem Kriegsschauplatze zu begeben, trat am 7. Mai seine Reise dorthin an.

Nach dem Eintreffen der Verstärkungen aus dem Gardecorps von Petersburg bestand die ganze Armee aus 105,000 Mann. Am 7. Mai ging die erste Colonne derselben, nach einem an der Spitze einer jeden Brigade abgesungenen Te Deum, auf drei verschiedenen Punkten über die Grenze, ohne irgendwo auf Widerstand zu stoßen. Die Moldau wurde besetzt, der Hospodar Fürst Stourdza gefangen genommen, die Bewohner der Provinz empfingen die Russen als Befreier. In Bukarest richteten die Eroberer eine neue Verwaltung für beide Fürstenthümer ein. Der walachische Divan bat den Kaiser um Einverleibung in das russische Reich; Graf Nesselrode erklärte jedoch, es sei die Absicht des Kaisers Nikolaus nicht, seine Staaten auf Kosten seiner Nachbarn zu vergrößern.

Die erste bedeutendere russische Kriegsunternehmung war die Einschließung und Belagerung der am linken Donauufer liegenden Festung Brailow, welche jedoch anfänglich wegen der Ueberschwemmungen nicht mit Nachdruck betrieben werden konnte, obschon Graf Wittgenstein bereits um die Mitte des Mai nahe vor den Thoren

r Festung sein Lager aufgeschlagen hatte. Am 15. urden die Vorstädte mit Sturm genommen, am 17. ngte Großfürst Michael mit dem Belagerungsgeschütz ı; vier Tage darauf traf der Kaiser mit seinem Ge= lge ein. Unter seinen Augen wurde sogleich die zweite arallele begonnen, und in der Nacht zum 24. schon f dem äußersten rechten Flügel eine Batterie von acht= ı Geschützen aufgefahren, die am Morgen ihr Feuer er= fnete und in einer Stunde die gegenüberliegende Ba= on zum Schweigen brachte. Der Kaiser hatte sich ährend dieser Kanonade den größten Gefahren ausge= zt; mehrere Vierundzwanzigpfünder hatten in seiner ähe eingeschlagen. Da jedoch die Belagerungsarbeiten ch nicht weit genug vorgerückt waren, um eine baldige ebergabe in Aussicht zu stellen, so begab sich Nikolaus f einige Tage nach Bender, wo die Kaiserin einge= offen war.

Bei Satunowo wurde inzwischen mit Hülfe des Ver= ths der Zaporoger Kosaken, eines wegen Religions= treitigkeiten aus Rußland in die Türkei eingewanderten tammes, am 8. Juni, in Gegenwart des Kaisers, die onau überschritten, die türkische Schanze mit Sturm ge= ommen und eine Brücke gebaut. Die ganz in der ähe liegende Festung Isaktscha capitulirte und über= eß, nachdem der Besatzung freier Abzug bewilligt war, n Russen die Dobrudscha, wodurch diesen die Mög= hkeit einer erfolgreichen Mitwirkung ihrer Flotte ge= hert war.

Gegen Brailow wurde am 15. Juni, nachdem an rei Punkten Bresche geschossen war, ein Sturm versucht,

der jedoch trotz der unglaublichsten Anstrengungen abgeschlagen wurde: alle Truppen bis auf die Reserve waren unter den Augen des Großfürsten Michael ins Gefecht geführt worden. Der russische Verlust belief sich an diesem Tage auf 650 Todte, darunter die Generale Wolf und Timroth, und viele Schwerverwundete. Nach dem Eintreffen der russischen Donauflotille und namentlich nach der Erstürmung der Festung Matchin durch das dritte Armeecorps vermochte die Tapferkeit Soliman Paschas die Festung nicht länger zu halten, nach längerem Unterhandeln übergab er dieselbe auf die bewilligte Bedingung eines ehrenvollen Abzugs. Dem Falle von Brailow folgten die Capitulationen der Dobrudscha-Festungen Hirsowa, Tuldscha und Kustendsche unter gleichen Bewilligungen; und bis zum 5. Juni waren alle Festungen an der Donau von Silistria abwärts in der Gewalt der Russen, welche sich des ganzen Landes bis zum Trajanswall bemächtigt und durch ihre Flotte eine stets offne Verbindung mit Odessa hatten.

Die Russen waren bisher in allen ihren Unternehmungen siegreich gewesen. Ein anscheinend unmöglicher Uebergang über die Donau war erzwungen und in sechs Wochen waren sechs türkische Festungen in ihre Hände gefallen, dennoch blieb der schwierigste Theil der Unternehmung, die Eroberung der Engpässe des Balkans, noch übrig. In und um Schumla stand der alte Janitscharentödter Hussein Pascha mit 60,000 Mann und in Varna Jussuf Pascha mit 10,000 Mann. Das dritte russische Armeecorps rückte langsam gegen Varna vor, es verlor im offnen Felde das erste Gefecht gegen die Türken.

Um die Mitte Juli wendete die russische Hauptarmee sich von der bisher inne gehabten Richtung gegen Varna, trotz der großen Wichtigkeit dieser Straße über den Balkan und des einzigen Hafenplatzes, der einer großen Armee durch ihren Besitz die Zufuhr von Unterhaltsmitteln sichert, ab und schlug die gegen Schumla ein. Die überlegene Truppenzahl und die imposante Oertlichkeit dieser Festung verbot jeden Gedanken an eine gewaltsame Einnahme, und ließ nur an eine Einschließung in weiterer Entfernung denken. Es blieb den Russen daher nichts Anderes übrig, als sich den feindlichen Befestigungen gegenüber selbst zu verschanzen, was sie in Form von Redouten thaten, mit denen sie unter steten Ausfällen und Gefechten, die sehr oft nachtheilig für sie abliefen, sich den verschanzten Lagern und Linien von Schumla zu nahen suchten. Der Kaiser wohnte Anfangs in eigener Person der Belagerung von Schumla bei, verließ sie aber am 3. August, um die gleichzeitige Belagerung von Varna zu besichtigen und anzufeuern.

Der Muth der Türken wuchs durch den geringen Erfolg des schwierigen und langsamen Belagerungsverfahrens so, daß sie zu Unternehmungen angeregt wurden, wie sie ihre Kriegsgeschichte bis dahin nicht aufzuweisen hatte. Als solche ist ein nächtlicher Ueberfall anzusehen, durch den am 26. August um Mitternacht plötzlich eine türkische Colonne die russische Redoute des rechten Flügels erstieg, und nachdem sie mehrere hundert Mann, unter denen sich auch der Befehlshaber General Wrede befand, getödtet, sich der sechs darin aufgestellten Kanonen bemächtigte. Ein gleichzeitiger Angriff auf die

danebenliegende Redoute wurde abgeschlagen, dagegen erforderte die Wiedereroberung der zuerst genommenen seitens der Russen große Anstrengungen, die nach mehreren abgeschlagenen Stürmen endlich nur dadurch bewirkt werden konnte, daß eine mächtige Batterie dagegen aufgefahren wurde, worauf die Türken mit den erbeuteten Kanonen wieder in ihre Verschanzungen zurückgingen.

Sechs Wochen hatte die russische Armee unter den unsäglichsten Leiden durch Witterung und Klima, unter Mangel an Wasser und Lebensmitteln für Pferde und Menschen, unter steten Anstrengungen des Schanzenbaues und täglichen Vorpostendienstes und zahlreichen Krankheiten geduldet, und war mehr als decimirt worden, so daß am 26. August ein Theil der Redouten geräumt wurde, und der Rest der Besatzungen sich in denen des rechten Flügels der Belagerung concentrirte. Nach stets erneuerten Ausfällen und Angriffen, unter denen namentlich der nur mit ungeheurem Verluste abgeschlagene am 9. September der bedeutendste war, wurden später noch vier Redouten aufgegeben und die Concentrirung wurde eine engere.

Vor Silistria war der Stand der Dinge ein ähnlicher, da der General Roth, wegen der Unzulänglichkeit seiner Mittel, die Einschließung nur höchst unvollständig hatte bewirken können.

Varnas Belagerung, deren Ausfall von der höchsten Bedeutung für den Gang der kriegerischen Operationen war, hatte unterdessen auch keinen Erfolg. Am 14. Juli war dieselbe mit einer schwachen Beobachtungstruppe begonnen, und Ende Juli traf die Flotte von Anapa

aus mit Verstärkungen vor Varna ein; der Viceadmiral Fürst Mentschikof übernahm den Oberbefehl und warf im raschen Vordringen mit der Beobachtungstruppe die mehrfach überlegenen vor der Festung lagernden Türken in dieselbe zurück. Am 5. August traf auch der Kaiser Nikolaus bei den Belagerern ein und seine Escorte verstärkte ihre Zahl auf 9000 Mann. Diese Schwäche und der Mangel an Belagerungsgeschütz nöthigte den Viceadmiral Mentschikof zu dem auch vor Schumla angewendeten Verfahren, die Belagerer selbst in Redouten zu verschanzen. Der Kaiser schiffte sich, um nicht Zeuge eines erfolglosen langwierigen Unternehmens zu sein, gefolgt vom ganzen diplomatischen Corps, nach Odessa ein, um daselbst zu verbleiben, bis die erwarteten Verstärkungen eingetroffen sein würden. Eine erfolgreiche Mitwirkung der Flotte verhinderte der seichte Grund des Hafens, der die größeren Fahrzeuge, mit ihren achthundert schweren Geschützen zwang, über zweitausend Schritte von der Festung entfernt zu bleiben.

Am 8. September traf der Kaiser, der am 2. Odessa verlassen und am 5. durch widrige Winde dahin zurückgetrieben war, zu Lande vor Varna ein, und nahm sein Hauptquartier am Bord des Linienschiffes „Paris". Am 8. und 9. langten auch die Verstärkungen der Garden an und brachten die Belagerer nach Abzug der durch Ausfälle der Türken und Krankheit erlittenen Verluste auf 20,000 Mann.

Ein aus Schumla unter Omer Vrione zum Entsatz heranrückendes Corps von 14,000 Arnauten verschanzte sich im Rücken der Russen und veranlaßte in den letzten

Tagen des Septembers heftige und blutige, auf beiden Seiten erfolglose, aber für die Russen von ungeheuren Verlusten begleitete Gefechte. Unterdessen war die Belagerung, zu der noch stets Verstärkungen von dem Beobachtungscorps vor Schumla herbeigezogen worden, aufs Eifrigste fortgesetzt, obschon die Türken die Arbeiten durch fortwährende Ausfälle zu stören bemüht waren. Durch zahlreiche Minensprengungen und Abgrabungen hatte man endlich im Anfange des Octobers eine ganze Front der Festung, trotz der hartnäckigsten Gegenwehr, fast vernichtet. Das Entsatzcorps Omer Briones, welches nach dem abgeschlagenen Angriffe der Russen schon am 27. September mit dem belagerten Platze hätte in Verbindung treten können, stand seit vierzehn Tagen unbeweglich in seinen Verschanzungen und sah den Fortschritten der Belagerung ruhig zu.

Am 8. October erschien ein Privatsecretair Jussuf-Paschas am Bord des Paris, um wegen der Uebergabe des Platzes zu unterhandeln. Die Unterhandlungen, welche im Zelte des Grafen Woronzof, der den am 21. August durch eine Kanonenkugel schwer verwundeten Fürsten Mentschikof im Oberbefehle ersetzte, fortgesetzt wurden, gewannen indessen keinen rechten Fortgang, bis er am Abend des 9. October selbst erschien, und für den nächsten Tag eine entscheidende Erklärung versprach. Jussuf, der das Opfer einer Palastintrigue zu werden fürchtete, und während er Varna heldenmüthig vertheidigte, sich mit Absetzung und Einziehung seines ausgedehnten Grundbesitzes in Rumelien bedroht sah, gab die Erklärung, daß der Platz seiner Ueberzeugung nach sich nicht länger halten könne, und

aß er, da der Kapudan-Pascha nicht damit einverstan-
en sei, den Entschluß gefaßt habe, nicht nach Varna zu-
ückzukehren, sondern sich unter den Schutz des Kaisers
u stellen. Wirklich blieb er im russischen Lager zu-
ück und sobald die Nachricht davon nach Varna ge-
angte, legten alle Truppen, welche unter ihm gedient
atten, die Waffen nieder und ergaben sich am 11. Octo-
er als Kriegsgefangene.

Der Kapudan-Pascha war nun nicht mehr im Stande
ie Vertheidigung der Festung fortzusetzen, er konnte je-
och nicht bewogen werden, der Capitulation beizutreten.
Mit 300 Getreuen zog er sich in das Castell im In-
ern der Stadt zurück und drohte sich in die Luft zu
prengen, wenn ihm nicht gestattet würde, sich zu Omer-
Briones Corps zu begeben. Man bewilligte ihm freien
Abzug.

So ergab sich am 11. October 1828 Varna den
Russen, nicht besiegt durch Waffengewalt, sondern durch
ie Macht des Goldes, durch Verrath. Das war ein
arter Schlag für die Türken, und so weit es thunlich,
urde an dem Verräther Rache genommen, während das
dle und tapfre Benehmen Isset Mehemet, des Kapudan-
Pascha, Aller, auch seiner Feinde Bewunderung erregte.
Er wurde vom Sultan Mahmud dem Zweiten zum Groß-
Vezir ernannt, legte dieses Amt aber bald nieder, da er
erkannte, daß er nicht die Qualitäten eines Staatsmannes
abe. Varna war neunundachtzig Tage eingeschlossen
gewesen, seit siebzig Tagen regelrecht belagert, und seit
iebenundzwanzig Tagen war die erste sturmgerechte Bresche
eröffnet worden. Die etwa zwanzigtausend Mann starke

Besatzung war auf siebentausend zusammengeschmolzen, die mit Ausnahme von dreihundert Mann, die dem Kapudan-Pascha treu geblieben, mit Jussuf-Pascha in die russische Gefangenschaft übergingen. Auch der Verlust der Russen war sehr bedeutend, er betrug fünf bis sechstausend Mann.

Omer Vrione zog sich nach dem Fall Varna's zurück, so daß in Kurzem der ganze östliche Theil Bulgariens von den Russen besetzt werden konnte, und sie nicht über die Donau zurückzugehen brauchten, sondern ihre Winterquartiere auf dem rechten Ufer nehmen konnten. Die noch vor Schumla stehenden russischen Truppen, die zuletzt nur die Belagerung von Varna zu decken hatten, zogen sich am 16. October von dort weg, um sich bei Varna zu concentriren. Isset-Mehemed folgte ihnen und brachte ihnen beträchtliche Verluste bei, ohne sie jedoch an der Erreichung ihres Ziels hindern zu können.

Silistria war gleichfalls seit dem 21. Juli eingeschlossen, jedoch nur mit unzulänglichen Kräften und namentlich ohne Belagerungsgeschütz. Anfangs schwächer als die Belagerten wuchs die Zahl der Russen auf 30,000 Mann, Krankheiten, Mangel an Lebensmitteln und Terrain- und Klimahindernisse ließen aber keinen Erfolg erzielen, und nachdem ein achtundvierzigstündiges Bombardement sich auch unwirksam gezeigt, wurde am 10. November die fruchtlose Einschließung aufgegeben und unter fürchterlichen Opfern ein sehr beschwerlicher Rückzug angetreten.

In der Wallachei hatte nach vielfachen Kämpfen und Ausfällen der Garnisonen aus den an dem Strome

liegenden Festungen Rustschuk und Widdin über die Brückenköpfe bei Giurgewo und Kalafat der General Geismar die Türken bei Bojeletschi in ihrem Lager überfallen und am 24. September, 26,000 Mann stark, auf das Haupt geschlagen; so daß sie nicht mehr wagten vom rechten Ufer her in die Wallachei einzudringen; am 25. October räumten sie plötzlich, ohne angegriffen zu werden, die wichtigen Verschanzungen, welche die Russen sofort in Besitz nahmen.

In Asien wendete sich gleich nach der Kriegserklärung Graf Paskewitsch gegen die Türken, um ihnen die wichtige Grenzfestung Kars zu entreißen, nach einer kurzen Belagerung und Erstürmung der Vorstädte, Außenwerke und Wälle übergab Emmin Pascha die Citadelle mit reichen Vorräthen. Gleichzeitig hatte er sich auch der Festung Poti, und dadurch der Straßen zum schwarzen Meere bemächtigt, Achalkalaky durch ein furchtbares Blutbad genommen, und, selbst verschanzt, sich dem verschanzten Lager der 35,000 Türken unter Mustapha-Pascha gegenüber aufgestellt. Am 17. August überschritt er den Kur und am 21. mit Tagesanbruch griff er das verschanzte türkische Lager an, nahm es nach zwölfstündigem Kampfe und zerstreute den Feind in die Berge von Erzerum, so daß sich nur 5000 Mann in die Festung Achaltzyk retten konnten. Die Belagerung wurde sogleich begonnen, nach wenigen Tagen von einer dominirenden Höhe aus Bresche geschossen und zum Sturm geschritten. Nach dreizehnstündigem Morden innerhalb der Wälle und in den Straßen der Stadt ergab sich auch die Citadelle. Der Eroberung von Achaltzyk folgte unmittelbar der Fall und

die Uebergabe von Atschkur, Bajazeth, Diadinah und Toprakh Kale, so daß die Straße nach Erzerum frei lag. Hiermit endeten die Operationen des fünfmonatlichen Feldzuges, durch den die Russen mit 18000 Mann die drei Paschaliks Kars, Achaltzyk und Bajazeth, drei große und drei kleine Festungen mit 313 Kanonen, 195 Standarten, eilf Roßschweifen und 8000 Gefangenen erobert hatten.

Als der Winter in Europa den Feldzug des ersten Jahres endete, lagen wirklich entscheidende Resultate, wie in Asien, nicht vor: die Türken hatten trotz der großen Tapferkeit der russischen Truppen das Terrain zu behaupten gewußt. Nur Varna, das Bollwerk des Reiches, war durch Verrath in die Hände des Feindes gefallen; an der Donau blitzte der Halbmond noch von den Zinnen der Hauptfestungen und die belagernden Heere waren durch ihre Unzulänglichkeit sowie durch feindliche Einwirkung der Elemente unendlich geschwächt. Dennoch ließ sich unschwer erkennen, daß diese ungünstigen Umstände von dem größten Militairstaat Europas, der bis jetzt erst den kleinsten Theil seiner Streitmacht und zwar zu spät im Jahre ins Feld geführt hatte, leicht verändert werden konnten, und daß überdies die Unfähigkeit der türkischen Führer mit der überlegenen Kriegskunst der Russen sich nicht würde messen können. Es war daher vorauszusehen, daß der nächste Feldzug noch bei weitem günstiger für Rußland und für die Pläne des Kaisers Nikolaus ausfallen werde.

Fürst Metternich, dessen Scharfsinn die Europa durch Rußland drohende Gefahr voraussah, suchte die

europäischen Cabinette zu einer gemeinsamen Intervention zu bewegen, um der Türkei einen nachtheiligen und demüthigenden Friedensschluß zu ersparen. Die Ereignisse der Gegenwart haben des ergrauten Fürsten Staatsklugheit glänzend bestätigt, aber seine damaligen Collegen in den Cabinetten Englands und Frankreichs wagten es nicht, sich Rußlands Zorn auszusetzen; Oestreich mußte daher geschehen lassen, was zu ändern nicht mehr in seiner Macht allein stand.

Den Winter, wo die Waffen ruhten, benutzte die Diplomatie zu einem Federkriege in Konstantinopel, um den Frieden herbeizuführen. Nikolaus erklärte, die ursprünglich aufgestellten Bedingungen würden ihm auch jetzt noch genügen, wenn sie genau erfüllt würden, aber Muhamed's Stolz und Ehrgefühl verwarfen dieselben, und zwar um so mehr, als er wußte, daß weder England und Frankreich noch auch Oestreich es gern sehen würden, wenn Rußland noch weitere Erfolge erzielte. Zudem wußte er, daß die Existenz der ottomanischen Pforte im europäischen Staatensystem eine Nothwendigkeit sei und baute darauf die Hoffnung, daß die Westmächte ihre vereinten Anstrengungen darauf richten würden, das schwarze Meer von der voraussichtlichen russischen Seemacht zu befreien. Hierin täuschte er sich aber, denn abgesehen davon, daß Frankreich bei seiner Besetzung von Morea sich wohl befand, und in Vorbereitung seiner Expedition gegen Algier sich in eine selbstständige feindliche Stellung zur Pforte versetzt hatte, waren die drei Mächte Rußland, England und Frankreich, so unbestimmt und unklar sie sich auch in Hinsicht auf Zweck, Endziel

und Umfang ihrer Befreiungspläne von Griechenland waren, doch durch den bei Navarin in Wirklichkeit übergegangenen Tractat vom 6. Juli 1827 zu solidarisch verpflichtet, um Letzterem es möglich zu machen gegen Rußland aufzutreten, so lange der Kaiser nicht über seine ursprünglichen Forderungen hinausginge. Nach vielfachen Verhandlungen ergab sich, daß die Pforte zu keinen weiteren Zugeständnissen zu bringen wäre, als zu denen, die schon vor der Eröffnung des ersten Feldzuges als ungenügend verworfen worden: der Federkrieg hatte also nichts ausgerichtet, man appellirte wieder an die Gewalt der Waffen.

Auf beiden Seiten wurden diesesmal großartigere Anstrengungen und umfassendere Rüstungen unternommen. Der Sultan übertrug den Oberbefehl an Reschid Pascha, der sich durch die Besiegung Ali Paschas von Janina als militairisch befähigt erwiesen und in Griechenland vielfache Beweise von Muth und Festigkeit gegeben hatte.

Auch russischer Seits rüstete man mit größtem Eifer, so daß zu Ende des Frühjahres eine imponirendere Truppenmacht als die des Jahres 1828 an der Donau stand.

Der Kaiser, der bereits nach dem Fall Varnas nach Petersburg zurückgekehrt war, vertraute den Oberbefehl seinem bisherigen Chef des Generalstabes, Grafen Diebitsch, an, der am 24. Februar in Jassy eintraf und den Commandostab aus den Händen des Grafen Wittgenstein entgegennahm.

Graf Diebitsch war, wie schon früher erwähnt wurde, in preußisch Schlesien geboren und hatte im Berliner

kadettencorps seine Ausbildung erhalten. Im Jahre 805 trat er als Lieutenant in die russische Armee ein, oancirte schnell und war schon 1812 Obrist und Chef es Generalstabs bei Wittgensteins Armeecorps. Im ahre 1815 organisirte er die ins Innere Rußlands rückgekehrte Armee. Er genoß im hohen Grade das ertrauen sowohl des Kaisers Alexander als dessen Nach= lgers, und rechtfertigte dasselbe durch sein thatkräftiges ingreifen bei Unterdrückung des südlichen Aufstandes ufs Glänzendste. Mit wichtigen Aufträgen als Ver= auensmann des Kaisers wurde er sodann zur Armee ach Persien abgeschickt und hatte als Chef des General= abs in dem vorjährigen Feldzuge fungirt. Als solcher atte er hinlängliche Gelegenheit gehabt, sich von den längeln und Fehlern des Operationsplans Wittgenstein's nd der inneren Armeeverwaltung zu überzeugen, und achdem er Nikolaus darüber die Augen geöffnet, er= annte ihn dieser zum Oberfeldherrn mit unumschränkter ewalt, diesen Uebelständen abzuhelfen.

Diebitsch begann seine Thätigkeit mit großartigen nd umfassenden Veränderungen in dem Heercommando, amentlich in der Verwaltung der Fürstenthümer, mit euer Organisation des Transport= sowie des Verpfle= ungswesens und mit zweckmäßiger Umgestaltung der ekleidung seiner Armee; diese Vorbereitungen verzögerten ie Eröffnung der großen Operationen zu Lande bis zum lai; die russische Seemacht hatte aber bereits vorher nen bedeutenden Erfolg errungen, indem der Contre= dmiral Kumani am 15. Februar von Varna aus den einen aber wichtigen Hafen von Sziſepolis, der dem

russischen Landheere nach einer Ueberschreitung des Balkans die nöthigen Subsistenzmittel sichern konnte, eroberte. Ein Versuch Hussein-Paschas den Hafen wiederzunehmen, scheiterte unter großem Verlust am 9. April, und der Kapudan-Pascha hatte nicht den Muth, die Russen trotz seiner Ueberzahl an Schiffen anzugreifen.

Im Mai begannen die großen Operationen des Generals Grafen Diebitsch, und eine Reihe von Siegen bestätigten seinen glänzenden Feldherrnruf. Seine Taktik verwirrte vollkommen die überlegtesten Combinationen seines Gegners Reschid-Pascha. Die erste Unternehmung war die gegen Silistria, welches die Russen nach einem beschwerlichen Marsche am 17. Mai erreichten. Reschid-Pascha, der die türkische Armee nicht nur neu organisirt, sondern ihr auch den ungestümen alttürkischen Geist wieder eingehaucht hatte, wagte eine Schlacht im freien Felde in der Nähe von Pravady, am 10. März, in der die Russen nur durch einen Ausfall aus dieser Festung nach beinahe gänzlicher Vernichtung gerettet und die Türken zum Rückzug gezwungen wurden. Am 28. Mai griff der Großvezier Reschid-Pascha diese Festung Pravady selbst an, konnte sie jedoch nicht nehmen.

Durch diese neue Erscheinung, die türkische Hauptmacht im offnen Felde und in der Offensive zu sehen, wurde Graf Diebitsch am 5. Juni bewogen, die Belagerung von Silistria nur einem Theile seiner Armee zu übertragen und mit dem anderen sich zwischen Pravady und Schumla so aufzustellen, daß der jene Festung noch immer belagernde Großvezier auf seinem Rückmarsche vom letzteren Orte abgeschnitten und so zu einer Schlacht ge-

wungen würde. Am Abende des 10. Juni debouchirten die türkischen Kolonnen den Russen gegenüber aus dem Gebirge, noch ehe diese sich concentrirt hatten, weshalb die von Pravady zurückgezogene Armee Reschid's drei bis viermal stärker, als die auf fünf Meilen von einander getrennten russischen Corps war. Aber der türkische Feldherr benutzte sein Glück nicht, so daß Graf Diebitsch in der Nacht seine Vereinigung bewirken, Verstärkungen an sich ziehen und am Morgen des 11. ihm den Weg nach Schumla mit 28,000 Mann verlegen konnte. Bei Kulewtscha oder Kulkscha kam es zu einer blutigen Schlacht, die anfänglich unglücklich für die Russen zu werden drohte, durch fehlerhafte Leitung türkischer Seits und durch unübertreffliche Tapferkeit der russischen Truppen aber eine solche Aenderung nahm, daß der Großvezier, der nahe an sechszigtausend Mann gehabt hatte, sich mit Verlust seiner Artillerie und seiner Bagage mit nur 600 Reitern nach Schumla retten mußte, wo erst in den nächsten vierzehn Tagen sich die Trümmer seiner zersprengten Armee allmälig wieder sammelten.

Nach diesem vollständigen Siege trat ein gewisser Stillstand in den Operationen des Grafen Diebitsch ein, während welchem er die Belagerung von Silistria gegen Rustschuk, von wo aus ein Entsatz drohen konnte, deckte, seinen Truppen Ruhe und Erholung gönnte und im Stillen einen vieltägigen Bedarf von Lebensmitteln sammelte, um seine Absicht, den Balkan zu überschreiten, welche schon die Seeexpedition nach Sziſepolis wahrscheinlich gemacht hatte, zu verwirklichen. Die nächsten Tage nach der türkischen Niederlage bei Kulewtscha ver-

wendeten die Russen zur Verfolgung des Feindes und zu neuen Friedensanerbietungen. In einem Zelte zwischen beiden Vorpostenketten wurden am 13. Juni Verhandlungen angeknüpft, die jedoch von türkischer Seite nicht ernst geführt wurden, da man sich in Konstantinopel mit neuen Hoffnungen auf den Beistand Englands und Frankreichs schmeichelte, welche durch die Rückkehr der Botschafter dieser Mächte angefacht wurden. Am 15. verlegte Graf Diebitsch sein Hauptquartier vor Schumla und ließ seine Armee daselbst ein Zeltlager beziehen; dadurch glückte es ihm den Großvezier zu täuschen, der glaubte, Diebitsch wolle den Operationsplan des vorigen Jahres wieder befolgen. Die nächste Zeit verging mit Recognosciren, während Reschid noch immer die bei Kulewtscha geflüchteten Türken in Schumla sammelte.

Die Belagerung Silistria's ging langsam aber sicher von statten; am 20. war der Hauptwall gesprengt worden und am 29. Juni wurde mit Hülfe des schweren Geschützes die erste Bresche geschossen. Die Türken erboten sich jetzt die Festung zu übergeben, zogen aber die Verhandlungen in die Länge, obschon sie an Lebensmitteln und Munition Mangel litten; sie legten hinter der Bresche neue Werke an. Da die Russen ihre Absicht merkten und nur eine kurze Frist für den Abschluß der Unterhandlungen setzten, andrenfalls mit Sturm drohten, so begab sich Sert-Mehmed-Pascha nach Unterzeichnung der Uebergabe als Gefangener ins russische Lager, und am Morgen des 30. Juni streckten 9000 Mann Besatzung der Festung die Waffen und übergaben dieselbe.

In der Wallachei hatte inzwischen General Geismar

t schwachen Streitmitteln nicht nur die Besatzungen
r noch immer in türkischen Händen befindlichen Donau-
tungen im Zaume gehalten, sondern sich auch des stark
rschanzten Rasowas bemächtigt.

Vor Schumla lag das russische Heer abermals vier
ochen, ohne irgend Etwas zu erzielen; die am 13.
uli erfolgende Ankunft des Belagerungscorps von Si-
ria setzte aber den Oberfeldherrn in den Stand, über
n Balkan zu gehen, ohne daß der Großvezier nur
ie Ahnung von dem Plane hatte. Der Abzug geschah
achts und in dem Maaße, wie die von Silistria an-
mmenden Truppen die Lücken ausfüllten. Die ganze
ssische Armee, mit welcher Graf Diebitsch die gefürch-
en Pässe des Balkans durchziehen wollte, betrug nur
),000 Mann und 6500 Reiter mit der entsprechenden
tillerie. In der Nacht zum 18. Juni wurde nach
rzem Gefecht der Fluß Kamczik, das letzte Naturhinder-
ß vor dem Balkan, von den Russen in verschiedenen
olonnen überschritten. In kleinen Märschen wurde nun
f beschwerlichen Wegen in getrennten Abtheilungen und
ter mehrfachen Gefechten mit kleinen türkischen Corps
r Balkan überschritten. Am 22. Juli concentrirte sich
r größere Theil der Armee des Grafen Diebitsch im
hale des Nadir und trieb die nirgend Stand haltenden
rkischen Abtheilungen nach Burgas zurück. An diesem
ige genossen die Russen unter allgemeinem Jubel das
hebende Schauspiel, von dem Gebirge, auf dessen Süd-
te sie nun hinabstiegen, auf dem weiten glänzenden
ecken des Meerbusens von Burgas die Wimpel ihrer
otte wehen zu sehen. Admiral Greigh hatte hier mit

drei Linienschiffen, fünf Fregatten und einer großen An
zahl mit Lebensmitteln beladener Transportschiffe Anke
geworfen. Am 23. und 24. Juli concentrirten sich all
zur Offensive bestimmten russischen Streitkräfte mehr öf
lich am schwarzen Meere. Bis zu diesem Tage, de
neunten seit dem Tage des Aufbruchs des Gros vo
Schumla, hatte Graf Diebitsch mit seiner Armee eine
Marsch von fünfundzwanzig Meilen durch ein unbekan
ter, schwieriges Gebirgsterrain zurückgelegt. Die g
fürchtete Schutzwehr war überschritten, der feindliche W
derstand am Balkan gebrochen. Zugleich war durch d
Besitznahme von vier Hafenplätzen unmittelbar im Rücke
des Observationscorps die Verpflegung gesichert und b
der eingetretenen feuchten Witterung fehlte es auch nic
an Fourage. Ebenso günstig war das Verhältniß z
der, größtentheils aus Griechen bestehenden, Bevölkerun
am Südfluße des Gebirges, welche ihre Glaubensbrüd
mit offenen Armen aufnahmen.

General Diebitsch hatte bisher mit ebenso viel
Kraft als Schnelligkeit gehandelt, sich auch durch da
Glück, überall nur auf kleine Schaaren zu stoßen, dur
deren leichte Ueberwältigung er Schrecken und Angst v
sich her verbreitete, nicht verblenden lassen, sondern su
im Gegentheil auf ein Zusammentreffen mit der türkische
Hauptmacht vorbereitet, die er in Aidos vermuthete. Di
Bewegung der Russen gegen den Balkan war übrigen
dem Großvezier Reschid-Pascha mit so gutem Erfolg ve
borgen gehalten worden, daß er sie erst am vierte
Tage erfuhr und ihnen ein starkes Corps nachsandt
Dies erreichte Aidos auf einem Seitenwege noch am 24

e die Vorhut der Russen es gewonnen. Trotz ihrer gün-
igen Stellung zogen sich die Türken bei dem ersten An-
iff in die Stadt zurück.

Durch das Gefecht vor Aidos war abermals ein
rkisches Corps mit geringer Mühe gesprengt worden,
nd der Muth derselben schien jetzt gänzlich gebrochen.
eneral Diebitsch zog nun die inzwischen bei Szisepolis
elandeten Verstärkungen an sich, und suchte die Stim-
ung der türkischen Bevölkerung zu beruhigen und für
ch zu gewinnen. Proclamationen versprachen ausdrück-
ch den Moslims Schonung ihrer Sitten und Gebräuche
nd den besetzten Landstrichen Schutz gegen jede Unbill;
irklich gelang es auch durch Erfüllung dieser Verheißun-
en und durch Verschonung der sich unterwerfenden Dorf-
haften mit Einquartierung, die türkischen Landbewohner
u beruhigen und den Russen geneigt zu machen.

Am 28. begannen die neuen Bewegungen der Rus-
n durch Detachirung eines Corps in südlicher Richtung,
a eingelaufenen Nachrichten zufolge Adrianopel nur von
enigen tausend Mann besetzt sein sollte, und durch Ab-
arsch des Restes der Armee in die rechte Flanke gegen
en Balkan, wo Halil Pascha mit 15,000 Mann, die
von Schumla aus dorthin geführt und aus Trümmern
esammelt hatte, bei Jamboli stand und die Verbindung
wischen Schumla und Konstantinopel aufrecht erhielt.
lm 31. Juli schlug ihn hier der General Scheremetjeff,
daß er sich in der Nacht theils nach Adrianopel, theils
ach Schumla zurückzog.

Neue feindliche Streitkräfte sammelten sich darauf
n Slivno, gegen die sich Diebitsch mit seinem Gros

wendete. Am 12. August mit Tagesanbruch erreichte das russische Heer Slivno und griff sogleich die beträchtlich starken Türken in Front und im Rücken an, so daß sie nach dreistündigem Gefechte nach allen Richtungen flohen, und Kanonen und Fahnen in den Händen des Siegers ließen. Während des Marsches nach Slivno hatte der Graf Diebitsch am 10. August ein Schreiben des Großveziers Reschid-Pascha erhalten, worin er als Antwort auf die Vorschläge, die ihm nach der Schlacht von Kulewtscha gemacht waren, um einen Waffenstillstand bat. Da Graf Diebitsch einsah, daß der Großvezier nur Zeit gewinnen wollte, so ging er nicht darauf ein, sondern gab den Sieg bei Slivno als Antwort. Durch diesen war die rechte Flanke der Russen völlig frei, und sie im Besitz aller wichtigen Balkanübergänge, so daß Reschid-Pascha mit Adrianopel nur noch durch Umwege in Verbindung stand; und außerdem über kein Heer mehr gebot, sondern Schumla nur mit seinen Einwohnern vertheidigte. Die fürchterlichen Verluste, die die Russen durch Anstrengungen und Krankheiten erlitten hatten, wurden von der Demoralisation der türkischen Truppen überwogen, die bei einfachen Kavalleriedemonstrationen ihre Verschanzungen trotz ihrer Uebermacht aufgaben und flüchteten, um sich nach Adrianopel zu retten. Am 19. August, gerade vier Wochen nachdem das Heer den Balkan überschritten und die Seeplätze genommen hatte, rückte es gegen Adrianopel, die alte Hauptstadt des osmanischen Reiches und bezog auf den Höhen Angesichts derselben ein Lager.

Adrianopel gewährte mit Hülfe einer Mauer, die

en alten Theil der Stadt umgiebt, und außerhalb der-
lben mit Hohlwegen, Gräben und Gartenmauern, der
Vertheidigung einen natürlichen Vorschub, außerdem war
ne in einem Graben bestehende neue Befestigung an-
elegt, die von einigen allerdings unvollendeten Batterieen
ankirt war. Die Einwohnerzahl der Stadt belief sich
uf ungefähr hunderttausend Seelen, von denen etwa drei
ünftel muhamedanischen Glaubens. Die Besatzung der
tadt betrug etwa 12,000 Mann regulairer Infanterie
nd zweitausend Reiter unter dem Befehl Halil Pascha's,
ozu dann noch die Trümmer der auseinandergespreng-
n Corps, die sich zum Theil hierher gezogen hatten,
men, so daß sich die gesammte Waffenmacht auf etwa
0,000 Mann belaufen mochte. Die Wälle waren reich
it Artillerie besetzt und weder an Lebensmitteln noch
n Munition war Mangel. Adrianopel vereinigte also
lles zu einem sehr hartnäckigen Widerstande, und jeden-
lls war es den Vertheidigern leicht, sich den Rückzug
ach Konstantinopel zu erkämpfen, da ihnen nur 2000
ussen den Weg dorthin versperrten; aber die Entmu-
igung und Demoralisation hatte unter den Türken be-
eits den höchsten Grad erreicht. Schon am 19. August
aren außer geheimen Sendlingen der moslemitischen
eistlichkeit türkische Abgeordnete in das russische Haupt-
uartier gekommen, um wegen eines freien Abzugs zu
nterhandeln.

Der General Diebitsch wollte ihn unter der Be-
ingung gestatten, daß die Truppen ihre Waffen, Fah-
en, die Artillerie allen Kriegs- und Mundvorrath ab-
eferten, in ihre Heimath gingen und Konstantinopel

nicht berührten; er bewilligte den befehlenden Paschen eine Bedenkzeit von vierzehn Stunden bis zum nächsten Morgen neun Uhr zur Berathung. Diese warteten aber diese Zeit gar nicht ab, sondern sandten schon nach zwölf Stunden neue Abgesandte, um mildere Bedingungen zu erbitten. Statt jeder Antwort ließ General Diebitsch seine Truppen, die während der Nacht unter den Waffen geblieben waren, Angriffskolonnen formiren und sich in Marsch setzen. An den vorgeschobenen Verschanzungen angelangt, empfingen die Behörden der Stadt, die Bewohner, und die Truppen, die ihre Waffen wegwarfen, die russische Vorhut mit Zeichen der Freundschaft und Unterwerfung und die Befehlshaber Halil und Ibrahim Pascha ergaben sich, ohne daß die Formalitäten des Abschlusses einer Convention beendet waren. Der General Diebitsch zog in Adrianopel wie in eine befreundete Stadt ein, und fand als Trophäen mehrere tausend Gewehre, sechsundfunfzig Kanonen, bedeutende Vorräthe an Kriegsbedarf und alle die reichen Hülfsmittel, welche eine große Stadt für Verpflegung, Bekleidung und Erhaltung eines Heeres darbietet. Der Befehlshaber verlegte sein Hauptquartier in die großherrlichen Gemächer des alten Serais und seine Truppen bezogen ein Lager in den erbeuteten türkischen Zelten unter den Mauern desselben und in der schnell ihrer Waffen beraubten Stadt.

Auch ohne den moralischen Eindruck, den die Einnahme Adrianopels auf die Diplomatie, auf Europa und namentlich in Konstantinopel machte, konnten die Russen jetzt eine imposante militairische Stellung einnehmen, und

ersäumten es nicht. Ihr linker Flügel stützte sich auf as schwarze Meer, der rechte dehnte sich bis an das geische Meer aus und das Centrum in Adrianopel war uf der Seite gegen Konstantinopel durch die Festungen irkilissia und Tschatal Burgas gedeckt. Außerdem waren ie Endpunkte durch die russischen Flotten im schwarzen nd ägeischen Meere unterstützt.

Aber General Diebitsch hatte nur zwanzigtausend Mann nach Adrianopel hineingebracht, und die Feinde, ie sich ihm bisher schon verderblicher gezeigt hatten, als ie Waffen der Türken, die Einwirkung des verderblichen limas, die raschen Uebergänge von Hitze zu Kälte, über= äßige Anstrengungen zu gänzlicher Ruhe, Mangel an uträglichen Nahrungsmitteln, waren ihm auch hierher efolgt. Mitgebrachte Krankheitskeime entwickelten sich uf das Fürchterlichste, intermittirende und Wechselfieber, ie rothe Ruhr und selbst pestartige Uebel brachten Tau= ende in die Hospitäler und wütheten so, daß das nicht edeutende russische Heer beträchtliche Einbußen erlitt. Ueberdies waren trotz aller bisherigen Erfolge noch kei= eswegs alle Vertheidigungsmittel des osmanischen Reichs rschöpft, und wenn es den Türken Ernst gewesen wäre r Land zu vertheidigen, so würden die Streitkräfte der Russen um so weniger ausreichend gewesen sein, als reißigtausend Türken in Konstantinopel um den Sultan nd die entfaltete Fahne des Propheten geschaart waren nd der wilde Mustapha=Pascha mit dreißigtausend Ar= auten in Sophia stand, Schumla noch immer nicht ein= enommen war, und sich die Festungen Widdin, Niko= olis, Sistovo, Rustschuk und Giurgewo noch immer hiel=

ten, so daß General Geismar nur mit Mühe und durch angestrengte Wachsamkeit ihre Besatzungen abhalten konnte, in die Wallachei einzubrechen. Unter diesen Umständen war der Kaiser Nikolaus ganz geneigt, auf der Basis der erlangten großen Vortheile einen ehrenvollen Frieden zu schließen, ehe das launische Kriegsglück ihm den Rücken kehre.

In Asien waren im Jahre 1829 die Operationen wegen der zweideutigen Haltung Persiens, das sich gern von den Folgen des Friedens von Turkmantschai losgemacht hätte, erst spät eröffnet worden. Ein Zufall, die Erstürmung des Russischen Gesandschaftspalais und die Ermordung des Gesandten durch einen, die Auslieferung mehrerer unter russischen Schutz geflüchteten Armenier verlangenden Pöbelhaufens, verursachte eine vollständige Umstimmung der Gesinnung des persischen Hofes zu Gunsten Rußlands, und der Schah erklärte sich nicht nur zu jeder Genugthuung bereit, sondern sandte auch, nachdem er des Ereignisses wegen achttägige Trauer angelegt hatte, seinen Enkel, einen Sohn Abbas Mirzas, an den Kaiser Nikolaus, um in Petersburg sein tiefes Bedauern über den verhängnißvollen Vorgang auszudrücken.

Die türkische Macht in Asien war für den Feldzug von 1829 auf 80,000 Mann und sechsundsechzig Kanonen unter Befehl des Seriasker Hadschi Salegh gebracht worden, den in der rechten Flanke eine zweite 50,000 Mann starke Armee gegen das Paschalik Bajazeth und Armenien unterstützen sollte. Als die zweideutige Haltung Persiens den General Paskewitsch zwang, seine Streitkräfte in Eriwan und Georgien zu

concentriren, hofften die Türken das, wie alle übrigen eroberten Festungen, nur durch wenige Compagnieen besetzte Achaltzyk leicht wieder zu erobern, woran ihnen um so mehr gelegen war, als sie diese Festung als geheiligtes Bollwerk des Islams betrachteten. Mitten im Winter, am 20. Februar wagten sie einen wüthenden Sturm und schritten, nachdem derselbe abgeschlagen wurde, zu einer förmlichen Belagerung; sie hatten bereits die Wälle zerstört und die Besatzung in große Bedrängniß gebracht, als der Oberfeldherr am 4. März Truppen zum Entsatz schickte, die, unterstützt durch einen Ausfall aus der Festung, die Belagerer zersprengten.

Hierauf ergriff General Paskewitsch die Offensive und ging dem mit der Hauptmacht in Gewaltmärschen auf Achaltzyk anrückenden Seriasker entgegen. Der erste Sieg wurde bei Tschaborie über den türkischen linken Flügel erfochten und dadurch der russische rechte vollständig frei gemacht, so daß sich die ganze russische Streitkraft, 12,340 Mann Infanterie, 5770 Mann Kavallerie und siebzig Geschütze, an der äußersten Grenze des im vorjährigen Feldzuge eroberten Gebietes auf dem Wege nach Erzerum concentrirte. Die Türken hielten in getrennter Stellung zwei Wege über das vor den Russen liegende Gebirge Saganlug besetzt; Paskewitsch gelang es aber, seine Truppen ungehindert über das Gebirge zu führen, zwischen beide türkische Armeen zu kommen, ihre Vereinigung zu verhindern und die 40,000 Mann starke Hauptmacht des Seriaskers am 1. Juli so vollständig zu schlagen, daß sie über das Gebirge floh und Geschütz und Gepäck im Stich ließ. Am folgenden Tage war

durch einen kühnen Marsch auch die zweite türkische Armee, unter dem Befehle des Hagki Pascha, umgangen und durch Besetzung einer ihr festes Lager beherrschenden Höhe bedroht. Ihrem Capitulationsantrage setzte General Paskewitsch so harte Bedingungen entgegen, daß sie dieselben nicht augenblicklich anzunehmen wagten. Dem gleich darauf unternommenen Sturm, dessen erste Angriffscolonne der Oberfeldherr selbst führte, konnten die Türken nicht widerstehen, ihre Niederlage war vollkommen, in wilder Auflösung ergriffen sie die Flucht. Hagki Pascha selbst befand sich unter den über 3000 Mann Gefangenen; außerdem wurden achtundzwanzig Kanonen, neunzehn Fahnen und alle Zelte, wie das ganze Gepäck der Türken von den Russen erbeutet.

Mit dieser einen Schlacht war der ganze Feldzug entschieden. Hassan Kale, der Schlüssel von Erzerum, wurde bei Annäherung der Russen verlassen, so daß sie es ohne Widerstand einnahmen. Der Besitz von Erzerum, einer Stadt mit 100,000 Einwohnern, war von der größten Wichtigkeit, denn es war nicht nur eine große und reiche Stadt, sondern auch der Mittelpunkt der türkischen Streitkräfte und Hülfsmittel: die versprengten Truppenreste und der Seriasker Hadschi Salegh selbst befanden sich in seinen Mauern. Die von dem General Paskewitsch gestellten harten Capitulatiosbedingungen, die auf Uebergabe der Festung mit allen Vorräthen und auf Kriegsgefangenschaft sämmtlicher Truppen lauteten, ermuthigte die Türken noch zu einem schwachen Vertheidigungsversuch der Schanzen vor der Stadt, den sie aber bei Annäherung der russischen Infanterie sofort ein-

stellten, worauf, obschon von den Mauern der Stadt hier und da noch gefeuert wurde, sich eine Deputation der Einwohnerschaft in's russische Lager begab, und der türkische Gouverneur dem Oberfeldherrn die Schlüssel der Stadt überreichte. Die Russen rückten sogleich ein, besetzten die Außenwälle und nahmen, ebenfalls ohne Widerstand und Hinderniß, auch die Citadelle in Besitz.

Zum erstenmale, seitdem Türken diese Gegenden beherrschten, waren christliche Armeen in's Herz des osmanischen Reiches eingedrungen und hatten Erzerum besetzt. Die Sieger erbeuteten 150 Kanonen, ein bedeutendes und volles Arsenal, sechs Fahnen und den Stab und Troß des Seriasker Hadschi Salegh und der Paschen Achmed, Osman und Abesch, die sämmtlich zu Gefangenen gemacht wurden. In vierzehn Tagen hatte General Paskewitsch mit seiner Armee in Feindes Land 150 Werste kämpfend zurückgelegt, zwei türkische Armeen geschlagen und zersprengt, sich durch Engpässe, welche durch die hohe Bergkette des Saganlug führen, einen Weg gebahnt und die Reihe dieser glänzenden Thaten durch die Einnahme von Erzerum gekrönt.

Auf dem linken russischen Flügel hatte der Pascha von Wan mit 9000 Mann Infanterie und 5000 Reitern am 1. Juli einen wüthenden Sturm auf die Festung Bajazeth gewagt und wirklich nach mörderischem Kampfe einen Theil der Werke und die Vorstadt besetzt, sie jedoch bald wieder verloren; nach dem Fall von Erzerum wagte er keinen neuen Sturm mehr.

Versuche, von Erzerum aus den Kreis des besetzten

Gebietes weiter auszudehnen, waren unmöglich wegen der numerischen Schwäche der Russen und wegen der ihnen gar nicht freundlichen Stimmung der Bevölkerung der eroberten Gegenden; der General Paskewitsch begnügte sich deshalb, durch bewegliche Colonnen seine Flanken zu decken, durch Recognoszirungen die Verbindung zwischen Konstantinopel und Diarbekir zu stören und sich den Weg zum Meere über Trebisonde offen zu halten. Dabei fanden hartnäckige und auf beiden Seiten äußerst blutige Gefechte mit den wilden Völkerschaften der Lasen und Kurden statt. Nach einem vergeblichen Versuche gegen Trebisonde vorzudringen, und da eine Verschwörung in Erzerum seine Anwesenheit erforderte, verlegte General Paskewitsch seine Winterquartiere in dies Paschalik und sendete alle entbehrlichen Truppen nach Georgien. Dadurch wurde der neuernannte Seriasker Osman-Pascha ermuntert, die muselmännische Bevölkerung gegen die Russen zu reizen, und ein schnell zusammengebrachtes Heer bei Tschiflik und Beiburth ins Feld zu stellen. Der General Paskewitsch brach am 24. September von Erzerum auf, und rückte gegen Beiburth, wo seine Vorhut am 26. die vor der Stadt lagernde Reiterei zurückwarf und er am 27. nach dem ersten nachdrücklichen Angriff mit der vollständig zersprengten und fliehenden, neuen Armee gleichzeitig als Sieger in die Stadt einrückte. Der Seriasker war seit zwei Tagen im Besitz der officiellen Nachricht von dem in Adrianopel erfolgten Friedensschlusse, hatte sie aber, um sein Kriegsglück zu erproben, in Trebisonde zurückgehalten. Jetzt als Besiegter ließ er den russischen Feldherrn davon in Kenntniß setzen, der sogleich

ie Feindseligkeiten einstellte und mit seinen Truppen nach
rzerum zurückging.

Wie im Jahre 1828 hatte auch der diesjährige
siatische Feldzug nur vier Monate gedauert, in denen
ie Russen vierhundert Werste marschirt waren, durch
ne Menge glänzender Waffenthaten und schnelle Erfolge
rei türkische Armeen vernichtet, den Oberfeldherrn zum
efangenen gemacht, mehrere verschanzte Lager und vier
estungen erstürmt, das Paschalik Erzerum und einen
heil des Paschaliks Trebisonde erobert und dem Feinde
62 Kanonen, fünfundsechzig Fahnen und zehn Roß-
hweife und viele Gefangene abgenommen hatten.

Während dieser Großthaten auf dem Kriegsschau-
latze war auch die russische Diplomatie bemüht gewesen,
enso viele glänzende, obgleich unblutige Siege zu errin-
en. Die Ueberschreitung des Balkans, die Einnahme
on Adrianopel und der Fall von Erzerum, Ereignisse,
ie man gar nicht erwartet hatte und die daher um so
rößeren Eindruck machten, waren wohl geeignet bei der
forte einer nachgiebigeren Stimmung Eingang zu ver-
haffen, um so mehr, als der Divan in Unkenntniß des
aurigen Zustandes der russischen Armee war, und sie
mmer noch 60,000 Mann stark und bereit zum Marsch
egen Konstantinopel wähnte.

Der Kaiser Nikolaus, der an den Feldzuge des Jah-
es 1829 nicht Theil genommen hatte, begab sich in
en ersten Tagen des Mai in Begleitung der Kaiserin
ach Warschau, um sich hier als König von Polen krö-
en zu lassen. An 18. Mai hielt er seinen Einzug in
ie Hauptstadt des polnischen Reichs, wo dann die seit

fünfundsechzig Jahren in Warschau nicht gesehene Ceremonie auf's Glänzendste vollzogen wurde. Nach der Krönung und den damit verbundenen Festen begab sich die kaiserliche Familie nach Berlin, um der Vermählung des Prinzen Wilhelm von Preußen beizuwohnen. Der Kaiser verweilte nur wenige Tage im Kreise seiner Familie in Berlin, er trat schon am 14. Juli die Rückreise nach Warschau an; aber in diese Tage fällt der wichtige Beschluß, der die erste Veranlassung zur endlichen Entscheidung der Friedensfrage wurde.

Nikolaus, der die Beendigung des Krieges, der bereits zwei Jahre dauerte, sehnlichst wünschte, kam mit dem Könige Friedrich Wilhelm von Preußen überein, daß dieser, dem der Krieg verhaßt war, als eine der griechischen Sache nicht so nahe stehende Macht, wie England und Frankreich, das Vermittleramt übernähme. Da die Diplomatie der europäischen Mächte bereits alle Mittel erschöpft hatte, die Pforte zum Nachgeben zu bewegen, so beschloß Friedrich Wilhelm, als letztes und ganz neues Mittel, eine militairische Gesandtschaft, von der Person des Königs an die Person des Sultans, zu senden, um ihm die militairische Lage seines Reiches klar vor Augen zu legen und ihn dadurch zu bewegen, Bevollmächtigte zu ernennen, die mit russischen Abgesandten die Friedenspräliminarien verabreden oder den Frieden selbst abschließen sollten.

Gleich nach dieser Verabredung, am 11. Juni, theilte der Kaiser Nikolaus dem Gesandten Frankreichs, Grafen d'Argout, seine Absichten in Betreff des türkischen Krieges mit. Er ließ laut und öffentlich vor dem in

der Kapelle des Berliner Schlosses zur Vermählung des Prinzen Wilhelm versammelt gewesenen diplomatischen Corps und den preußischen Hof- und Staatsbeamten durch seinen Minister des Hauses, Fürsten Wolkonsky, den Gesandten einladen, zu einer Unterredung in sein Cabinet zu kommen. Hier eröffnete er ihm, daß er fest entschlossen sei, nach den in seinem Manifest ausgesprochenen Grundsätzen den Krieg mit der Pforte fortzuführen, obgleich es ihm Leid thue, so viel Blut vergießen und so viel Kräfte vergeuden zu müssen anscheinend so geringfügiger Ursachen halber; daß die Ehre und Würde seines Reichs, sowie seine eigne persönliche Stellung als Nachfolger Alexander's es ihm nicht erlaubten, von diesem Entschlusse abzugehen; daß, wenn er sonach die Waffen nicht niederlegen könne, ehe der Zweck seines Manifestes erfüllt sei, er doch auf der andern Seite ebenso unverbrüchlich halten werde, was er darin zugesagt habe, nämlich, wenn der Streit beendigt sei, ohne alle Eroberungen sich lediglich mit der Entschädigung für die Kriegskosten zu begnügen. Diese sich selbst auferlegte Verbindlichkeit gäbe seinen Verbündeten und ganz Europa zugleich eine Garantie für sein künftiges Benehmen. Er habe ihm dies eröffnen wollen, damit er es seinem Souverain berichte; leid thue es ihm, daß der englische Gesandte abwesend sei, er würde diesem dasselbe gesagt haben, wie er es denn überhaupt vor Niemand, am allerwenigsten vor seinem Feinde, dem Sultan, zu verheimlichen wünsche.

In Folge dieser Verabredung reiste der preußische Generallieutenant von Müffling nach Konstantinopel, wo-

selbst er am 4. August anlangte und sogleich in Besprechungen mit dem Reis-Effendi trat, Anfangs aber, wenn auch durch die Bemühungen der Bevollmächtigten Englands, Frankreichs und Oestreichs unterstützt, wenig Erfolg erzielte, bis die sich drängenden Unglücksnachrichten vom Kriegsschauplatze und die wachsenden inneren Verlegenheiten und Bedrängnisse des türkischen Reichs seinen Vorstellungen mehr Nachdruck gaben.

Durch die Ueberschreitung des Balkans seitens der Russen ermuthigt, regte sich nämlich der innere Feind mehr als je und bedrohte die Herrschaft des Großherrn; die Reste der Janitscharen warteten seit ihrer blutigen Auflösung nur auf die Gelegenheit, um eine ebenso blutige Rache auszuüben, und mit ihnen hatte sich eine Partei verbunden, an deren Spitze die Vorsteher der Zünfte standen, die sämmtlich von Wuth gegen die verhaßten, dem Geiste des Korans entgegenlaufenden Neuerungen des Sultans beseelt waren. Schon nannten sie denselben einen Giaur und verweigerten dem Gebote zu den Waffen zu greifen und sich um die Fahne des Propheten zu schaaren, trotzig den Gehorsam. Zu ihnen schlug sich der zahlreiche Pöbel Konstantinopels, der stets bereit ist die Fahne der Empörung zu erheben, unter der er seinen niedrigen Leidenschaften fröhnen und rauben und morden kann. Die größte Gefahr drohte daher dem türkischen Reiche im Schooße der Hauptstadt, wenn der Sultan Mahmud nicht noch einmal seine ganze Energie entfaltet hätte und den Verschworenen zuvorgekommen wäre. Als die Seele des Complottes, das darauf ausging, den Sultan, seinen Sohn Abdul Med-

ıid, die Großen des Reiches und die Mitglieder des ivans, die der Reformpartei angehörten und alle Fran= ı zu ermorden, galt Hassan Aga, der Commandant r Schlösser des Bosporus. Durch seine Hinrichtung urden die ihres Hauptes beraubten Janitscharen einge= üchtert, ihr verhaßtester Feind, der Seriasker Chosrew ıscha, der mit der blutigen Rache betraut wurde, wüthete gen Schuldige oder auch nur Verdächtige ohne Scho= ng. Alle Anhänger der Janitscharenpartei wurden er= iffen und hingerichtet, alle Kaffeehäuser, wo die Em= rer sich versammelt hatten, niedergerissen und der Erde eichgemacht. So wurde dem Ausbruche der Unzu= edenheit zwar vorgebeugt, dieselbe jedoch keineswegs hoben.

Inzwischen trafen die Nachrichten vom Falle Adria= pels und Erzerums ein und die Trümmer der türki= en Armeen wälzten sich in völliger Auflösung nach nstantinopel. Dadurch gestaltete sich die Lage der irkei um so trüber, als nun auch die Diplomatie der roßmächte auf die erneuten russischen Mäßigungsver= echungen hin, den preußischen Abgesandten in seinen ermittlungsvorschlägen lebhaft unterstützte. General iebitsch hatte inzwischen die erwähnte vortheilhafte Stel= ng eingenommen, in der seine vorgeschobenen Flügelcorps it den beiden russischen Flotten der Admirale Greigh ıd Heiden in Verbindung standen. Auf Ansuchen des eneralliеutenants von Müffling machte er in dieser tellung Halt, und empfing in seinem Hauptquartiere e am 24. August in Begleitung eines Mitgliedes der reußischen außerordentlichen Gesandtschaft von dem Sultan

abgesendeten Gesandten zur Unterhandlung von Friedens präliminarien.

Sultan Mahmud hatte, durch die vielen Unfälle erschüttert, von der europäischen Diplomatie gedrängt, von seinen Vertrauten entmuthigt, endlich den Mitgliedern des Divans, welche eine Rebellion, die ihnen leicht das Haupt kosten konnte, mehr fürchteten, als einen unvortheilhaften Frieden, den das Land durch Aufopferung einiger Provinzen erkaufen konnte, nachgegeben. Daß bei einem Angriff Konstantinopels sich die ganze muselmännische Bevölkerung gegen die Russen erheben könnte, daß die Stadt mit den 15000 Mann, die in dem verschanzten Lager von Namis Tschiftlik standen und mit den eben so starken Besatzungen der Schlösser und Batterieen am Bosporus dem Feinde den erfolgreichsten Widerstand leisten könnte, und daß endlich die europäischen Großmächte gewiß nicht so weit gehen würden, die gänzliche Vernichtung des osmanischen Reiches durch die Russen zuzugeben, Alles dies bedachte man nicht, man folgte blindlings den erleuchtet scheinenden und vielleicht wohlmeinenden, jedenfalls aber nicht im türkischen Interesse gegebenen Rathschlägen der Diplomaten, denen es nur darum zu thun war, einen Krieg zu beenden, der bereits zwei Jahre die Ruhe des Welttheils bedroht hatte.

Die Friedensunterhandlungen begannen am 1. September und hatten anfangs den besten Fortgang. Bald aber trat bei den türkischen Bevollmächtigten sichtlich das Bestreben hervor, dieselben in die Länge zu ziehen. Namentlich war die Kriegskostenentschädigung der Stein des

lnstoßes; diese hätte nämlich, da die Türkei keinen an=
eren Schatz kennt, aus dem des Sultans gezahlt wer=
en müssen, und aus diesem Grunde hatte sich die
Pforte nie bei einem Friedensschlusse zu solcher Verpflich=
ung verstanden. Um diese Zeit wirkten zwei Umstände,
m die Hoffnung in Konstantinopel neu zu beleben.
Einmal nämlich ließ die Annäherung einer starken eng=
schen Flotte vermuthen, daß diese Macht auf Rußland
ifersüchtig und geneigt sei, aus einem, wenn auch un=
hätigen, doch drückenden Gegner zum Beschützer der Türkei
u werden; und zum Anderen war ihr ein unerwarteter
Beistand im eignen Reiche erwachsen. Mustapha, Pascha
on Skutari, ein alter Janitschar und eifriger Gegner
er Reform, war der alttürkischen Partei zu Liebe zum
Verräther am Vaterlande geworden. Er hatte sich unter
llerlei Vorwänden vom Kampf in Bulgarien fern ge=
alten, war zu spät an den Balkan geeilt, zu spät zur
Rettung Adrianopels gekommen, jetzt aber zeigte er sich
rnstlich bereit, die Hauptstadt vor einem Angriff der Un=
läubigen zu schützen, und erschien in Sofia mit einer
Armee von 40,000 Arnauten, der wildesten und krie=
erischsten Bevölkerung der europäischen Türkei.

Den Bevollmächtigten des Sultans war deshalb die
Weisung zugegangen, Alles aufzubieten, um Zeit zu ge=
winnen, bis günstige Umstände es gestatteten, die Maske
allen zu lassen und den Krieg wieder zu beginnen. Am
3. September erklärten sie daher, über die Geldfrage in
Konstantinopel erst Instructionen einholen zu müssen.
General Diebitsch replicirte, daß er ihnen fünf Tage dazu
bewilligen wolle, erfolge bis dahin aber keine genügende

Antwort, so würde er sie sich selbst aus der Hauptstadt holen. Gleichzeitig damit befahl er, das eingestellte Vorrücken seiner Truppen wieder zu beginnen. Dieses energische Benehmen verfehlte seinen Zweck nicht; als seine leichten Truppen schon bis Silivria streiften, regte sich auch der Pöbel in Konstantinopel wieder, und nun empfingen die türkischen Bevollmächtigten entschiedene Befehle zur Unterzeichnung des Friedensinstrumentes in den zuvor festgesetzten Bestimmungen, welche dann auch am 14. September 1829 in aller Form erfolgte.

Noch aber drohte dem Friedenswerke eine ernste Gefahr durch Mustapha Pascha. General Kisseleff war ihm mit einer starken russischen Abtheilung nachgezogen und machte, als er in Vrazza die Nachricht von dem Abschlusse des Friedens erhielt, sogleich Halt. Mustapha aber verweigerte auch jetzt den Gehorsam, er zog seine Truppen nicht zurück. Ohne sich an den Waffenstillstand zu kehren, ließ er Ende September eine Angriffsbewegung gegen Demotika machen, und marschirte in den ersten Tagen des Octobers nach Philippopel, wo er sich mit 30,000 Mann aufstellte und dem General Diebitsch melden ließ, daß er am 10. October in Adrianopel einrücken und dort seine Winterquartiere nehmen wolle. Inzwischen war ihm aber General Geismar von der Donau entgegengerückt, und schlug, in seinen Rücken gelangt, am 16. October bei Arnaut Kalessi die Nachhut Mustapha's in einem verschanzten Lager. Hierdurch entstand Zwiespalt in dem türkischen Lager und nachdem die Türken nicht länger fechten wollten, mußten am 17. October auch die Albanesen nach einem wüthenden Gefechte

ihre Verschanzungen räumen und zurückweichen. General Geismar verfolgte sie nicht und ließ den Pascha noch einmal von dem wirklichen Abschluß des Friedens in Kenntniß setzen, worauf derselbe erklärte, von Feindseligkeiten gegen die Russen abstehen zu wollen; er setzte sich mit seinen Arnauten in Philippopel fest und plünderte die umliegenden türkischen Provinzen.

Dieses blutige Nachspiel hatte die Ratification des Friedens nicht aufgehalten; sie erfolgte am 27. September in einer großen Rathsversammlung durch Sultan Mahmud und den Seriasker Chosrew-Pascha, worauf auch sogleich der Befehl zur Niederlegung der Waffen nach Schumla an den Großvezier und an Mustapha Pascha abgesendet, und die russischen Gefangenen neu bekleidet und freigegeben wurden.

Nikolaus I.

Von

C. Volckhausen.

Vorwort.

Die nachstehende Fortsetzung der „Geschichte des russischen Hofes" enthält die Geschichte des Kaisers Nikolaus vom Frieden zu Adrianopel bis zu seinem Tode.

Wenn sich das Folgende den vorigen Büchern des Gesammtwerks äußerlich anschließt und der Faden der Erzählung nicht eigentlich unterbrochen wird, so ist in der Darstellungsweise dagegen eine Aenderung eingetreten, und der Verfasser der Fortsetzung hat sich darüber zu erklären.

Zunächst ist die politische Geschichte in den Vordergrund gedrängt, und zwar dergestalt, daß die Arbeit eher eine Geschichte Rußlands als eine Geschichte des russischen Hofes unter Nikolaus I. heißen könnte.

Außer dem subjectiven Interesse des Verfassers war es ein in der Sache selbst liegendes Motiv, was diese Abweichung bedingte. In absoluten Monarchien hat der Regent die Gewalt Alles zu thun; er ist für alle Regierungshandlungen politisch verantwortlich. Wird die absolute Gewalt allerdings auch nicht immer geübt, wird in zahlreichen Fällen die menschliche Verantwortlichkeit des Despoten von Ministern und Generälen, von Günstlingen und Schmeichlern, von Maitressen und Kupplern im Guten und im Bösen getheilt, so war das bei dem Kaiser Nikolaus wenigstens nicht der Fall. Er ist ein so vollendeter Selbstherrscher gewesen, wie vielleicht kein gekröntes Haupt vor ihm. „Er konnte

Alles und wollte Alles selbst thun." Bei den Regierungshandlungen seiner Epoche ist im Einzelnen kaum je die Frage aufgeworfen, ob sie ihm zuzurechnen seien: es versteht sich das im Allgemeinen von selbst. Die Depeschen des auswärtigen Amts, die Ukase legislatorischen und administrativen Inhalts sind gleichsam Privatakte dieses Kaisers. Der Geschichtschreiber ist demnach vollkommen berechtigt, aus diesem Material ein Bild des Czaren Nikolaus zu entwerfen.

Aus demselben Grunde — und das ist die zweite Abweichung von dem bisher beobachteten Verfahren — habe ich von den vielen Anekdoten, die seit einem Vierteljahrhundert über den russischen Kaiser und den kaiserlichen Hof kursiren, nur wenige aufgenommen. Ihre Authenticität muß zum Theil erst noch festgestellt werden, und ihre Bedeutung für die Kritik des Nikolaus und für die Geschichte überhaupt ist verhältnißmäßig gering. Wichtig sind sie nur, sofern sich die öffentliche Meinung über den Kaiser darin ausspricht. Den russischen Peter I. hat die Geschichte in den Qualm der Matrosenkneipe, Katharina II. in das Boudoir der Hetäre zu begleiten: Nikolaus ist in jedem Augenblick der regierende Souverän, der Mann im Purpur und der Mann in Uniform gewesen: der Mensch geht völlig in dem Autokraten auf.

Endlich sind die Quellen entweder im Text oder in den Anmerkungen von mir angegeben. Dies schien den vielen apokryphischen Büchern über die neueste Geschichte Rußlands gegenüber nothwendig, und mag das redliche Streben, unzuverlässige Angaben zu vermeiden, bezeugen.

C. Volckhausen.

IV.

Russische Politik. — Diplomatische Geschichte der orientalischen Angelegenheiten von 1821 — 1829.

Ehe wir von dem Inhalte des Traktats zu Adrianopel reden, müssen wir den Leser bitten, uns von den Schlachtfeldern Rumeliens, Bulgariens und Armeniens auf ein anderes Gebiet, auf einen andern Schauplatz zu begleiten, — in das Labyrinth der diplomatischen Verhandlungen, die zwischen Rußland und der Pforte und den vier andern Großmächten Europas in Betreff der orientalischen Frage geführt wurden. Das russische Cabinet hat gerade da seine glänzendsten Siege erfochten, und die Bewegungen der Armeen werden uns erst recht verständlich, wenn wir die gleichzeitigen Schachzüge der Diplomatie mit überblicken. Wir müssen allerdings ein wenig weit ausholen, — werden uns aber bemühen, so gedrängt zu erzählen, als es der complicirte Gang der Dinge und unser Zweck, die Politik des russischen Hofes unter Nikolaus in's rechte Licht zu stellen, nur immer zulassen.

Daß die russische Politik eine erobernde sei, daß sie es namentlich auf die Sprengung des türkischen Reiches,

ja auf eine Festsetzung in Constantinopel abgesehen habe, haben die Gegner des russischen Regierungssystems freilich seit lange behauptet. Die Freunde Rußlands haben es eben so beharrlich geleugnet. Ihnen zufolge hätten die Czaren mit ganz seltenen Ausnahmen nur erobert wider Willen, nur ungern, nur von der zwingenden Macht der Umstände getrieben. So seien die meisten Eroberungen am pontischen und baltischen Meer, so sei die Theilung Polens zu beurtheilen. Die Gegner haben sich bemüht, den Beweis dafür, daß das Cabinet von St. Petersburg eine beharrliche Eroberungspolitik verfolge, aus der Eigenthümlichkeit des russischen Volkscharakters herzuleiten. Wie es uns scheint, mit zwiefachem Unrecht. Es liegt darin einestheils eine ungerechtfertigte Vermengung der Tendenzen des russischen Hofes und des russischen Volks, und anderntheils eine Verwechslung von Vergangenheit und Gegenwart, eine Verwechslung zwischen den Bewohnern der russischen Grenzen und dem Kerne des russischen Volksstammes. Andere haben es als das Wesen des Absolutismus bezeichnet, Vergrößerungsgelüste zu hegen. Man kann sich damit schon eher einverstanden erklären. Wir sind auch geneigt, alle Cabinetspolitik für eroberungssüchtig zu halten: wenn der Wunsch nach Ländererwerb sich nicht befriedigt, so ist das kein Verdienst, sondern ein bittres Muß. Wir haben die eroberungsluſtigen Capricen, die bei der heiligen Allianz zu Gevatter standen und manches Andre in gutem Gedächtniß. Aber das kann immer im einzelnen Fall nur eine Meinung sein: der Beweis ist schwer, — wie überall, wo es sich um die Absicht, den animus handelt.

Noch Andre endlich haben sich begnügt, die Summe der russischen Eroberungen zu constatiren und daraus den Schluß auf die Tendenz dieser Politik überhaupt zu ziehn. Diese Summe ist allerdings imponirend. In den letzten achtzig Jahren — so haben englische Schriftsteller berechnet — hat sich das Territorium, das unter dem Scepter des russischen Czaren steht, um ein Gebiet vermehrt, gerade so groß, als das gesammte europäische Rußland vor jener Zeit war. Die Provinzen, die Schweden entrissen wurden, sind größer als der selbstständige Rest Schwedens; die polnischen Länder unter russischer Hoheit sind so groß als der ganze österreichische Staat; das den Türken in Europa entrissene Gebiet kommt dem Königreich Preußen mit Ausschluß der Rheinlande gleich; die Erwerbungen in der asiatischen Türkei betragen an Flächeninhalt so viel als sämmtliche kleinere Staaten Deutschlands, die westlichen Provinzen Preußens, Belgien und Holland zusammengenommen; das Stück von Persien, welches sich Rußland zugeeignet, ist ungefähr so groß als England; in der Tartarei endlich hat es ein Areal erworben, das der europäischen Türkei, Griechenland, Italien und Spanien an Größe gleichkommt. Binnen achtzig Jahren hat Rußland seine Grenzen um hundertundsiebzig deutsche Meilen gegen Wien, Berlin, Dresden vorgeschoben, es ist Konstantinopel um neunzig Meilen näher gekommen, die Hauptstadt Polens ist in seiner Gewalt, und von den Thoren Stockholms, von denen die russische Grenze bei Peter's I. Thronbesteigung sechzig Meilen weit entfernt war, sind die russischen Vorposten nur wenige Meilen mehr. Nach Indien hin hat sich das Reich um zwei-

hundert Meilen, nach der Hauptstadt von Persien hin ebenso weit ausgedehnt.

Diese Zahlen frappiren, machen ungläubig, wenn davon die Rede ist, das Cabinet von St. Petersburg strebe nicht nach Eroberungen, aber sie liefern keinen Gegenbeweis im strengen Sinne des Worts. Eine völlige Klarheit über die Tendenzen der Petersburger Politik ist nur aus den Akten der Diplomatie zu gewinnen, aus dem Munde der Diener des Czaren selbst, aus ihren Reden, die sie führen, wenn sie unter sich zu sein glauben.

Ein düsteres Tableau ist's, was wir aufzurollen haben, — ein Bild, auf dem der Blick kaum einen lichten Punkt findet, woran er sich erholend verweilen möchte. Diplomatische Arglist schürzt die Knoten, neidische Rivale werden hintergangen, das Opfer stürzt in die Schlingen, — das ist Alles. Die Cabinetspolitik ficht ihre Fehden aus und feiert ihre Triumphe, — das Volk zahlt die Kosten mit seinem Gut und Blut. Es ist noch immer die alte Cabinetspolitik, die sich in den Formen und Formeln macchiavellistischer Weisheit bewegt, — eine Politik ohne Redlichkeit und ohne Humanität. Es bleibt uns nicht der Trost, daß das Cabinet von St. Petersburg es allein sei, das diese Politik vertrete. Die Maximen und die Methoden, die Zwecke und die Mittel sind in allen Cabinetten sich gleich. Es ist kein Unterschied der Qualität, sondern nur der Quantität zwischen ihnen. Es handelt sich nur um die Meisterschaft im Bösen. Ja wir haben nicht einmal die traurige Genugthuung, den Opfern, den Besiegten unsre volle Sympathie zu zollen. Der

nthusiasmus des gegen seine Zwingherren aufgestandenen riechischen Volks ist von der Cabinetspolitik vergiftet, as Märtyrerthum der Christen im osmanischen Reiche ist urch die Genossenschaft eines scheinheiligen Absolutismus sudelt, und die Nachkommen der Osmanen, deren luth und Tapferkeit wenigstens nicht zu bestreiten war, aben dem Anschein nach nur die Fehler ihrer Ahnen eerbt. — — —

In den Jahren, die zunächst auf die Katastrophe on 1812 folgten, bedurfte Rußland der Erholung, und s fanden keine Angriffe auf das türkische Reich Statt. on den feindlichen Gesinnungen des Petersburger Ca=inets gegen die Pforte zeugte jedoch Manches. Der ame des griechischen Aufstandes war unter den Augen es Kaisers Alexander ausgestreut worden. Im Jahre 814 während des Wiener Congresses wurde in Wien lbst die erste jener geheimen Verbindungen, aus denen ie griechische Revolution hervorging, gestiftet. Es war ie Hetärie der Philomusen, die dem Namen nach eine armlose Unterstützung der griechischen Lehranstalten be=eckte, in der That die Mutter der revolutionären He=rien war; und einer der Stifter, Graf Capo d'Istria, ar Günstling und Minister des Kaisers. Die Hetärien urden auch später, als ihre Tendenz sich längst klarer erausgestellt hatte, in Rußland geduldet, — eine Dul=ung, die in einem Lande, wo alle Verbindungen unter=agt oder wenigstens der peinlichsten Controle unterworfen ind, einer Begünstigung gleichkommt. Wie eine offne Feindseligkeit gegen die Pforte erschien es dann, als der ussische Generalmajor Ypsilanti von russischem Gebiet

aus einen Einfall in die Wallachei machte und zwar gerade in einem Augenblick, wo der Südwesten Europas die Aufmerksamkeit der übrigen Großmächte von den Ereignissen im Osten ablenkte. Rußland hat ja solche Momente zu seinen wichtigsten Eroberungen benutzt, — genug, der Argwohn Europas ward rege, und Kaiser Alexander fand für nöthig, der Pforte die Erklärung zu geben, daß er das Unternehmen des Fürsten Ypsilanti nicht provocirt oder begünstigt habe, daß er den Aufstand in Griechenland mißbillige, und daß er seinen moralischen Einfluß geltend machen werde, denselben zu unterdrücken. Alexander Ypsilanti's Unternehmen hatte keinen Erfolg: die von russischer Seite als höchst erlösungssüchtig geschilderten Bewohner der Fürstenthümer schlossen sich ihm nur spärlich an, er ward in kurzer Zeit auf österreichisches Gebiet gedrängt.

Dürften wir die allgemeine Meinung, die sich im Laufe der Zeit nicht nur in der Moldau und Wallachei sondern auch in Griechenland befestigt hat, als eine historische Quelle gelten lassen, so wäre Ypsilanti ein russischer Agent gewesen, der, als sich einestheils seine Unfähigkeit, anderntheils die geringe Neigung der Moldauer und Wallachen, gegen die Türken aufzustehen, gezeigt hätte, — der dann von seinen Auftraggebern im Stich gelassen und desavouirt sei. Außer Zweifel jedoch steht nur das, daß das russische Cabinet die Invasion Ypsilanti's nachträglich zu seinem Vortheil auszubeuten suchte. Kaiser Alexander mißbilligte allerdings den Aufstand, aber er suchte der Pforte die Möglichkeit zu nehmen, denselben zu unterdrücken und die Urheber zur Strafe zu ziehen; er ließ in Konstantinopel das Verlangen an den Großherrn

ellen, daß die osmanischen Truppen in den ürstenthümern von russischen Agenten be- leitet würden und das Land räumten, so- ald die Ordnung wieder hergestellt sei.

Die Pforte ging auf diese Forderungen, gestellt von ner Macht, die die flüchtigen Griechen, Moldauer und Walachen bei sich aufnahm, nicht ein, — auch dann cht, als Rußland mit dem Abbruch seiner diplomati- en Beziehungen drohte und bald nachher im Juli 821 wirklich seinen Gesandten aus Konstantinopel ab- rief. In der That, wenn Rußland am 6. Juli 1821 rlangte, daß die türkischen Truppen die Donaufürsten- ümer, in denen die Insurrection noch nicht einmal völ- g unterdrückt war, sofort räumen sollten — so war s eine Forderung ähnlich denen, die das übermächtige nd noch übermüthigere Rom einst an die Punier stellte.

Ein Krieg zwischen Rußland und der Pforte stand so in Aussicht. Vorsichtig jedoch suchte das Petersburger abinet sich zuvor über das eventuelle Verhalten der übri- n Höfe Gewißheit, und die Zustimmung derselben zu waigen Zwangsmaßregeln gegen die Pforte zu verschaf- n. Es legte den übrigen Kabinetten ausführlich seine eschwerden gegen die Pforte dar, forderte sie auf, die ssischen Forderungen beim Diwan und die Zwangs- aßregeln gegen denselben, wenn solche nöthig, zu un- erstützen, ja es stellte ihnen das Ansinnen, „die Mittel prüfen und anzugeben, die am geeignetsten wären, den indern, aus denen die Türkei besteht, die Wohlthat ner glücklichen und unschädlichen Existenz zu schaf-

fen."*) Rußland war also schon damals bereit und b gierig, die Erbschaft des „kranken Mannes", wie sich spä ter Nikolaus ausgedrückt hat, anzutreten.

Unter den Großmächten waren gerade diejenige auf die es am meisten ankam, nicht geneigt, den russ schen Plänen Vorschub zu leisten. Preußen, das vo den Diplomaten in den Akten jener Zeit fast stereoty als die Macht bezeichnet wird, „auf die Rußland rec nen könne, wie auch der Gang der Ereignisse sein möge — Preußen war allerdings bereit, die Mittel zur Au führung des russischen Vorschlages in seiner Totalität Erwägung zu ziehn, Frankreich hegte Besorgniß vor j dem etwa ausbrechenden Kriege, war aber im Allgem nen den Propositionen nicht abgeneigt, Oesterreich u England dagegen, auf die am meisten ankam, wollt sich nur zu einer Befürwortung der russischen Ansprüc beim Diwan herbeilassen.

Eine Reihe von Verhandlungen folgt im Lau der Jahre 1821 und 1822. Was an denselben beso ders interessant ist, ist das allgemeine Verhältniß Ru lands zur Pforte und zu den Großmächten. Das rus sche Kabinet spricht immer und ewig von seinen gegrü deten Beschwerden gegen die Pforte — keine and Macht bestreitet dieselben, zweifelt sie an, untersucht s Wie ein Postulat der reinen Vernunft werden sie hi

*) Cfr. Wortgetreuer Auszug aus dem Sr. Majestät de Kaiser Nikolaus überreichten Memoire ꝛc. Recueil de doc ments etc. Paris 1853.

nommen. Den russischen Beschwerden über die Be=
ung der Walachei, über Beschränkung des russischen
ndels wird der fortdauernde Aufstand in Griechenland
zugefügt. Derselbe Aufstand, den Kaiser Alexander
mißbilligt, zu dessen Unterdrückung er seinen morali=
en Einfluß zugesagt, wird der Pforte zum Verbre=
n angerechnet. Der Vorfechter der Legitimität verirrt
) also in die Anschauungen eines Revolutionärs. Die
orte hat auch ihre Beschwerden gegen Rußland, sie er=
rt es für mitschuldig an dem Aufstand in der Wala=
i, sie verlangt die Küste des schwarzen Meers zurück,
: Rußland im offnen Widerspruch mit dem Vertrage
n Bukarest besetzt hält, sie verlangt die Auslieferung
r auf russisches Gebiet geflüchteten Griechen und Wa=
hen, — keine der vier Mächte nimmt das ernsthaft auf.
er Kaiser von Rußland wünscht und acceptirt eine Un=
stützung seiner Forderungen beim Diwan, aber gleich=
tig eröffnet er den vier Kabinetten, daß sie sich nicht
fallen lassen möchten, dies als eine Vermittlung zu
trachten; er ist bereit, die guten Dienste seiner Alliir=
n anzunehmen, aber Rußlands „Würde und Ehre,"
gt er, gestatten es nicht, eine eigentliche Einmischung
eine lediglich russische Angelegenheit zu dulden; er
ill, daß die Bevollmächtigten der Großmächte und der
forte auf russischem Gebiet zusammenkommen, und dort
llen die griechischen Angelegenheiten von allen Gesand=
n, die Arrangements bezüglich der Fürstenthümer aus=
ließlich von denen Rußlands und der Pforte verhan=
lt werden. Rußland fühlt sich — wir gebrauchen die
Forte Pozzo di Borgo's — in der „Rolle eines Len=

kers Europas," und mit offnem Visier bestreitet ihm Niemand diese Rolle.

Aber wenn die Mächte auch keine Einreden gegen die russischen Forderungen und Beschwerden hatten — England und Oesterreich polemisirten allerdings einmal gegen die Auslegung des Vertrags von Kutschuk Kainardsche, wonach Rußland ein ausschließliches Schutzrecht über die griechische Nation beanspruchte — also wenn die Rechtmäßigkeit der russischen Forderungen auch nicht bestritten wurde, so konnte das Petersburger Kabinet die Höfe von London und Wien doch nicht zu der Erklärung bewegen, daß Feindseligkeiten Rußlands gegen die Pforte berechtigt seien. Das englische und österreichische Kabinet machen nicht offen Opposition gegen ihren Alliirten, aber sie sind voll Mißtrauen gegen seine Pläne, voll Furcht vor der Vergrößerung seines Einflusses im Orient, und Rußland wird durch den passiven Widerstand jener in seinem Vorgehen gegen das osmanische Reich gehemmt.

Der Congreß von Verona kam heran, — das olympische Fest der Ritter der Legitimität und Stabilität. Die Vorschläge Metternichs wurden dort zu Beschlüssen erhoben, und die Bestimmungen über die orientalischen Angelegenheiten verriethen deutlich diesen österreichischen Ursprung. Der russischen Ungeduld wird ein Zügel angelegt, aber ein mit Blumen umwundener Zügel. Metternich subsummirt die Griechensache unter den dem Czaren willkommnen Begriff der Legitimität: die Griechen sind Rebellen, ihr Aufstand ist eine illegitime Erhebung gegen den rechtmäßigen Souverain, folglich verwerflich.

ine Intervention wird nicht geradezu ausgeschlossen, ıs hätte den russischen Selbstherrscher beleidigt, aber sie ird in infinitum vertagt. Inzwischen, das ist die ge= ime Hoffnung der Kabinette von London, Wien und aris, inzwischen wird der türkische Yatagan die leidige ache aus der Welt schaffen. Wenn die Alliirten aber gegen das geheime Interesse Rußlands entscheiden, ne auf Humanität und auf die Sympathien des gebil= ten Europa für Griechenland Rücksicht zu nehmen, so ıd sie andererseits auf Kosten der Pforte und ohne ücksicht auf deren Beschwerden Rußland in Rücksicht sei= r sonstigen Forderungen zu Willen. Eine zu Verona schienene griechische Gesandtschaft wird nicht angehört ıd abgewiesen, Oesterreich und England aber verspre= en, bei der Pforte dahin zu wirken, daß sie die Be= werden Rußlands beseitige und den Vertrag zu Buka= st genau erfülle; im Weigerungsfall macht sich Oester= ich verbindlich, zur Unterstützung der russischen An= rüche eine Armee an der Grenze aufzustellen.

Von nun an zerfällt die orientalische Frage für das uge des Zuschauers in zwei gesonderte Faktoren: die ngelegenheiten Griechenlands und die speciellen For= erungen Rußlands an die Türkei.

Die Griechen blieben vorläufig sich selbst überlassen, ber ihre Angelegenheiten nahmen einen andern Verlauf, ls die Diplomatie erwartet hatte. Auf sich selbst an= wiesen fochten sie mit Kühnheit und mit Glück. Die ürken sahen sich nach dem Congreß von Verona nicht ehr von russischer Intervention bedroht, sie boten also lles auf, Griechenland mit einem Schlage zu er=

drücken; sie erfreuten sich sogar der Unterstützung christlicher und christlichster Kabinette. England schickte Munition und Geld, Oesterreich gab hinsichtlich des Feldzugsplans gegen Griechenland seine Rathschläge, Frankreich ließ Offiziere nach Egypten gehn, um die gegen die Hellenen bestimmte Mannschaft einzuexerciren. Alles war vergeblich. Die türkischen Heere erlitten Niederlagen auf Niederlagen, belagerten vergebens Athen und Missolunghi, wurden endlich zersprengt oder mußten sich zurückziehen; die Flotte kehrte nach bedeutenden Verlusten in die Dardanellen zurück. Im Jahre 1824 bewog der Sultan seinen Vasallen in Egypten, Mehemet Ali, zu einem Zuge gegen Griechenland. Ibrahim Paschah segelte mit einer Flotte von 54 Kriegsschiffen und 18,000 Mann Landtruppen ab, um die Operationen der türkischen Streitkräfte zu unterstützen. Auch dies Aufgebot führte zu keinem Resultat. Ohne andre Hülfe als die, welche die Philhellenen aus Europa sandten, schlugen die Griechen die egyptische Flotte zwei Male, die türkische Flotte vier Male, und vergebens suchten türkische Armeen von Norden her in Hellas einzudringen.

Dies Glück der Griechen war es, was eine Aenderung in der Politik der Kabinette des Occidents herbeiführte. Es ist eine alte und immer neue Wahrheit, daß die Glücklichen leicht Freunde finden. Das brittische Ministerium begann den griechischen Aufstand mit andern Augen anzusehn. Die Sympathien Europas für Griechenland, die Sympathien der christlichen Massen sowohl als der humanistischen Elite West-Europas, wurden immer lauter. Canning war inzwischen ins englische

Ministerium getreten, und eine selbstständigere, von den Doctrinen der heiligen Allianz unabhängigere Politik Englands datirt von der Zeit. Die Stimmung des englischen Volks, Cannings persönliche Sympathien für den griechischen Freiheitskampf, der Groll Englands gegen die Continentalmächte wegen der spanischen Intervention — Alles wirkte zusammen. Canning ließ es nicht nur geschehn, er begünstigte es auch, daß von England den Griechen Unterstützung gebracht wurde. England erwarb dafür eine große Popularität unter den Griechen, und deren Regierung faßte zum englischen Cabinet so viel Vertrauen, daß sie dasselbe direct um Hülfe anging. Wenn Canning diese auch verweigerte, so bot er wenigstens seine Vermittlung zwischen Griechenland und der Pforte an.

Damit aber war das Eis gebrochen. Die Continentalmächte konnten es doch nicht ruhig ansehn, daß England einen überwiegenden, alleinigen Einfluß auf die orientalischen Angelegenheiten gewinne. Die Beschlüsse von Laibach und Verona waren plötzlich vergessen und annullirt. Rußland, das ist wahr, obwohl es die Popularität Englands in Griechenland mit Erschrecken bemerkte, Rußland hatte die griechischen Angelegenheiten seit dem Congreß von Verona nicht aus den Augen verloren. Während die übrigen Mächte noch in der süßen Gewißheit lebten, daß die Rebellen von der Pforte unterdrückt werden würden, hatte Kaiser Alexander schon eine Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oesterreich in Czernowitz veranstaltet, wie es scheint lediglich deßhalb, um denselben für eine Intervention in Griechenland zu ge-

winnen. Conferenzen wurden eingeleitet und Rußland machte Vorschläge über die Zukunft Griechenlands in den ersten Tagen des Jahres 1824: das griechische Gebiet solle in drei Fürstenthümer getheilt werden, die in ein ähnliches Verhältniß zur Pforte treten könnten wie die Moldau und Walachei, die Inseln des Archipels sollten eine ebenso unabhängige Municipalregierung erhalten. Wie gewöhnlich billigte das Berliner Cabinet diesen Vorschlag völlig, ebenso dies Mal das französische; aber Oesterreich und England schienen es nur darauf angelegt zu haben, die Verhandlungen zu verzögern, und endlich hatte sich England, im Frühling 1825, ganz von den Conferenzen zurückgezogen. Rußland kam mit allen seinen diplomatischen Noten, in denen es die Gefahr Europas im Fall eines völligen Sieges der Türken schilderte, und in allen Conferenzen um keinen Schritt weiter. „Es sah," so äußert sich die russische Diplomatie in dem fameusen Memoire, das dem Kaiser Nikolaus bei seiner Thronbesteigung unterbreitet wurde, „den rechtmäßigen Einfluß, den es seit dem Vertrage von Kainardsche im Orient ausgeübt, wesentlich gefährdet." Der zähe Widerstand Oesterreichs durchkreuzte alle Experimente der russischen Diplomatie, und zuletzt wurden selbst die Höfe von Paris und Berlin in etwas von diesem oppositionellen Geiste inficirt.

Aber, wie gesagt, die staatsmännische Weisheit des österreichischen Hof- und Staatskanzlers, des Fürsten von Metternich, hatte einen Fall nicht vorgesehen, den energischen und vom Glück gekrönten Widerstand der Hellenen. Die Annahme der Vermittlerrolle zwischen Grie-

chenland und der Pforte von Seiten Englands nöthigte Oesterreich, sich auch für die Griechen zu interessiren. Nicht lange, so wimmelte der classische Boden von Hellas von Agenten der Großmächte: österreichische Emissäre suchten eine gut türkische Fraction zu bilden, damit Griechenland friedlich unter den Halbmond zurückkehre; französische warben Anhänger für ein Königreich Griechenland unter einem bourbonischen Prinzen; die russischen Agenten machten Propaganda für Capo d'Istria, den ehemaligen russischen Minister und für den engen Anschluß der Griechen an Rußland.

Es ist nicht unsre Sache, die Früchte dieser Agitation eingehend zu schildern, die noch ins letzte Lebensjahr des Kaisers Alexander fällt. Spaltungen in der griechischen Regierung, Aufstände gegen dieselbe, Bürgerkrieg, Verluste im Kampf gegen die Türken — das sind die Begebenheiten in Griechenland während des Jahrs 1825. Entmuthigt wandten sich die Griechen nochmals nach London: sie wollten sich unter das Protectorat Englands stellen und wünschten den Prinzen Leopold von Sachsen Koburg zum Regenten.

Die Situation der Kabinette hatte sich wesentlich verändert. Die Einstimmigkeit der Höfe von London und Wien war gestört; ihre Ansichten über die griechische Angelegenheit divergirten vollständig. Während England den Wünschen der Griechen sich geneigt zeigte, beharrte Oesterreich auf seiner Tendenz, den status quo aufrecht zu erhalten. Die natürliche und nothwendige Folge war die Hinneigung Englands zu Rußland, als zu der Macht, die längst ihre Sympathien für die Hellenen kund gege-

ben hatte. Es ist wohl kein Zweifel, daß Canning die Absichten Rußlands richtig beurtheilte, daß er von gleichem Mißtrauen wie Metternich durchdrungen war, aber vielleicht hat er die übrigen Verwicklungen Rußlands mit der Pforte für nicht so gefährlich, die Pläne des russischen Kabinets für nicht so weitgehend, die Popularität Englands in Griechenland für zu fest gegründet gehalten, — vielleicht — doch wozu die Vielleichts? — kurz Canning gab den Griechen, als sie sich zum zweiten Mal an ihn wandten, keine abschlägliche Antwort, aber er fügte hinzu, England wolle nicht allein, sondern nur im Verein mit den übrigen Mächten, namentlich mit Rußland handeln.

Im fünften Bande dieses Werks ist erzählt worden, wie der Herzog von Wellington in den ersten Monaten der Regierung des Kaisers Nikolaus nach Petersburg kam, und was er dort in Bezug auf die orientalische Frage erreichte, — in Bezug auf Griechenland das Protokoll vom 4. April 1826, in Bezug auf die sonstigen Beschwerden Rußlands gegen die Türkei — Nichts.

Das Protokoll vom 4. April, die Grundlage des späteren Vertrags vom 6. Juli 1827, stipulirte über die Zukunft Griechenlands im Wesentlichen Folgendes: Griechenland bleibt ein Anhang des türkischen Reichs, zahlt demselben Tribut, die Griechen wählen ihre Behörden selbst, der Pforte ist ein Einfluß auf die Wahl gestattet, die Griechen ordnen ihre Verwaltung, haben völlige Handels- und Gewissensfreiheit und kaufen den eingesessenen Türken ihre Besitzungen ab. Die Alliirten erstreben keine Vermehrung ihres Gebiets, auch keine

aparten Handelsvortheile, die nicht den übrigen Mächten gleichfalls zu Gute kämen. Sollte die Pforte die gebotene Vermittlung Englands nicht annehmen, so werden dennoch die beiden Mächte, gemeinsam oder einzeln, fortfahren die Pacification zu betreiben. Da England die Vermittlung übernimmt, so kann es den eventuellen Friedensvertrag zwischen der Türkei und Griechenland nicht garantiren. Diese Garantie wird also von Rußland übernommen.

Inzwischen hatte sich auch der andre Faktor der orientalischen Frage, die speciellen Beschwerden Rußlands gegen die Pforte, weiter entwickelt. Die diplomatischen Verhandlungen darüber hatten in den vorigen Jahren nicht geruht. Durch Oesterreichs Bemühungen war die Pforte zur Räumung der Fürstenthümer bewogen und der diplomatische Verkehr zwischen Petersburg und Konstantinopel wieder eröffnet. Keineswegs hörten aber damit die Ansprüche Rußlands auf. Zunächst erklärte es die Räumung der Walachei für unvollständig, die Türken hätten unter dem Namen von Beschlis, — Beamten, die der Pforte zur Erhaltung der Ordnung in den Fürstenthümern gestattet wären — Offiziere höhern Grades installirt. Die Pforte erbot sich, jene Beschlis durch Offiziere niedern Ranges zu ersetzen, aber dann erhob sich Zwiespalt über die Restauration überhaupt, die Rußland in den Fürstenthümern begehrte. Der Diwan behauptete dem vermittelnden österreichischen Gesandten eine Wiederherstellung des status quo vor 1821 gar nicht zugesagt zu haben; Rußland beharrte darauf, möge die Pforte eine solche Zusage gemacht haben oder nicht. Alle Klage-

punkte und Beschwerden der früheren Jahre tauchten nun wieder auf. Der Hauptpunkt blieben die Beschlis. Rußland führte aus, daß dieselben vor 1821 unter Chefs gestanden hätten, die von den Hospodaren ernannt und von ihnen abhängig, daß die Beschlis selbst einfache Söldlinge der Hospodare, keine osmanische Truppen gewesen seien, daß jetzt aber die Pforte durch Firmans die Befehlshaber der Beschlis ernenne und zahlreiche Soldaten unter ihren Befehl stelle. Das russische Kabinet erklärte dies für eine Verletzung der Verträge und wollte den bevorstehenden Ruin der Fürstenthümer daraus ableiten. Die Pforte räumte die Thatsache hinsichtlich der Beschlis ein, wies aber im Uebrigen darauf hin, daß sie die separaten und geheimen Clauseln des Vertrags von Bukarest gar nicht ratificirt habe.

Wir wissen schon aus dem vorigen Bande dieses Werks, daß Nikolaus ebenso wie sein Bruder die Beschwerden gegen die Pforte für eine ausschließlich russische Angelegenheit, für eine Privatsache erklärte, in die sich die Mächte nicht zu mischen hätten. In diesem Sinne trat er mit größter Entschiedenheit auf. Der Augenblick war günstig genug, die Pforte war durch den griechischen Krieg geschwächt, und der mit Mühe und Noth gedämpfte Janitscharenaufstand hatte sie fast wehrlos gemacht. Die russische Gesandtschaft in Konstantinopel forderte noch einmal Wiederherstellung des Zustandes in der Moldau und Walachei, wie er vor 1821 gewesen, Entschädigung für mancherlei feindselige Schritte, die gegen Rußland gethan seien, und Alles — in kürzester Frist. Die geängstigte Pforte willigte nach eini-

gem Zaudern in Unterhandlungen. Zu Akjermann am Dnieſtr treffen die ruſſiſchen Bevollmächtigten in den erſten Tagen des Juli 1826 ein. Die türkiſchen laſſen warten bis zum Auguſt, und als ſie kommen, ſind ſie wenig geneigt, Rußlands Begehren zu erfüllen. Aber Rußland hat Grund zur Eile, der perſiſche Krieg beginnt in denſelben Tagen, und jede Zögerung könnte außerdem ein Dazwiſchentreten der Großmächte herbeiführen. Drohungen und ein Akt anderer Art, den einfältige Menſchen einen gemeinen Betrug nennen würden, führen zum Ziel. Man weiſ't auf die ruſſiſchen Truppen hin, die ſich am Pruth concentrirt hätten, man verſpricht den türkiſchen Bevollmächtigten, im Fall ihrer Willfährigkeit, ſich nicht ferner mehr in die Angelegenheiten Griechenlands miſchen zu wollen.

Die Pforte war willfährig, und der Vertrag von Akjermann wurde abgeſchloſſen.

Darnach werden die früheren Verträge, auch die Separatartikel des Friedens von Bukareſt, beſtätigt. Die Donaufürſtenthümer werden von Hospodaren, gewählt auf ſieben Jahre, verwaltet; die Hospodare regieren unabhängig von der Türkei mit Zuziehung eines aus dem heimiſchen Adel gebildeten Diwans und können ohne Zuſtimmung Rußlands nicht abgeſetzt werden. Der Zuſtand vor 1821 wird wiederhergeſtellt. Eine ähnliche Selbſtſtändigkeit der Verwaltung und freie Wahl der Regenten wird Serbien zugeſtanden. Die Pforte verſpricht den ruſſiſchen Unterthanen, die von ihr benachtheiligt ſeien, Entſchädigung, ruſſiſchen Handelsfahrzeugen die freie Paſſage des Bosporus und der Dardanellen, und

tritt die Festungen an der asiatischen Küste des schwarzen Meeres, die Rußland vertragswidriger Weise besetzt gehalten hatte, definitiv ab.

Als Rußland so seine Privatangelegenheiten mit der Pforte geordnet hatte, war von der Zusage, in der griechischen Angelegenheit sich indifferent zu verhalten, keine Rede mehr. Im Gegentheil, — das russische Cabinet war dasjenige, das die Sache am eifrigsten aufnahm. Es war es, das in London an die Verwirklichung des Protokolls vom 4. April mahnte, und mit einer bewunderungswürdigen Gewandtheit — das ist unbedingt einzuräumen — wußte es die Schwierigkeiten, die Verstimmung zu beseitigen, die der Abschluß des Vertrags von Akjermann bei den Kabinetten von Wien und London und Paris hervorgerufen hatte.

Das Mißtrauen Oesterreichs gegen Rußland war durch den Vertrag verstärkt, das Mißtrauen Englands war erneuert, das Frankreichs wachgerufen. Rußland sah die beiden Westmächte abgeneigt, ferner im Verein mit ihm noch Etwas für die Griechen zu thun. Der Traktat von Akjermann hatte Rußlands Einfluß im Orient bestätigt und vermehrt, — bot man durch eine Intervention in Griechenland ihm nicht die Hand zu noch größerer Entfaltung desselben?

Das „Portfolio" theilt die Depeschen mit, die zu jener Zeit von dem Kanzler von Nesselrode an die russischen Bevollmächtigten in London, Paris, Wien und Konstantinopel ausgefertigt wurden, und wir sind daher im Stande, die russische Diplomatie in diesem Falle in ihrer Werkstätte zu belauschen.

Herr von Tatitschef, russischer Gesandter in Wien, erhält Auftrag, Metternich Vorstellungen über die Gefahr zu machen, die in einer Fortdauer des griechischen Kampfes für Europa liege. Kaiser Nikolaus sei ebensowohl ein Feind der Revolution als sein verstorbener Bruder Alexander, und eben aus diesem Grunde wünsche er dringend die Pacification des Orients, denn schon zeige sich in den europäischen Staaten eine gefährliche Sympathie für die Griechen und die Anfänge einer philhellenischen Demagogie, deren Ende sich nicht absehen lasse. Das Cabinet von St. Petersburg erwarte, daß der Wiener Hof sich von seinen Alliirten, die schon über die griechische Angelegenheit übereingekommen seien, nicht trennen werde. Rußland endlich, das wurde Oesterreich als eine Art von Aequivalent für seine zu erwartende Gefälligkeit in der orientalischen Frage hingeworfen, Rußland sei bereit, in Portugal den Dom Miguel und dessen Ansprüche zu unterstützen.

Es ist die höchste Kunst der Diplomatie, ihre Zwecke zu erreichen, — gleichviel auf welche Weise und durch welche Mittel. Von dem Gesichtspunkt aus war diese Depesche meisterhaft klug berechnet. Die tönenden Phrasen von Revolution und Demagogie waren vorausgeschickt, sie konnten nicht verfehlen, dem Fanatiker der Stabilität und Legitimität, dem Herrn von Metternich, vorweg eine günstige Meinung einzuflößen. Von einer Unterstützung der griechischen Rebellen ist keine Rede, ein solches Ansinnen hätte den Wiener Hof empören müssen, nur von der Ruhe Europa's. Man wirft die Behauptung hin, die andern Alliirten seien schon einverstanden. Das war

allerdings nicht wahr, aber es mußte vortheilhaft sein, wenn der Wiener Hof in diesen Glauben gewiegt würde. Endlich verspricht das Petersburger Kabinet die Unterstützung Dom Miguel's, — auch das war jedenfalls dem österreichischen Hofe, dessen Protegé Dom Miguel, angenehm, aber die nach London gerichtete Depesche wirft auf die Ehrlichkeit dieses Versprechens ein eigenthümliches Licht. Zum Verständniß der folgenden Depesche wollen wir nur bemerken, daß das englische Ministerium die Sache der Donna Maria, der Tochter Dom Pedro's, begünstigte und thätig unterstützte.

Der russische Gesandte in London, Fürst Liewen, erhielt die Weisung, zunächst Alles aufzubieten, das englische Kabinet von der Nothwendigkeit eines gemeinsamen Handelns zu überzeugen. Andre Gründe werden hier geltend gemacht als in Wien: der Druck der Türken auf Griechenland, religiöse Sympathieen werden herangezogen. Wenn aber England nicht zu überzeugen sei, so sollte Liewen erklären, Rußland werde die Pacification allein betreiben, wie es laut Protokolls vom 4. April das Recht habe. Nebenher sei zu versichern, daß Rußland von den reinsten Absichten beseelt sei, und daß es England in der portugiesischen Frage freie Hand lassen werde.

Pozzo di Borgo, der Gesandte in Paris, hatte dort wieder andre Gesichtspunkte geltend zu machen. Das Pariser Kabinet hatte darauf gedrungen, daß zunächst der status quo des osmanischen Reichs garantirt werde, und es hatte den Wunsch ausgesprochen, daß England die Garantie des künftigen Friedens mit übernehme. Rußland wollte Beides nicht, und da in der Wiener Con-

greßakte das türkische Reich ganz aus dem Spiel geblieben war, so hob Pozzo di Borgo dieß hervor und zeigte, daß Rußland es als ein Zeichen der Verkennung seiner reinen Absichten ja als eine Beleidigung ansehen müsse, wenn die Mächte den Besitzstand der Pforte jetzt garantiren wollten. Daß England den Frieden mit garantire, sei deßhalb nicht möglich, weil das Protokoll vom 4. April 1826 dieses ausschließe.

Dem Gesandten in Konstantinopel, Herrn v. Ribeaupierre, wird zur Aufgabe gemacht, England wo möglich bei der Pforte zu compromittiren. Wenn der englische Gesandte schon in Betreff der griechischen Angelegenheit beim Sultan Schritte gethan habe, so solle v. Ribeaupierre sofort erklären, daß Rußland die Forderungen Englands unterstütze. Habe der englische Gesandte noch Nichts gethan, so sei die Pforte von dem Protokoll vom 4. April in Kenntniß zu setzen und dabei zu bemerken, daß dies Protokoll auf Englands Anregung entstanden, daß es vor dem Vertrag von Akjermann datire, und daß Rußland sich nicht zurückziehen könne. England, so wird in der Depesche Nesselrode's an den Gesandten in Konstantinopel bemerkt, werde dann entweder Rußland desavouiren müssen, was kaum zu erwarten sei, oder vorangehn.

Um den Sultan geneigter für die Annahme des Protokolls zu machen, muß der zweite russische Gesandte, der sich speciell wegen der Differenzen, die den Handel Rußlands betrafen, in Konstantinopel befand, Minciaky, darauf hinweisen, daß die Pforte besonders darum Grund habe, sich dem Protokoll zu fügen, weil die vom Sultan beabsichtigten Reformen in der Türkei doch unmöglich

durchzuführen seien, so lange der Krieg mit Griechenland daure.

Um diese letzte Insinuation richtig zu würdigen, muß man wissen, daß Kaiser Nikolaus gerade deßhalb eben jetzt gegen die Türken einschritt und darum den Feldzug von 1828 begann, weil er eine Regeneration des osmanischen Staates in Folge der Reformen des Sultans Mahmud voraussah. Die Depesche des Grafen Pozzo di Borgo vom 28. November 1828, die später ausführlicher zu besprechen sein wird, liefert dafür den Beweis.

Das Aufgebot solcher diplomatischen Kunst führte zum Ziele. Im Februar 1827 stellte der englische Botschafter das Verlangen an die Pforte, sie solle alle Feindseligkeiten gegen Griechenland sofort sistiren.

Vergeblich machte die Pforte Einwendungen. Sie berief sich darauf, Griechenland sei eine türkische Provinz, die Unterdrückung des Aufstandes daselbst sei des Sultans Recht, eine Privatangelegenheit, die Niemand verhindern dürfe; die Minister der Pforte citirten die früheren dahin lautenden Auslassungen der Mächte, sie hielten ihnen das Legitimitätsprincip der heiligen Allianz entgegen, erinnerten an das Verfahren in andern Fällen. Alles umsonst. Und als der Diwan am 10. Juni 1827 sein Ultimatum abgegeben hatte, wurde am 6. Juli 1827 in London ein förmlicher Vertrag zwischen England, Frankreich und Rußland abgeschlossen. Er nahm die Bestimmungen des Protokolls vom 4. April 1826 in sich auf und stellte außerdem fest, daß gleich nach der Ratification des Vertrags an den Diwan die Forderung zu stellen sei, sofor-

tigen Waffenstillstand eintreten zu lassen. §. 5 stipulirte, daß die Mächte keinen Ländererwerb und keine Handelsvortheile begehrten, §. 6, daß die Garantie der Uebereinkunft erst später erledigt werden solle. Ein paar geheime Zusatzartikel machten aus, daß sich die drei Mächte mit Griechenland in Verbindung setzen, daß sie den Waffenstillstand nöthigenfalls erzwingen und auf den Grundlagen des Protokolls vom 4. April auch gegen den Willen der beiden Parteien den Frieden herbeiführen wollten.

Der türkisch-griechische Kampf hatte inzwischen seinen Fortgang gehabt. Wir haben oben erwähnt, wie die traurige Spaltung der Griechen — Folge der fremden Agitation — ihre Kraft lähmte. Seit dem Regierungsantritt des Kaisers Nikolaus mehrte sich die Thätigkeit der russischen Emissäre, und indem sie in der radikalsten Weise auftraten, sich mit allem Schimmer des Liberalismus umgaben, gelang es ihnen, ihren Rivalen den Rang abzulaufen. Die bedeutende Partei Kolokotroni wird für Rußland gewonnen, von ihr eine neue griechische Nationalversammlung der rechtmäßigen gegenüber gebildet. Mit Mühe bringen es die beiden Philhellenen, Cochrane und Church', dahin, daß die sich maßlos schmähenden und bitter verfolgenden Nationalversammlungen vereinigt werden; aber der russische Einfluß ist damit keineswegs gebrochen, — auch Cochrane und Church lassen sich von Kolokotroni zur Unterstützung der Präsidentschaft Capo-d'Istria's bewegen, ja sie machen von seiner Erwählung ihre fernere Theilnahme am Schicksal Griechenlands abhängig. Am 11. April 1827 wurde Graf Capo d'Istria,

der ehemalige russische Minister, zum Präsidenten auf sieben Jahre mit den Rechten, die der Präsident der Vereinigten Staaten Nordamerikas besitzt, gewählt. Die nationale Partei, die Repräsentanten ohne selbstsüchtige Zwecke, verließen die Nationalversammlung zu Trözene, als der Name Capo d'Istria's verkündet wurde, — die Anhänger Rußlands frohlockten. Wenn der Traktat vom 6. Juli jetzt eine Wahrheit wurde, so schien Rußlands Präponderanz in Griechenland sicher.

Und der Traktat wurde eine Wahrheit. Die Minister der drei verbündeten Mächte beeilten sich, zu Anfang August, die Uebereinkunft schriftlich in Konstantinopel zu übergeben. Der türkische Minister wollte Nichts davon wissen, er nahm das Schreiben nicht einmal an, es blieb versiegelt auf seinem Ruhekissen liegen.

Auch die Gesandten Oesterreichs und Preußens riethen der Pforte vergeblich, nachgiebig zu sein. Das Schreiben der Alliirten, äußerte der Reis-Effendi gegen den preußischen Gesandten, sei ein Wechsel, den der Sultan nicht acceptiren werde.

Mehrmalige spätere Versuche der Gesandten Rußlands, Englands und Frankreichs, eine günstigere Antwort zu erlangen, blieben eben so erfolglos. Vielmehr wurde von der Pforte einerseits Alles aufgeboten, den griechischen Aufstand zu dämpfen: Reschid Paschah sollte auf dem festen Lande, Ibrahim Paschah von der See her die gewaltigsten Anstrengungen machen, — andrerseits wurde in Konstantinopel in der Mitte des September ein eigenthümliches Schauspiel aufgeführt, das die Nutzlosigkeit einer Intervention der Großmächte erweisen sollte. Der

griechische Patriarch von Konstantinopel, von den höchsten Würdenträgern seiner Kirche begleitet, zog in feierlicher Procession durch die Straßen Stambuls zum Palaste des Großherrn, hielt eine salbungsreiche Rede an den Kiaja, eine Rede, die nach dem Bericht der Zeitungen die Anwesenden bis zu Thränen gerührt hat, und überreichte eine Bittschrift zahlreicher griechischer Kapitanis aus den Provinzen Negroponte, Lepanto, Akarnanien, Janina und Trikala. Die Bittschrift enthielt ein reuevolles Gnadengesuch und ein Gelöbniß der Treue an den Sultan und die Bitte an den Patriarchen, bei dem Großherrn Fürsprache einzulegen. Nachdem sofort der Kiaja den Reuigen im Namen seines Herrn Verzeihung versprochen, wurde Tags darauf ein förmliches Amnestie-Decret des Sultans in die Hände des Patriarchen niedergelegt, zugleich erhielten die bisher in Konstantinopel gefangen gehaltenen griechischen Prälaten und Primaten ihre Freiheit. Ein Hirtenbrief des Patriarchen an den Klerus forderte alsdann den letzteren auf, das Seinige zu thun, damit auch die übrigen Rebellen zur Ordnung zurückkehrten.

Wenn aber auch nicht der Verdacht geherrscht hätte, daß diese Bittschrift eine Folge von österreichischen geheimen Agitationen und von Reschid Paschahs Zwangsmaßregeln zugleich, daß das Ganze eine auf Täuschung der drei Mächte berechnete Action sei, so war die Intervention einmal beschlossen, und weder die Bittschrift noch die Haltung der griechischen Geistlichkeit wurde von den Alliirten beachtet.

Im Laufe des September stieß ein französisches und ein russisches Geschwader zu der schon in der Nähe

Griechenlands befindlichen Flotte Englands: vier Linienschiffe, vier Fregatten und einige kleinere Fahrzeuge hatte jeder der drei Staaten gestellt, sie bildeten eine imposante Streitmacht. Die Griechen erklärten natürlich, dem verlangten Waffenstillstand, der lediglich zu ihren Gunsten war, sich fügen zu wollen. Die Türken setzten ihre Operationen anfangs fort. Ein nach Alexandrien schon früher gesandter Offizier, der Mehemet Ali bewegen sollte, die nach Griechenland bestimmte Flotte nicht auslaufen zu lassen, hatte Nichts ausgerichtet. Mehemet Ali gab damals die Antwort eines gehorsamen Vasallen, er habe nur den Befehlen seines Herrn zu gehorchen. Eine Flotte von zweiundneunzig Segeln ging unter dem Befehl Ibrahim Paschahs von Alexandrien ab und traf am 7. September 1827 bei Navarino ein. Der englische Admiral Codrington, bald von dem Erscheinen der Egypter benachrichtigt, kreuzte vor der Bai, verhinderte eine Abtheilung der türkischen Seemacht am Auslaufen und setzte Ibrahim von seinen Instructionen, alle Feindseligkeiten zu verhindern, in Kenntniß. Am 25. September fand eine Besprechung zwischen Codrington, dem französischen Admiral Rigny und Ibrahim Statt. Die beiden Ersteren erklärten, sie hätten Auftrag, jedes Blutvergießen zu verhindern und seien ermächtigt, nöthigenfalls Gewalt anzuwenden. Ibrahim erwiderte, er werde ohne ausdrücklichen Befehl des Sultans nicht angreifen. Die Pforte habe den gegenwärtigen Fall nicht vorausgesehen, und er wolle um neue Verhaltungsbefehle einkommen. Diese jedoch werde er vollziehen, ohne die Ueberlegenheit der Verbündeten irgendwie zu berücksichtigen. Ibrahim klagte die Admirale

der Parteilichkeit an: sie wollten ihn zur Einstellung der Feindseligkeiten zwingen, den Griechen aber hätten sie gestattet, mit achtundzwanzig Schiffen bei Patras zu landen. Auf das Versprechen der Admirale, auch die Griechen zur Einhaltung des Waffenstillstands nöthigen zu wollen, gab Ibrahim sein Wort, Couriere nach Konstantinopel zu schicken und sich bis zu deren Rückkehr ruhig zu verhalten.

Am 2. October versuchte Ibrahim, eine Anzahl Schiffe mit Munition und Proviant für die von den Griechen bedrohten Festungen Patras und Missolunghi auslaufen zu lassen, Codrington wies jedoch das Geschwader mit Kugeln zurück; am 7. October ging Ibrahim selbst an der Spitze einer größeren Abtheilung seiner Flotte unter Segel, vor dem heftigen Feuer der in Schlachtordnung gestellten brittischen Kriegsschiffe kehrte aber auch er um. Inzwischen kamen aus dem Innern Nachrichten an Ibrahim, daß die Griechen den Waffenstillstand nicht hielten, und er glaubte sich dadurch zu Repressalien berechtigt. In drei Abtheilungen brachen seine Landtruppen in den Peloponnes ein, er selbst an der Spitze von 5—6000 Mann in die Maina. Verwüstungen bezeichneten nach türkischer Manier die Spuren dieser Scharen, und griechische Klagen darüber erreichten das Ohr der Admirale, zu denen nun auch das russische Geschwader unter dem Admiral van der Heyden gestoßen war.

Am 18. October fand auf der Höhe von Navarino eine Berathung Statt, in der die Admirale zu dem Beschluß kamen, sich in den Hafen zu begeben, um „gegen Ibrahim Paschah Vorschläge zu erneuern, die dem Geist

des Traktats vom 6. Juli und dem Interesse der Pforte entsprächen." Codrington, als der älteste der drei Befehlshaber, erhielt das Obercommando. Er traf alle Anstalten zur Schlacht, — freilich ließ er zugleich den Befehl ergehen, es solle nicht eher geschossen werden, bis die Türken den Anfang machten, dies konnte aber, wenn man in den Hafen eindrang, nicht ausbleiben.

Es war am 20. October um Mittag, als die verbündeten Flotten sich in Bewegung setzten: die Engländer voran, dann die Franzosen, im Hintertreffen die Russen. Navarino liegt nahe bei dem alten Pylos, der Residenz des greisen Nestor, nicht weit von Methone; der Hafen ist gedeckt durch die gegenüberliegende Insel Sphakteria (Sphagia); Batterien auf dieser Insel und die Kanonen des Schlosses Navarino bedrohten den herannahenden Feind. Die türkische Flotte hatte sich in Hufeisenform aufgestellt, aber die Schiffe der ersten Linie lagen so dicht nebeneinander, daß die Fahrzeuge der zweiten Reihe gar nicht am Gefecht Theil nehmen konnten.

Ein türkisches Schiff segelte den Alliirten entgegen und meldete, daß kein Fahrzeug ohne Ibrahim's Erlaubniß in den Hafen kommen dürfe. „Ich bin nicht gekommen, Befehle zu nehmen, sondern zu geben," entgegnete der englische Admiral, „wenn die Türken einen Schuß thun, so ist ihre ganze Flotte verloren." Der türkische Befehlshaber läßt die feindlichen Schiffe einpassiren, die Batterien des Hafens thun keinen Schuß, die ganze Flotte der Engländer und die der Franzosen dringt, ohne beunruhigt zu werden, bis tief in den Hafen vor. Seltsames Manöver! Sie drängen immer näher an die türkischen

Schiffe heran; bis auf Pistolenschußweite haben sie sich genähert. Eine halbe Stunde vergeht. Die türkischen Schiffe liegen unbeweglich, sie feuern nicht, aber den Böten der Alliirten, die noch näher kommen wollen, wird ein finsteres „Zurück!“ zugerufen. Endlich gegen 3 Uhr Nachmittags fällt ein Schuß, ein englisches Boot war einem türkischen Brander zu nahe gekommen, und eine Flintenkugel tödtete den Offizier des Boots. Der Schuß war ein Signal für die beiden Flotten. Das Feuer, das Zerstörungswerk begann. Die Türken fochten mit Kühnheit und mit Verzweiflung, aber sie waren dem Feinde nicht gewachsen, sie hatten eine schlechte Aufstellung, und sie hatten den Vortheil ihrer Position dadurch verscherzt, daß sie den Feind überhaupt in den Hafen einließen. Vier Stunden etwa dauerte die blutige Arbeit. Um 7 Uhr Abends war die Flotte der Türken nicht mehr: gesunken, verbrannt, gestrandet waren die Schiffe, ein kümmerlicher Rest, eine Fregatte und etwas über ein Dutzend kleinerer Fahrzeuge waren übrig geblieben, die Geschütze der Hafenbatterien waren größtentheils unbrauchbar, 7—8000 Mann Türken todt oder verwundet. — Jetzt, nach der Schlacht bei Navarino, erging eine ernste Mahnung der verbündeten Admirale an die legislative Versammlung Griechenlands, daß auch griechischerseits alle Feindseligkeiten einzustellen seien.

Die Vernichtung der türkischen Flotte hat wohl nicht in der Absicht der Ministerien Englands und Frankreichs gelegen. Es stellte sich später heraus, daß der Admiral Codrington außer seinen amtlichen Instructionen geheime Verhaltungsbefehle von dem Großadmiral der englischen

Flotte, dem damaligen Herzog von Clarence, späterem Wilhelm IV., angenommen und befolgt hatte. Das englische Ministerium brach in der Folge die Gelegenheit vom Zaun, dem Admiral seine Entlassung zu geben, aber der Bathorden, ein glänzender Empfang in St. Petersburg und die Anwartschaft auf künftigen prinzlichen Dank tröfteten ihn dafür. Mochte aber das Cabinet von St. James nur eine Demonstration beabsichtigt haben, um den Sultan zur Nachgiebigkeit zu bewegen, mochten die Gesandten in Konstantinopel die Schlacht bei Navarino nachher als ein unglückliches Mißverständniß darstellen — die Vernichtung der türkischen Flotte war eine Thatsache.

Mahmud II. gerieth bei der Kunde davon in grenzenlose Wuth. Niemand wagte es, sich ihm zu nahen. Am 1. November waren die ersten Berichte über die Schlacht im Serail angekommen, drei Tage zuvor waren die Gesandten der Alliirten schon durch die Admirale in Kenntniß gesetzt worden, und jene hatten an den Reis-Effendi, der noch Nichts von dem Unglück wußte, folgende Fragen gerichtet: „1) Welches sind die Instructionen, die Ibrahim Paschah von der Pforte erhalten hat? — 2) Wie wird die Pforte eine feindliche Handlung betrachten, zu welcher die verbündeten Geschwader schreiten könnten, wenn Ibrahim Paschah sich weigern sollte, dem erklärten Willen der drei verbündeten Mächte Folge zu leisten? — 3) Besteht die Pforte noch auf ihrer Weigerung, die Forderungen der verbündeten Mächte zu erfüllen?“ Der Reis-Effendi entgegnete: „Da die Pforte die verbündeten Höfe nicht um die Instructionen gefragt hat, welche ihren Flotten ertheilt sind, so hält sie sich auch nicht ver-

pflichtet, diese Höfe mit denen bekannt zu machen, welche sie selbst ihren Offizieren ertheilt hat. Wir hoffen, daß keine Feindseligkeiten Statt finden werden und finden keine Veranlassung, schon heute zu erklären, was wir thun oder nicht thun werden, wenn dieser Fall wirklich eintreten sollte. Man giebt dem Kinde nicht eher einen Namen, bis es geboren ist, und bis man weiß, welchem Geschlechte es angehört. Nie wird übrigens die Pforte von den Grundsätzen abgehen, zu denen sie sich einmal bekannt hat."

Als nun die Nachricht bekannt geworden war, hatten die Gesandten Oesterreichs und Preußens, die es sich zur Aufgabe machten, es zu verhindern, daß von der Pforte entscheidende Schritte in der ersten Wallung des Zorns geschahen, in der That Mühe, diesen Zweck zu erreichen. Am 3. November ließ der Reis-Effendi die Dragomans der Alliirten zu sich bescheiden und gab ihnen die trotzige Erklärung, daß die Pforte es tief bereue, sich mit den Mächten nur irgend über die griechischen Angelegenheiten in Verhandlungen eingelassen zu haben, und daß es ihr gleichgültig sei, ob die Gesandten in Konstantinopel blieben oder nicht. Die drei Mächte hätten es gemacht wie Jemand, der den Andern seiner friedlichen Absichten versichere und ihm dabei den Schädel einschlage.

Wirklich war der Augenblick gekommen, wo für einen Herrscher von einiger echten Energie nur die Wahl blieb, zu siegen oder sich unter den Trümmern seines Reichs zu begraben. Wenn der Repräsentant einer Nation in einer solchen Krise nach solchen Fußtritten, wie der Schlag von Navarino einer gewesen, noch zaudert und feilscht, so ist das Geschick von vorn herein besiegelt. Sultan Mahmud

besaß zwar die Halsstarrigkeit, den Eigensinn kleinlicher Seelen, aber nicht den Löwentrotz echter Größe. Sein Ehrgeiz oder seine Eitelkeit zielte auf eine unumschränkte Despotie im Innern, und er hat nie Anstand genommen, diesem Zweck die Ehre, die Unabhängigkeit und Integrität seines Reichs zum Opfer zu bringen. Mahmud hat den Ruf eines Reformators, aber seine Reform war die eines Ludwig XI. Mit all den Mitteln, die einem Monarchen ohne Gewissen zu Gebote stehen, suchte er seine Herrschergewalt von den einengenden Schranken zu befreien, die ihr von den Paschahs der Provinzen, dem Einfluß der Ulema's und dem Uebermuth der Janitscharen gezogen waren. Wie die Dynasten in abhängigen Staaten es gewöhnlich lieben, suchte er sich für Kränkungen von auswärts her durch Allgewalt im Innern zu entschädigen, und, wie es Despoten eigen ist, — er hatte mehr Vertrauen auf die Großmuth und Barmherzigkeit seiner gekrönten Feinde als auf die Hochherzigkeit seines Volks. In Konstantinopel und im ganzen osmanischen Reiche gährte längst ein erbitterter Haß gegen die Alliirten und besonders gegen die Russen, er stieg durch die Nachricht von der Seeschlacht bei Navarino bis zur Wuth. Ein großer, am 5. November in der Hauptstadt gehaltener Diwan gab der öffentlichen Meinung Ausdruck: unverzügliche Bewaffnung aller Muselmänner, Aufhebung der Verträge mit England, Frankreich und Rußland, zumal des Vertrags von Akjermann, das waren die Forderungen der Ulema's. Einen Augenblick schien es, als erwache in dem Sultan der Heldengeist seiner Vorfahren: auf alle fremden Schiffe ward strenges Embargo gelegt, und es hieß,

der Sultan selbst wolle sich an die Spitze eines Aufgebots in Masse stellen und, die Fahne des Propheten schwingend, gegen die Russen marschiren. Aber nur ein Aufflackern des Zorns war es in Mahmud; der Kapudan Paschah war von Navarino angekommen, und seine Darstellung der dortigen Vorgänge und die Erzählung von der Landung griechischer Scharen auf der Insel Scio hatten den Sultan aufs Neue in Wuth gebracht.

In den nächsten Tagen schon schwand diese kriegerische Stimmung, und neue Unterhandlungen, die einen ganzen Monat dauerten, wurden gepflogen. Der österreichische Internuntius, von Ottenfels, legte sich in's Mittel. Sein Kabinet, fortwährend eifersüchtig auf Rußlands Einfluß im Orient, hatte die Vernichtung der türkischen Flotte mit sehr wenig Befriedigung vernommen und sah die Vortheile, die der Czar für den Fall eines Kriegs mit der Türkei durch den Tag von Navarino gewonnen, mit Anmuth voraus. Aber weit davon entfernt, offen mit seinen Antipathien gegen den griechischen Aufstand hervorzutreten und zum Schutze des türkischen Reichs energisch einzutreten, rieth Oesterreich der Pforte zum Nachgeben.

Im Laufe der vielfachen Verhandlungen, nach mehren gewechselten Noten und Besprechungen zwischen dem Reis-Effendi und den Vertretern der Alliirten machte der Sultan folgende Concessionen: er wolle den Griechen völlige Amnestie bewilligen, alles confiscirte Eigenthum zurückgeben, die alten Freiheiten und Rechte in Griechenland herstellen, eine milde Verwaltung einführen, auf Entschädigungen verzichten, die seit sechs Jahren rückständigen Steuern erlassen und noch auf ein Jahr weiter alle Ab-

gaben. Die Gesandten weigerten sich jedoch, auch hierauf einzugehen, verlangten unbedingte Annahme der Stipulationen des Traktats vom 6. Juli und drohten am 28. November, ihre Pässe zu fordern. Die Pforte konnte sich noch immer nicht zum Aeußersten entschließen, obwohl sie jene Stipulationen beharrlich verwarf. Mahmud schwamm zwischen der Scylla und Charybdis: — auf einer Seite drohte ihm der Abfall und Aufstand sämmtlicher Moslems, sobald er sich dem Traktat vom 6. Juli fügte, — auf der andern Seite drohte der Krieg, wenn er sich nicht fügte. Ein nochmaliger Diwan am 2. December, an welchem Männer aus allen Klassen der Bevölkerung Theil nahmen, forderte Widerstand gegen die Forderungen der drei Mächte, und drohende Rufe erbitterter Muselmänner wurden laut in den Straßen Stambuls. Die Gesandten verlangten wirklich ihre Pässe. In der Antwort des Reis-Effendi spiegelt sich die ganze Unschlüssigkeit des Großherrn: die Pforte, sagte er, stelle der Abreise der Gesandten kein Hinderniß entgegen, aber sie müsse zugleich alle Theilnahme an diesem Schritt ablehnen. Ja noch mehr — als am 8. December der englische und französische Gesandte ohne großherrliche Reisefermans sich einschifften, und der russische Gesandte einige Tage darauf — conträrer Wind hatte ihn zurückgehalten — abreiste, so ging ein Schreiben der Pforte nach St. Petersburg, worin sie Klage führte, daß der Gesandte, Herr von Ribeaupierre, ohne Grund Konstantinopel verlassen habe, und worin der Wunsch auf Erhaltung des Friedens betheuert wurde.

Auf dies Schreiben erfolgte keine Antwort. Mah-

mud aber wurde durch die immer drohender werdende Stimmung seines Volks endlich genöthigt, wenigstens Etwas zu thun. Den Unterthanen der drei Mächte wurde angekündigt, daß sie innerhalb einer bestimmten Frist sich zu entschließen hätten, ob sie Rajahs, d. h. Unterthanen der Pforte, werden oder das Reich verlassen wollten. Der Bosporus wurde allen fremden Fahrzeugen geschlossen. Ein Hattischerif, ein Cirkular an die Statthalter der Provinzen, forderte zur Bewaffnung auf. Dieser Hattischerif ist insofern charakteristisch für die Situation, als darin der „russische Hof der geschworne Feind des muselmännischen Volks und der osmanischen Regierung" genannt wird, und als der Sultan darin seine Annahme des Vertrags von Akjermann förmlich mit der Noth der Umstände entschuldigt; aber selbst in diesem Aktenstück, das eben für die erbitterte Stimmung der Moslems berechnet war, ist nur von Vertheidigung des Staats und der Religion, nicht von einem Angriff gegen Rußland die Rede. In gleichem Sinne sprach sich ein Hirtenbrief des Mufti aus. Eben so lautete ein Beschluß einer Versammlung von Abgeordneten, die Mahmud — zum ersten Mal im osmanischen Reiche — aus den reichsten Grundbesitzern hatte wählen lassen.

Der Winter 1827/28 verging in Rüstungen einerseits und diplomatischen Kreuz- und Querzügen andrerseits.

Die Pforte versuchte alle Mittel, um die Griechen zur freiwilligen Unterwerfung zu bewegen. Es ward eine allgemeine Amnestie verkündet, ein dreimonatlicher Waffenstillstand bewilligt, der Patriarch von Konstantinopel

erließ einen Aufruf an alle Häuptlinge, an die Geistlichkeit, an alle Christen in Griechenland und mahnte zur Unterwerfung, eine Gesandtschaft — aus Abgeordneten des Patriarchen und einem Beamten der Pforte bestehend — ging nach Griechenland. Alles vergeblich. Die Griechen jubelten dem zu Anfang des Jahrs 1828 angekommenen Grafen Capo d'Istria zu, und die Mächte nahmen keine Notiz von den versöhnlichen Erbietungen des Großherrn. Eben so fruchtlos blieben die ununterbrochenen Bemühungen Oesterreichs und Hollands, die Pforte zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Der Reis-Effendi beharrte immer dabei, daß Nachgiebigkeit kein gutes Resultat bringen, und daß die laut gepriesenen friedlichen Absichten Rußlands sich nicht bestätigen würden. Er rechtfertigte die Rüstungen mit der Nothwendigkeit, auf Alles gefaßt zu sein und versicherte die Friedensliebe der Pforte. Die heftigen Aeußerungen des Hattischerifs gegen die drei Mächte und zumal gegen Rußland, fügte er hinzu, seien bloß an die eigenen Unterthanen gerichtet, und kein Dritter habe darüber Rechenschaft zu fordern.

So also verstrich der Winter. Wie die Dinge lagen, stand zu erwarten, daß die drei verbündeten Mächte gemeinsam oder eine im Auftrag der übrigen die Verwirklichung des Traktats vom 6. Juli erzwangen, daß die Griechen geschützt und die Türken an fernern Angriffen auf diese gehindert wurden.

Plötzlich erschien am 26. April 1828 die Kriegserklärung Rußlands an die Pforte, — eine Kriegserklärung, in der ausdrücklich gesagt war, daß nicht um der Verpflichtungen willen, die der Traktat vom 6. Juli

auflege, sondern wegen besonderer Beleidigungen der Pforte zu den Waffen gegriffen werde. Die Declaration des Kaisers Nikolaus ist oben, S. 77, analysirt: hier handelt es sich darum, die geheimen Motive, die hinter den officiellen standen, zu besprechen.

Daß die officielle Kriegserklärung ihre geheimen Motive habe, daß die Anklagen Rußlands gegen die Pforte nur Vorwände seien, daß der Czar eine Gelegenheit zum Kriege — so günstig wie nur immer möglich — benutze, lag allerdings nahe. Warum isolirte sich denn Rußland plötzlich von seinen Verbündeten, mit deren Beihülfe es bisher den Großherrn bedrängt hatte? Warum schob es den Tractat vom 6. Juli in den Hintergrund? Warum griff es für Beleidigungen, die durch andre von seiner Seite hinlänglich aufgewogen waren, zum Schwerte, während die ebenfalls beleidigten beiden Alliirten sich auf die Intervention in Griechenland beschränkten?

So betrachtete namentlich der österreichische Hof die Sachlage. Er ließ daher durch seinen Gesandten in Konstantinopel noch einmal aufs dringendste zur Annahme des Tractats vom 6. Juli rathen. Aber mit nicht besserem Erfolg als früher, und in der That, diese Annahme hätte schwerlich an dem Endresultat, — wie es uns Epigonen vorliegt — Etwas geändert. Die Annahme des Tractats versöhnte wohl England und Frankreich, die die minder gefährlichen Gegner waren, aber sie änderte Nichts an der Kriegserklärung Rußlands, das die Pforte selbst richtig als seinen unversöhnlichen Feind bezeichnet hatte. Es war eine harte und eine ungerechtfertigte Zumuthung an die Pforte, das sichre Opfer

Griechenlands zu bringen, um eine ungewisse und — wie der Erfolg lehrte — wenig zuverlässige Freundschaft der Westmächte zu gewinnen.

Auch das frühere Verhalten Rußlands gegen die Türkei wies auf geheime, umfassende Pläne hin. Das politische Testament Peter I. ist bekannt. Er empfiehlt darin seinen Nachfolgern, „Konstantinopel und Ostindien so viel wie möglich nahe zu kommen. Wer dort herrscht, wird der wahre Herr der Welt sein. Zu dem Zwecke unablässig Krieg erregen, abwechselnd gegen die Türkei und gegen Persien; Werfte am schwarzen Meer anlegen. Dieses wie das baltische Meer Schritt vor Schritt in Besitz nehmen — Beides ist zur Erreichung jenes Zweckes nothwendig." Auch jener Inschrift aus Katharina's Zeit: „Diese Straße führt nach Konstantinopel" wird sich der Leser erinnern, — dann der Verträge von Kainardsche, von Konstantinopel, von Bukarest und des Vordringens der Russen nach Osten überhaupt. Hat nicht Katharina schon einen ihrer Enkel, Konstantin, für einen neugriechischen Kaiserthron erziehen lassen? Hat nicht Alexander I. die Türkei aus den Verträgen von 1815 gestrichen, um mit ihr nach Willkür schalten zu können? — Aber in der Kriegserklärung vom 26. April 1828 versichert Kaiser Nikolaus feierlich, er hege keine ehrgeizigen Eroberungsabsichten, und die Pforte allein habe den Krieg veranlaßt. Ist also Nikolaus abgewichen von dem Verfahren, das bisher von Seiten Rußlands gegen die Pforte beobachtet war? Hat Nikolaus eine redliche und uneigennützige Politik gegen den muhamedanischen Nachbar geübt?

Wir werden später sehen, daß die Versicherungen

des russischen Czaren, keinen Ländererwerb in dem Kriege zu suchen, durch den Frieden von Adrianopel Lügen gestraft wurden, aber auch die Behauptung der Kriegserklärung, nur die Türkei habe den Krieg veranlaßt, war nicht richtig.

Lassen wir zunächst Graf Pozzo di Borgo reden. In der Depesche an Graf Nesselrode vom 28. November 1828 heißt es: „Als das kaiserliche Kabinet die Frage prüfte, ob es zweckmäßig sei, in Folge der Provocationen Seitens der Pforte die Waffen zu ergreifen, so mochte die Dringlichkeit des Schrittes denen zweifelhaft erscheinen, die nicht hinreichend über die Wirkungen der blutigen Reformen nachgedacht hatten, welche der Sultan eben durchgeführt, und über das Interesse, welches die europäischen Kabinette, und namentlich die gegen Rußland ungünstig gestimmten, an der innern Befestigung des türkischen Reichs nehmen müssen. Die Erfahrung, die wir eben gemacht haben — Pozzo schreibt am Schluß des Jahrs 1828, wo der militärische Erfolg des Kriegs für Rußland noch unbedeutend, ja ungünstig war — läßt keinen Widerspruch mehr gegen die Zweckmäßigkeit des eingeschlagenen Verfahrens zu. Der Kaiser hat das neue türkische System auf die Probe gestellt und gefunden, daß es die Keime einer physischen und moralischen Organisation enthält, die früher fehlte. Wenn der Sultan im Stande gewesen ist, uns einen entschlosseneren und regelmäßigeren Widerstand entgegenzusetzen, jetzt, wo er kaum die Elemente seiner neuen Organisation um sich versammeln konnte, einen wie furchtbaren Gegner würden wir dann an ihm gefunden haben, wenn er Zeit gehabt hätte,

seine Reformen zu befestigen und die natürliche Schutzwehr undurchdringlich zu machen, die jetzt, wo die Kunst noch Nichts für sie gethan, uns so viel Schwierigkeiten gemacht hat! Bei dieser Lage der Dinge müssen wir uns beglückwünschen, daß wir die Pforte angegriffen haben, ehe sie noch gefährlicher geworden. Verzug würde unsre Situation verschlimmert, die Hindernisse vergrößert haben!"

In einer Depesche des Kanzlers Nesselrode vom 12. Februar 1830 an den Großfürsten Konstantin berichtet jener über die Erfolge des türkischen Kriegs und erklärt, es sei die Absicht des Kaisers, daß „die Pforte dahin gebracht werde, nur noch unter der Protection von Rußland zu existiren und nur dessen Wünschen in Zukunft ein Ohr zu leihen," und es wird triumphirend — 1830 war es — hinzugefügt: „Nach diesem Princip Sr. kaiserlichen Majestät regeln sich in diesem Augenblick unsre Beziehungen mit dem Diwan."

Deckt Graf Nesselrode somit das Princip seines Herrn und Gebieters bezüglich der orientalischen Politik überhaupt auf, so enthüllt Pozzo di Borgo die Ursache des Kriegs von 1828. Eins so treulos, so fluchwürdig als das Andre. Fluchwürdig an sich, fluchwürdiger noch im Vergleich mit den officiellen Versicherungen. Also — die officiellen Aeußerungen des Czaren und seiner Diener sind nur diplomatische Redensarten, die Scene mit dem französischen Gesandten in Berlin cfr. S. 110 ist nur eine Komödie, die von Friedensliebe und Mäßigung und Großmuth überströmenden russischen Manifeste jener Zeit sind nur Blendwerk für die Uneingeweihten ge-

wesen — der Czar dachte Anderes, als er officiell mittheilte, der Czar hat das Princip, einen umfangreichen, unabhängigen Staat von sich abhängig zu machen, nicht erobern will er im gewöhnlichen Sinne des Worts, nein erobern in jenem verhängnißvollen Sinne, in welchem Polen schon vor der Theilung von Katharina erobert worden war. Also — von diesem Princip aus hat der Czar der Türkei den Krieg erklärt. Als Grund werden die „Provocationen" der Türken angegeben. Aber sie sind nicht der Grund. Den eigentlichen Grund enthüllt Pozzo di Borgo. Die Türkei ist im Begriff, durch die Reformen des Sultans zu erstarken, Rußlands wachsame Agenten haben davon getreuen Rapport nach Petersburg abgestattet. Man darf dem Nachbar nicht Zeit lassen, sich zu reorganisiren, sonst — ja sonst ließe sich das Princip des Kaisers Nikolaus nicht realisiren. Um der Reformen Mahmud's willen wird der Krieg erklärt — dieser Reformen, die doch den Christen im türkischen Reiche, als deren Protektor Rußland sich geberdete — hätten zu Gute kommen müssen, — dieser Reformen, für deren Verwirklichung Rußlands Kaiser durch seinen Gesandten in Konstantinopel noch im Jahre zuvor so warme — officielle — Theilnahme hatte bezeigen lassen. Ja sie ist bewundernswürdig diese Diplomatie, die ihre Pläne und Zwecke unter harmlosen, unschuldigen, ja frommen officiellen Phrasen zu verhüllen weiß, — ja sie ist meisterhaft in ihrer Art diese Politik, der eine vollständige Täuschung der Betheiligten und Unbetheiligten gelingt.

Das Europa der Jahre 1828 und 1829 kannte jene Aktenstücke nicht, aus denen wir die schlagendsten

Stellen über die Beweggründe Rußlands zu der Kriegserklärung vom April 1828 herausgehoben. Erst als Rußland längst die Früchte seiner heuchlerischen Politik genoß, hat die Revolution des polnischen Volks sie aus dem Kabinet des Großfürsten Konstantin ans Licht gezogen. Die Völker Europas glaubten 1828 an die officiellen Versicherungen des Czaren: erbittert über die Greuel, welche türkische Satrapen in Griechenland geübt, jauchzten sie über den Tag von Navarino: erzürnt über die Bedrückungen der Christen in den Donaufürstenthümern und andern türkischen Provinzen und über den Menschenhandel an der asiatischen Grenze, Dinge, die der Czar als unerträglich bezeichnete, glaubten sie an die Gerechtigkeit der russischen Kriegserklärung und folgten mit ihren Sympathien den Erfolgen der russischen Armeen.

Auch die Kabinette waren in der allgemeinen Täuschung mehr oder weniger eingeschlossen.

Die russische Kriegserklärung rief freilich Mißtrauen wach bei den Ministern Englands und Frankreichs. Sie mußten, nachdem Rußland zu Akjermann seine Forderungen vom Diwan sich hatte bewilligen lassen, und in Gemäßheit des Traktats vom 6. Juli, der Meinung leben, Rußland beabsichtige die Ordnung der griechischen Angelegenheiten und eben nur diese. Plötzlich sehen sie den Alliirten ganz selbstständig auftreten und die Noth der Pforte in einem specifisch russischen Interesse ausbeuten.

Bestürzung ergriff namentlich das Kabinet von St. James. Man erinnerte sich aller der Gefahren, die der englischen Seeherrschaft, dem englischen Handel von Ruß-

land her drohen konnten. Man sagte sich, daß die alten Pläne der Czaren auf Konstantinopel jetzt reif seien. Wären der Bosporus und die Dardanellen in der Hand des russischen Selbstherrschers, so sei das schwarze Meer nur noch ein russischer Binnensee, die englischen Märkte und Flotten des Mittelmeers seien ernstlich gefährdet, die Besitzungen in Ostindien bedroht, Rußland sei alsdann unangreifbar, unverwundbar, ihm gehöre die Herrschaft der Welt. Und was hätte, so mußte man sich andrerseits sagen, was hätte die Türkei gegen den mächtigen Nachbar einzusetzen? War nicht die Türkei einem Gebäude gleich, dessen alte Stützen zerbrochen, dessen neue noch nicht fest gefügt waren? Die Janitscharen waren gemordet, aber die neuen Truppen waren kaum mehr als nach europäischer Weise kostümirte Rekruten. Waren nicht alle Anstrengungen Mahmud's, das kleine Griechenland zu überwinden, gescheitert? War nicht die türkische Flotte vernichtet? Lag nicht der Bosporus den Feinden offen? Gährte nicht ein grimmer Haß gegen Mahmud, den treuen Sohn Osman's, im türkischen Volke? Und zu diesen düstern Betrachtungen mußte noch das unheimliche Gefühl kommen, daß England selbst durch den Traktat mit Rußland dieser verhängnißvollen Verwicklung vorgearbeitet, daß es sich jetzt, selbst mit der Pforte entzweit, selbst betheiligt an ihrem Bedrängniß, gleichsam die Hände gebunden habe.

Englands Politik ist niemals eine hochherzige gewesen, sondern immer eine karthaginensische: in jenem Fall, während des russisch-türkischen Kriegs von 1828 und 1829, hat das englische Ministerium beinahe so

operirt, als ob es ein Bureau von russischen Beamten sei.

Wellington war mitten in der orientalischen Krise nach Canning's Tode an die Spitze des englischen Ministeriums getreten. Er war ein unerschrockner Soldat, ein kaltblütiger Feldherr, ein zäher Tory, ein eiserner Gegner von Reformen — was er als Staatsmann war, darüber belehrt uns eine einzige Depesche des Fürsten Liewen und des Grafen Matuszewitz an den Grafen Nesselrode, vom 1. Juni 1829, besser als alles Andere. Durch die ganze Depesche hindurch, die einige Unterredungen der russischen Diplomaten mit Wellington und Aberdeen schildert, zieht sich eine feine Ironie voll bewußter Ueberlegenheit, es ist dem Leser, als ob er das sarkastische Lächeln eines Meisters über die täppischen Erstlingsversuche von Schülern erblicke. Der Marschall ergeht sich auch einmal in „Bravaden", aber auf die Erklärung des Russen, „daß sein Kaiser nie vor Drohungen weichen, solche auch nie nur zulassen" werde, ist der Marschall „offenbar nicht vorbereitet." „Er macht eine lange Pause." „Er sammelt sich endlich." „Er ändert seinen Ton und sein Wesen." Er versichert, „daß er die höchste Meinung von der Person des Kaisers habe, daß er das vollste Vertrauen in die kaiserlichen Worte setze." Alsdann wird ihm eine Concession gemacht, denn es würde nicht klug gewesen sein, „ihn nach seinen Protestationen und Entschuldigungen durch Versagung einer unbedeutenden Concession zu reizen." Wenn vom Herzog gesagt wird: „es läßt sich nicht verkennen, daß er es vermeidet und sogar fürchtet, die Lage, in der er sich

befindet, zu prüfen, und daß er, seiner Gewohnheit gemäß, es den Ereignissen überläßt, ihn über die Schwierigkeiten hinwegzuhelfen," — so ist es wohl nicht möglich, einem Staatsmanne einen stärkeren Vorwurf zu machen. Die Depesche fügt noch hinzu: „Seltsame Mischung von Aengstlichkeit und Verwegenheit ruft der Herzog von Wellington oft die Chancen hervor, die er fürchtet, und tritt ihnen dann entgegen, ohne die Folgen seiner Entschlüsse genau zu berechnen."

Dies Ministerium Wellington ging zu Anfang, unmittelbar nach der russischen Kriegserklärung von der Meinung aus, Kaiser Nikolaus trachte nach dem unmittelbaren Besitz von Konstantinopel. Die Besorgniß hievor, gesteigert durch die antirussischen Ausführungen eines Theils der englischen Presse, — wovor Wellington und Aberdeen die geheime und mystische Furcht aller conservativen Menschen hatten —, veranlaßten es, mit Oesterreich in Verhandlungen einzutreten, wovon sogleich die Rede sein wird, und sich der Pforte einigermaßen zu nähern. Aber als die äußerste Gefahr nicht eintrat, als die Furcht vor einer Eroberung Konstantinopels allmälig schwand, da verschlang die Freude darüber, daß das Schlimmste und Gefürchtetste nicht geschah, alle andern Erwägungen. Es ist eine Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur: wenn das Verderblichste, was wir nahen sehn, nicht kommt, so wissen wir uns leichter über das Verderbliche zu trösten. Aber kleine Seelen verlieren dann die Besonnenheit und wehren diesem Verderblichen nicht mehr: ihre Kraft ist in der Furcht verbraucht, und Alles nehmen sie hin mit Dank gegen das Geschick, welches

ihnen das Gräßlichste erspart. So erging es den Repräsentanten des meerbeherrschenden England, dem Staatsmann Wellington und dem Grafen Aberdeen, — nicht nur, daß sie dem Czaren die äußerste Schmähung der Pforte gestatteten, schließlich haben sie ihm fast noch Dank gezollt, daß er unter dem Schlimmen nicht das Schlimmste gewählt und haben ihm ihren Beistand geliehen, seine Absichten durchzusetzen.

Versuche, die geargwohnten Pläne Rußlands zu vereiteln, wurden allerdings gemacht.

Diese Versuche hatten zumal festeren Bestand gewonnen, seitdem der Erfolg des Feldzugs von 1828 nicht den Erwartungen entsprach, die man allgemein davon gehegt hatte. Die Agitation ging von Oesterreich aus. Auf Preußen konnte Rußland, wie gewöhnlich, zählen; es hätte wohl lieber Frieden in ganz Europa als Krieg in einem Winkel desselben gesehn, Friedrich Wilhelm III. soll auch der Ansicht gewesen sein, Rußland hätte den Krieg vermeiden können, aber er war zugleich davon durchdrungen, daß der einmal begonnene Krieg zu Rußlands Ehre beendet werden müsse; der König von Frankreich, Karl X., hatte dem russischen Czaren schon früher die vertrauliche Zusage gemacht, „Frankreich und Rußland würden in einem äußersten Falle einmüthig handeln," — und diese Zusage wurde im Herbst 1828 wiederholt. In Frankreich neigte sich damals die Regierung wie die Opposition in den Kammern zu Rußland hin: die bonapartistische Opposition war russisch gesinnt aus Haß gegen England, der König liebte den Herzog von Wellington, den Retter der Bourbonen, freilich sehr, allein seine

Sympathie für den Czaren, als den unmittelbaren Vorkämpfer der Legitimität und des Absolutismus zugleich, war noch größer, und die gewandten Agenten Rußlands wußten diese Stimmung zu nähren. Oesterreich war es, welches seinem Nachbar, wie die russischen Diplomaten jener Tage sich ausdrücken, mit Undank lohnte, — Oesterreich, dessen Kaiser gewissermaßen durch Alexander wieder auf den Thron gesetzt sei. Einige Depeschen Pozzo di Borgo's, die das Portfolio enthält, stellen die Sünden des österreichischen Staatskanzlers gegen Rußland ins hellste Licht: Seit dem Beginn des Krieges hat er intriguirt. Er suchte erst England aufzuhetzen, dann Frankreich, und als das nicht gelingt, müht er sich, dem französischen Kabinet Verlegenheiten zu bereiten, um es dadurch williger zu machen. Er schmeichelt den Bonapartisten und ermuthigt sie, das Andenken des Herzogs von Reichstadt aufzufrischen.*) Er kauft die Zeitungen Gazette de France und Quotidienne, die angeblichen Vertreter des reinen Royalismus und der Jesuiten, und diese sogenannten christlichen Blätter werden türkisch und überschütten das Publikum mit einer Sündfluth von Beleidigungen und Lügen gegen Rußland. Er schlägt dem Könige von Sardinien vor, einen andern Thronerben zu

*) In Warschau, ging das Gerücht, seien Lithographien aufgefangen, auf denen der Herzog von Reichstadt als König von Polen dargestellt sei. Metternich weist in seiner spätern Unterredung mit dem russischen Gesandten Krasinski im Juni 1829 mit Entrüstung den Verdacht ab, daß er diese Lithographien verbreitet habe, — wir dürfen es also für wahrscheinlich halten, daß er der Thäter war.

wählen als den Prinzen von Carignan, um den französischen Hof, der diesen letztern protegirte, zu beleidigen. Er sucht Preußen zu verführen und uns zu entfremden."

So Pozzo di Borgo über den österreichischen Minister. Der russische Diplomat übertreibt nicht. In der That hat Metternich das Verdienst, die Absichten Rußlands am klarsten durchschaut zu haben. Er ist vielleicht damals der einzige Diplomat von Bedeutung gewesen, der inmitten des Schwalls der russischen Phrasen von Mäßigung und Großmuth seine kühle Besonnenheit nicht verloren hatte. Freilich! ein vollendeter Schelm traut dem andern nicht! Der österreichische Staatskanzler, — der unermüdliche Feind und Verfolger des Liberalismus, der Hauptrepräsentant der unablässig mit Ketten rasselnden Reaction der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts — tritt somit als hartnäckigster Gegner seines Alliirten, seines ebenbürtigen Genossen, als Gegner Rußlands auf, als das letztere die osmanische Pforte mit Krieg überzieht. Das ist einer der Schachzüge voll Ironie, deren die Geschichte so viele hat. Wir werden uns natürlich keinen Augenblick täuschen und diesen Widerstand einer humanen Regung des Ministers, einer principiellen Differenz zwischen seiner Politik und der des Czaren Nikolaus zuschreiben. Die Regierungskunst beider ist identisch. Die Türkei ist eine Art von neutralem Jagdrevier, welches der russische Adler sowohl wie der österreichische nach Raubvögel Weise abzutreiben wünschen, und der eine blickt scheel- und eifersüchtig auf die Beute des andern. Wir haben Metternich bereits vor dem Ausbruch des Krieges Alles aufbieten sehn, um

die Zwistigkeiten zwischen Rußland und der Pforte beizulegen, — gegen Ende des Jahrs 1828 nahm seine Rivalität die von Pozzo di Borgo beschriebnen Manieren an. Bei jedem Anlaß sprach er sich dahin aus, daß die militärische Macht Rußlands nur scheinbar, daß dessen Verluste während des Feldzugs von 1828 ungeheuer gewesen seien; er instruirte seine Gesandten an den verschiedenen Höfen, dieses zu verbreiten; er ließ den befreundeten Kabinetten mittheilen, die Türken machten kolossale Rüstungen und würden im nächsten Frühling mit 300,000 Mann ins Feld rücken; er selbst ließ Rüstungen machen und stellte noch größere in Aussicht. Dennoch ist es zu keinem offnen feindseligen Auftreten Oesterreichs gegen Rußland gekommen. Es blieb bei diplomatischen Intriguen, und die Rüstungen bildeten nur einen Bestandtheil dieser Intriguen, waren Nichts als eine Demonstration. Metternichs Plan war, Rußland zum Frieden mit der Pforte zu zwingen, indem alle vier Großmächte die kategorische Erklärung in Petersburg abgäben: „der Krieg soll ein Ende haben." Dazu waren aber weder Preußen und Frankreich noch England zu bewegen. Mehr Aussicht auf Erfolg bot ein Congreß sämmtlicher Großmächte, auf welchem der Friede zwischen dem Czaren und dem Sultan vermittelt und unter die Garantie aller Theilnehmer gestellt würde. Auch dieser Plan hätte Oesterreichs Wünsche erfüllt: Rußland mußte alsdann mit seinen eigentlichen Forderungen hervortreten oder vielmehr es wurde genöthigt, seinen feierlichen Versicherungen treu zu bleiben und auf Ländererwerb zu verzichten. Aber alle Intriguen Metternich's

scheiterten. Das englische Kabinet hörte die österreichischen Vorstellungen anfangs mit geneigtem Ohr an, zumal da ihm vom Staatskanzler die Lüge aufgebunden wurde, Preußen sei bereits im Einverständniß, aber wie Metternich nicht ohne die Unterstützung Englands, so wollte der Herzog von Wellington nicht ohne Frankreich gegen Rußland operiren. Eine doppelte Agitation ging von Wien aus: einestheils galt es noch immer, England und Frankreich mit der Pforte auszusöhnen und also die griechische Angelegenheit endlich zu beseitigen, anderntheils wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, die Zustimmung Frankreichs zu einem allgemeinen Congreß zu gewinnen. Auf direktem Wege war das Letztre unmöglich, man versuchte es also auf Umwegen. Der Herzog von Wellington glaubte den französischen Gesandten in London, Polignac, zu diesem Behuf gebrauchen zu können, ja schmeichelte sich mit der Hoffnung, nöthigenfalls das russenfreundliche Ministerium Laferronays in Paris zu stürzen und ein Ministerium Villèle oder gar Polignac an die Stelle desselben zu schieben. Polignac kam wirklich nach Paris. Aber seine Pläne gelangen nicht: die Vorliebe des Königs für Rußland und die Ueberlegenheit der russischen Diplomatie waren zu groß. Die letztre erhielt von den Intriguen Kunde, ehe sie reif und ehe sie verwirklicht waren: Fürst Liewen, der russische Gesandte in London, benachrichtigte Pozzo di Borgo, und dieser den französischen König und sein Ministerium, nebenbei auch das Berliner Kabinet. Als Polignac nach Paris kam, war von seinem Ministerium dem russischen Gesandten bereits die Zusichrung

ertheilt, daß die Mittheilung, welche Polignac voraussichtlich machen werde, ohne Vorbehalt abgelehnt werden solle. Mit veränderten Instructionen mußte Polignac auf seinen Posten zurückkehren. Das englische Kabinet gab die Sache auf, und dem österreichischen Kanzler blieb es überlassen, allein und offen gegen Rußland aufzutreten oder sich ebenfalls aus der Affaire zu ziehn. Er schlug den letzteren Weg ein. Die Manier, wie er das that, ist charakteristisch: Als der russische Gesandte in Wien, Tatitschef, im Februar 1829 anfragte, welche Schritte Metternich gegen Rußland gethan habe, leugnete dieser Alles ab. Der Gesandte that, als glaubte er, obwohl das Gegentheil leicht zu beweisen gewesen wäre. Später schrieb Kaiser Franz, um das gute Einvernehmen völlig herzustellen, einen freundlichen Brief an Nikolaus; dieser erwiderte in gleicher Weise, gab aber beiläufig dem Kaiser Franz eine kleine Lektion; er bemerkte, daß er nicht im Stande sein werde, den Kaiser von Oesterreich gegen die Bestrebungen des Liberalismus zu unterstützen, wenn der Sultan von jenem zum Widerstande ermuthigt werde. — So war die heilige Allianz, deren Existenz in großer Gefahr geschwebt hatte, gerettet.

Ueber den Ausgang der österreichischen Intriguen kann man lächeln, über die Frechheit der Lügen sich entrüsten, — vom Standpunkt der Kabinetspolitik aus handelte der Staatskanzler vollkommen folgerichtig. Die heilige Allianz ist allerdings eine Union der Monarchen gegen die demokratischen Ansprüche der Völker, aber die Mitglieder dieser Union haben ihre traditionelle Rivalität

damit nicht aufgegeben, sondern nur maskirt oder ins zweite Glied geschoben. Der Lenker des Conglomerats von Provinzen und Nationen, die dem Scepter der Habsburger gehorchen, kann Eroberungen Rußlands im Süden nie ohne Besorgniß ansehn: Oesterreich hatte seinen Einfluß im Norden bereits an Rußland abgetreten, in Italien hielt es sich nur durch Belagerungszustand, — sollte es auch seine Hoffnungen auf den Orient zu Gunsten des Nachbars streichen? Metternich war nicht geneigt, diese Frage zu bejahen, daher seine zähe Opposition. Aber gleichzeitig quälten diesen gewiegten Diplomaten die Manen der unterdrückten Nationalitäten, das Gespenst der Revolution ängstigte seine Seele: die „Kanaillen von Journalisten"*) störten seine Ruhe, die Sorge um die eigne Existenz hinderte ihn, einen Krieg mit dem russischen Nachbar zu wagen.**) In Wien wie in London war der Wunsch vorhanden, durch diplomatische Intervention Rußland in seinem Sturm auf das osmanische Reich zu hemmen, aber beide Kabinette wollten nicht Krieg: England mochte keinen Krieg führen, weil sein Ministerium den Preis und das Object, um die es sich handelte, nicht begriff, Oesterreich

*) Ausdruck des Staatskanzlers.

**) Welche Gefahr Oesterreich im Fall eines Krieges mit Rußland gedroht hätte, geht aus den Depeschen Pozzo di Borgo's im Portfolio hervor. Nicht nur die Mittel, wie Preußen und Frankreich für Rußland zu gewinnen seien, werden dort bereits erwogen, sondern auch auf die vielfachen Verlegenheiten, die der österreichischen Regierung im eignen Lande bereitet werden könnten, wird verwiesen.

konnte ihn nicht führen, weil es mehr als den Krieg die Revolution fürchtete und zu fürchten hatte. Das Geheimniß des „anständigen" Krieges war damals noch nicht enthüllt, die Erfindung des Krieges, der nicht Krieg ist, noch nicht gemacht. Das englische Kabinet beruhigte sich in der Zuversicht, daß wenigstens Konstantinopel noch nicht von dem Czaren begehrt werde, Metternich tröstete sich mit der Hoffnung, daß das Glück der türkischen Waffen die russischen Pläne durchkreuzen solle.

Auch der Versuch Oesterreichs, die griechischen Angelegenheiten gütlich beizulegen und die freundschaftlichen Beziehungen zwischen England und Frankreich einerseits und der Pforte andrerseits wiederherzustellen, führte während des Winters 1828/29 zu keinem Resultat. Der Sultan widerstrebte noch immer der unbedingten Annahme des Traktats vom 6. Juli, und wenn England sich vielleicht herbeigelassen hätte, den Vertrag zu modificiren, so war das wegen der Betheiligung Rußlands unmöglich, — wegen der Frankreichs schwierig. Ein französisches Corps unter General Maison hatte Morea besetzt, und das Ministerium Karl X. legte keinen geringen Werth auf dies dürftige Zeugniß seiner kriegerischen Energie; es betrachtete vielmehr diese Expedition nach Morea, Vorspiel des algerischen Feldzugs von 1830, als eine willkommne Gelegenheit, dem durch die Bourbonen gekränkten Nationalstolz der Franzosen einen Brosamen hinzuwerfen. Der Traktat vom 6. Juli war jedoch so unbestimmt, daß die Möglichkeit, sich zurückzuziehen, immer noch für England, wofern es anders wollte, offen blieb. Beim Abschluß des Vertrags war die künftige

Größe des griechischen unabhängigen Staats nicht bestimmt worden: im Verlauf der Ereignisse stellte sich die verschiedne Meinung, die die betheiligten Mächte darüber hatten, scharf heraus. Rußland wollte in seiner unermüdlichen Tendenz, die Pforte möglichst zu schwächen, die griechischen Grenzen sehr weit gesteckt wissen; der Staat sei nicht lebensfähig, wenn sein Gebiet zu klein sei, hieß es; England verlangte, daß nur Morea und die Inseln für unabhängig erklärt würden. Frankreich schloß sich dem russischen Motive an und suchte zwischen den vorgeschlagenen Größenverhältnissen zu vermitteln. Das englische Kabinet jedoch blieb seiner schwankenden und planlosen Politik treu, es versäumte auch diese Gelegenheit, sich von der Koalition mit Rußland frei zu machen. Am 16. November 1828 ward ein neues Protokoll über die griechische Frage aufgenommen: der Zweck der französischen Expedition wurde darin für erfüllt erklärt, indem die Räumung Morea's von türkischen Truppen bewirkt sei, — Morea und die anliegenden Inseln und die Cykladen werden unter den provisorischen Schutz der Alliirten gestellt, und die künftigen Grenzen Griechenlands sollen von späterer Uebereinkunft mit der Pforte abhängig sein. England hatte damit Rußland eine Concession gemacht: es lehnte das entscheidende Wort über die Grenzbestimmung von sich ab und schob es der Pforte zu, — eben derselben Pforte, die von Rußland mit allen möglichen Mitteln zur Gefügigkeit gebracht wurde. Wenn das englische Ministerium aber die türkischen Minister durch den niederländischen Botschafter davon in Kenntniß setzen ließ, welchen Vorschlag es in Bezug auf die grie-

chischen Grenzen gemacht habe, so hieß das nur, die Pforte in den Glauben an englische Freundschaft wiegen, ein Glaube, der früh oder spät verderblich werden mußte.

Das Protokoll vom 16. November 1828 wurde im Januar 1829 durch einen französischen Agenten nach Konstantinopel gebracht und die Forderung an den Sultan gestellt, er solle im Princip die Unabhängigkeit Griechenlands anerkennen und einen Waffenstillstand schließen, damit unter dem Schutze desselben die Gesandten nach Konstantinopel zurückkehren könnten. Die Antwort darauf lautete ausweichend: ein Waffenstillstand zwischen der Türkei und Griechenland bestehe schon, Truppen sollten vorläufig, bis die Verhandlungen zwischen der Pforte und den alliirten Mächten beendet seien, nicht nach den empörten Provinzen geschickt werden, und gegen die Rückkehr der Gesandten habe man Nichts einzuwenden.

Alle diplomatischen Verhandlungen, die während des Herbstes 1828 und des Winters 1828/29 gepflogen wurden, hatten also den Frieden nicht herbeiführen, nicht einmal anbahnen können, dagegen waren sie indirekt, mittelbar für Rußland vortheilhaft geworden. Zunächst war die Gefahr einer diplomatischen Intervention oder eines Congresses der Großmächte beseitigt: die Pforte war also der diplomatischen Gewandtheit russischer Agenten, wenn erst einmal über den Frieden verhandelt wurde, ohne Gnade Preis gegeben, und Rußland konnte seine Forderungen je nach den Eventualitäten des Kriegs modificiren. Alsdann hatte es sich klar herausgestellt, daß von keiner Seite der Pforte ein reeller, militärischer Beistand gegen den Czaren geleistet werden werde. Fer-

ner war der Großherr in Folge der diplomatischen Intriguen, die ihm nicht fremd geblieben waren, in eine für Rußland höchst willkommne Sicherheit gewiegt; Mahmud trug sich mit der zuversichtlichen Hoffnung, daß die europäischen Mächte von der Nothwendigkeit der Existenz des türkischen Reichs überzeugt seien, daß sie in dieser Ueberzeugung Rußlands Fortschritte hemmen und im äußersten Fall militärisch dagegen einschreiten würden. Endlich hatten die russischen Staatsmänner in Folge eben jener diplomatischen Verhandlungen die klare Einsicht gewonnen, daß ein rasches Aufbieten aller militärischen Kräfte Rußlands nothwendig sei. Diese Einsicht war nicht der geringste Gewinn für Rußland. Die Ereignisse des Kriegs von 1828 hatten wenig Vortheile gebracht. Der Feldzug hatte allerdings Varna und einige feste Plätze der Bulgarei in russische Hände geliefert, aber die Verluste an Menschen und Pferden waren so ungeheuer gewesen,*) die militärische Administration hatte sich so untüchtig erwiesen, die Aufhebung der Belagerung Silistria's und die partielle Räumung der Bulgarei hatten einen solchen Eindruck gemacht, daß es zweifelhaft wurde, ob die Russen oder die Türken Sieger seien, und daß der mystische Glaube an die Macht Rußlands zu schwanken begann. Nikolaus hatte nach zahlreichen Drohungen, nach langen Vorbereitungen die Türkei angegriffen. Von vornherein nahm

*) Die Russen hatten im Laufe des Feldzugs von 1828 in der europäischen Türkei mindestens gegen 40,000 Mann und fast alle Pferde verloren. Cfr. Moltke, Major im preuß. Generalstabe, der russ. türk. Feldzug von 1828 und 29.

er den Ton eines übergewaltigen, allmächtigen aber gerechten und großmüthigen Gegners an. Er redete so, als könne er das osmanische Reich mit einem Schlage vernichten, als hänge die Existenz desselben lediglich von seiner Gnade ab, großmüthiger Weise jedoch wolle er die Existenz des feindlichen Staates nicht nur nicht bedrohen, sondern sogar noch auf Eroberungen verzichten. Er that so, als habe er unendlich viele Beleidigungen Seitens der Pforte hingenommen, endlich sei seine Langmuth erschöpft, in überaus großer Milde wolle er aber nur sich für die Zukunft gegen ähnliche Behandlung sichern.

Diese Rolle wurde von dem Czaren zu gut gespielt, als daß nicht das europäische Publikum, dem eine orientalische Ehrfurcht vor gekrönten Komödianten zur andern Natur geworden ist, hätte glauben sollen. Man glaubte an die Allmacht wie an die Großmuth des Czaren. Dann aber kamen Berichte über die russischen Waffenthaten in österreichischen und englischen Blättern, welche die hochgespannten Erwartungen durchaus nicht befriedigten; man hörte von dem kläglichen Ausgang der Belagerung Silistria's, von dem massenhaften Sterben der Russen. Die öffentliche Meinung stand im Begriff umzuschlagen: schlich sich erst der Zweifel an der militärischen Gewalt und Kraft Rußlands ein, so kam die Kritik seiner Großmuths- und Mäßigungspolitik sicherlich hinterdrein. Aber selbst der absolutistische Czar hat Respekt vor der öffentlichen Meinung Europas; er ist unbefangen genug, ohne Illusionen und ohne Vorurtheile die Lage der Dinge zu überschauen; er läßt von den tüchtigsten Diplomaten, die Rußland bei den auswärtigen Höfen vertreten, Gutachten über

das einzuschlagende Verfahren einfordern und befolgt den Rath, der unter den obwaltenden Umständen der vortheilhafteste ist. „Wenn wir mit dem Kriege unsern Zweck erreichen wollen, so ist es absolut nothwendig, weitere Erfolge und eine entschiedene Ueberlegenheit zu erringen.“*) Wenn Rußland jetzt seine Friedensbedingungen aufstelle, welche über die zu Anfang des Krieges gemachten Versicherungen hinausgingen, „so werden alle Kabinette ihre Stimme gegen unsre enormen Ansprüche erheben, und alle ohne Ausnahme werden sie hart, vielleicht ungerecht finden.“ „Wenn es jetzt zu Unterhandlungen käme, so könnten wir es nicht vermeiden, unsre Absichten an den Tag zu legen.“ So empfiehlt denn der Diplomat, vorerst alle Verhandlungen zu vermeiden und einen zweiten Feldzug mit solchen Vorbereitungen und solchen Kräften zu beginnen, daß „wir Alles vor uns niederwerfen;“ wenn dies geschehen, wenn man im Stande sei, die Bedingungen so prompt und so schleunig zu diktiren, daß die europäischen Mächte Ende und Anfang der Verhandlungen zugleich erführen, erst dann sei es Zeit, über den Frieden mit der Pforte zu verhandeln.

Nach diesem Schema ist der Krieg von 1829 ganz präcise geführt worden. Rußland eröffnete die militärischen Operationen, schon im Februar lief die Flotte im schwarzen Meere aus, — sehr früh, damit keine diplomatischen Hindernisse dazwischen träten. Die Erfolge der russischen Armeen in diesem Feldzuge waren rasch, be-

*) Pozzo di Borgo.

deutend, imponirend, — aber entscheidend waren sie nicht. Der Friede zu Adrianopel ist nur zu begreifen, wenn man die politische und diplomatische Constellation jener Zeit genau ins Auge faßt.

Wir müssen daran erinnern, daß Rußland im Jahre 1829 mit seinen Nachbarn im besten Einvernehmen lebte, daß ihm weder von Oesterreich, noch von Persien, noch von Schweden her eine Gefahr drohte. Das Verhältniß Oesterreichs zu Rußland blieb im Laufe des Krieges unverändert dasselbe, wie wir es nach dem Scheitern der Intriguen eintreten sahn. Metternich hatte sich compromittirt, hielt sich still, suchte auch gelegentlich wieder einzulenken. Im Juni schickte der Kaiser Franz den Prinzen von Hessen nach Warschau, um Nikolaus, der sich zur Krönung dort befand, zu bekomplimentiren, und Nikolaus sandte darauf den General Krasinsky nach Wien, — der Staatskanzler benutzte die Gelegenheit, über die bisherige Haltung Oesterreichs Erläuterungen zu geben: er nimmt in seiner Unterredung mit Krasinsky den Ton eines Mannes an, der es begreift, von den Revolutionärs gehaßt, der aber tief gekränkt ist, vom Kaiser Nikolaus verkannt zu werden. Er versichert wie gewöhnlich, daß seine Politik stabil und conservativ, daß er ein Feind aller Neuerungen sei. Lediglich deßhalb habe er sich der Emancipation Griechenlands widersetzt, weil er vorausgesehn, daß Krieg daraus entstehen werde. Nebenbei bietet er noch einmal seine guten Dienste an. Wenn man ihn nur von den eigentlichen Absichten des Kaisers Nikolaus unterrichte, so werde er das Aeußerste aufbieten — „je me mettrai en quatre“ — die Tür-

ken zur Annahme der russischen Vorschläge zu bestimmen. Zwei Vorschläge müsse man zu diesem Zweck bei der Hand haben: einen, der nicht angenommen werden könne, und einen, der angenommen werden könne. Mit dem einen werde er die Türken schrecken, um sie zur Annahme des zweiten zu bewegen. — Natürlich nahm Nikolaus dies Anerbieten nicht an: er bedurfte der Hülfe Metternich's nicht, und wir wissen, es lag nicht in seinem Plane, seine Absichten einer fremden Macht, geschweige dem österreichischen Staatskanzler mitzutheilen.

Persien schien einen Augenblick lang den russisch-türkischen Krieg benutzen zu wollen, um Rache für den Frieden zu Turkmantschai zu nehmen. Es hatte in demselben — da England nach seiner treulosen Weise den Alliirten im Stiche ließ — sehr ungünstige und schimpfliche Bedingungen eingehen müssen, und eine an Rußland zu zahlende Geldsumme hatte namentlich die Masse der Bevölkerung erbittert; hie und da hatte man sich der Eintreibung des Tributs mit Gewalt widersetzt. Auch nach Persien waren die Nachrichten von den russischen Verlusten in der europäischen Türkei so wie von gewaltigen Rüstungen in den asiatischen Provinzen des Sultans gedrungen. Die Stimmung aller Stände schien den Schah zu nöthigen, von neuem Rußland den Krieg zu erklären. Da trat ein blutiges Ereigniß dazwischen und gab der Politik des Schah eine unerwartete Wendung. Der russische Gesandte in Teheran, Griboyedof, hatte einem Verbrecher und zwei Sklavinnen aus Eriwan ein Asyl in seiner Wohnung gewährt und selbst der persischen Behörde die Auslieferung dieser drei Personen verweigert.

Er stützte sich darauf, daß Eriwan jetzt unter russischer Botmäßigkeit stehe. Die Bewohner Teherans mischten sich in die Sache. Am 12. Februar wollte ein Haufe Perser in das Gesandtschaftshôtel eindringen, um Achtung vor der persischen Behörde zu erzwingen, vermuthlich auch Rache zu nehmen. Die Leute des Gesandten setzten sich zur Wehr, und mehre der Angreifer wurden getödtet. Dies war jedoch das Signal zu einem allgemeinen Sturm gegen das Hôtel; eine zahllose Menschenmenge stürzte von dem Bazar und aus den Straßen der Stadt herbei. Das Thor des Gesandtschaftsgebäudes ward eingeschlagen, die russischen Kosacken und eine persische Wache wurden überwältigt, die Mauern überstiegen und, erst einmal in die innern Gemächer eingedrungen, metzelte die Menge Alles nieder. Vergeblich war's, daß der Schah selbst in Begleitung seines Sohnes Selu Sultan, Generalgouverneurs von Teheran, mit bedeutender Truppenmacht herbeieilte: das Verbrechen war geschehen, und der Schah selbst kam in Lebensgefahr. Nur ein Gesandtschaftssekretair, Malzow, und drei Leute aus dem Gefolge des Gesandten wurden gerettet. Auf die blutige Verletzung des Völkerrechts folgte eine starre Bestürzung, welche durch die Nachricht von dem verunglückten Winterfeldzuge der Türken noch gesteigert ward; es hätte der Forderung des brittischen Gesandten, daß der blutige Akt gesühnt werde, nicht bedurft; der Schah ordnete eine achttägige Hoftrauer an und schickte Chosrew Mirza, jüngeren Sohn des Thronfolgers Abbas Mirza, nach Petersburg, um Erklärungen zu geben und jede Art der Genugthuung zu bieten. Chosrew

Mirza wurde in Rußland aufs Freundlichste empfangen, man veranstaltete Feste ihm zu Ehren in Petersburg, ließ ihn die russischen Institutionen bewundern, und das herzliche Einvernehmen Rußlands und Persiens blieb ungestört. Wohl verbreitete sich im Frühling 1829 von Konstantinopel aus einmal das Gerücht, der in der türkischen Hauptstadt angekommene persische Gesandte sei beauftragt, eine Allianz mit der Türkei abzuschließen, aber das Gerücht ist wohl nur ein Echo der Wünsche gewesen, die von den bedrängten Osmanen gehegt wurden.

Wir werden später Gelegenheit haben, über das Verhältniß des Kaisers Nikolaus zum schwedischen Hofe im Zusammenhange zu berichten, — hier sei nur bemerkt, daß Karl Johann von Schweden auch während des Jahrs 1829 seiner russenfreundlichen Politik treu blieb: ein Ausdruck davon war das in jenem Jahr durch die Zeitungen laufende Gerücht, Rußland habe wie mit Preußen so mit Schweden für alle Eventualitäten Verabredungen getroffen.

Während so diejenigen Nachbarstaaten, die durch ihre natürliche Lage und durch ihre Geschichte darauf angewiesen waren, in dem Kampfe Rußlands mit der Türkei die Partei der letztern zu ergreifen, — während diese Staaten Rußland gewähren ließen, erhielt Kaiser Nikolaus durch Frankreich, England und Preußen nachdrückliche Unterstützung.

Wir haben erzählt, daß die Pforte hinsichtlich der griechischen Angelegenheiten nach Mittheilung des Protokolls vom 16. November 1828 eine ausweichende Antwort gab. Frankreich und England fühlten sich anfangs durch

die Formlosigkeit der früher erwähnten türkischen Einladung, „gegen die Rückkehr der Gesandten sei Nichts einzuwenden," verletzt, nach dem Wiederbeginn des russischen Feldzugs entschlossen sie sich dennoch, Bevollmächtigte nach Konstantinopel zu senden. Nach mehrfachen Verhandlungen, welche die zu Poros residirenden Vertreter Rußlands, Englands und Frankreichs gepflogen hatten, kam am 22. März in London ein neues Protokoll zu Stande. Es enthielt Vorschläge, die der Pforte zur Ausführung des Traktats vom 6. Juli gemacht werden sollten, — im Wesentlichen Folgendes: „Die Grenzen Griechenlands sollen durch eine Linie gebildet werden, die neben der Einfahrt des Golfs von Volo beginnt, über den Gebirgsrücken von Othry bis auf die westliche Spitze von Agrapha und von da ins Thal des Aspropotamos über die Kette von Makrinoros bis zum Golf von Arta geht. Die Pforte erhält einen jährlichen Tribut von 1,500,000 türkischen Piastern. Unter Suzeränetät der Pforte wird Griechenland eine Verfassung bekommen, die sich den monarchischen Formen möglichst nähert; der Staat wird verwaltet von einem Chef oder einem christlichen Prinzen, dessen Würde erblich ist, nur darf es kein Prinz aus einer der in den contrahirenden drei Staaten herrschenden Familien sein.

Dies Protokoll beweist, daß England abermals eine Concession gemacht hatte. Während es früher Griechenland auf Morea und die Cykladen beschränkt wissen wollte, später die Grenzen desselben von einer Uebereinkunft mit der Pforte abhängig machte, so unterzeichnete es jetzt einen Vorschlag, der die Größe des griechischen

Staats ungefähr verdoppelte. Freilich sollten die Vorschläge des Protokolls vom 22. März, wenn die Pforte Einwürfe dagegen erhöbe, für keine der drei Mächte verbindlich sein, doch ließ sich nicht erwarten, daß etwaige türkische Einreden eine sehr nachdrückliche Unterstützung bei England finden würden, — dieses hätte ja seine eigenen Vorschläge bekämpfen müssen. Die Clausel war eben nur eine Ausflucht für England und eine inhaltlose Concession zugleich.

Nachdem Rußland seine förmliche Einwilligung zur Abreise der Gesandten nach Konstantinopel gegeben, gingen Sir Robert Gordon und Graf Guilleminot dahin ab. England schickte jenen als ordentlichen Bevollmächtigten, Frankreich diesen als außerordentlichen Gesandten, der nur über die eine Sache Verhandlungen pflegen sollte.

Das französische Ministerium wollte seinen Unwillen gegen die Pforte darin andeuten, daß es keinen ordentlichen Gesandten bei derselben accreditirte, ja es genehmigte nicht einmal, daß die beiden Gesandten zusammen abgehen sollten. Daß dies dennoch geschah, war Folge einer eigenmächtigen Verfügung des Gesandten in London, Polignac, der in der Gunst Carl's X. so fest saß, daß ihn sein Ministerium hierüber nicht zur Verantwortung zu ziehn vermochte.

Der Krieg wirkte im Jahre 1829 außerordentlich erschütternd auf das osmanische Reich, weil die begonnenen Heeresreformen noch nicht vollendet waren und weil die Angriffe von so vielen Seiten her kamen. Die Russen ernteten jetzt die Früchte des Traktats vom 6. Juli 1827 und der Schlacht bei Navarino. Die russische Flotte

im Mittelmeer unter Admiral Heyden, nach den geringsten Angaben 20 Segel und 1000 Kanonen stark, war zum Schutze Griechenlands und zur Aufrechterhaltung des Waffenstillstands längst nicht mehr nöthig; sie leistete anderweitige ausgezeichnete Dienste: sie sperrte die Verbindung zwischen Alexandrien und der europäischen Türkei, so daß weder Zufuhren noch Truppen aus Egypten kommen konnten, sie blokirte die europäischen Küsten des Mittelmeeres, namentlich die Meerbusen von Enos, Contessa und Adramiti und die Dardanellen, so daß in Konstantinopel eine Hungersnoth entstand. Gleichzeitig erwies sich das französische Corps in Morea, das unter dem Befehl Maison's, später Schneider's, dort blieb, als ein höchst werthvoller Succurs für die Russen.*) Die Franzosen kämpften freilich nicht selbst gegen die Türken, aber sie schützten das griechische Gebiet, während die griechischen Truppen den Kampf fortsetzten und die angrenzenden Provinzen der Pforte verheerten; ja die Franzosen traten Pferde und Unteroffiziere an die Griechen ab, um diese zu nachdrücklichem Kampfe in den Stand zu setzen. Die fortwährenden Feindseligkeiten zwischen Hellenen und Türken, die den Charakter höchster Erbitterung und größter Barbarei auf beiden Seiten trugen — einmal wurden sechzig gefangene Türken mit glühenden Eisen auf der Stirne gebrandmarkt, und Weiber und Kinder wurden mehr als einmal nicht geschont —

*) Das Protokoll vom 16. November 1828 hatte es der französischen Regierung anheimgestellt, ob sie ihre Truppen noch in Griechenland lassen wollte.

diese Feindseligkeiten hatten die Folge, daß der Sultan aus seinen südlichen Provinzen keine streitbare Mannschaft entnehmen und in den Norden werfen konnte; die Einwohner waren selbst zu Hause bedroht; die kriegerischen Albanesen zumal aber wurden an der Donau und am Balkan schmerzlich genug entbehrt. Die Sachlage war, um es kurz zu sagen, diese: Capo d'Istria operirte für Rußland im Süden, während Diebitsch im Norden angriff.

Den eingegangenen Verpflichtungen und den gegebenen Zusagen gemäß hätten England und Frankreich dies ohne Zweifel nicht gestatten sollen. Sie hatten die Türken zum Waffenstillstande gezwungen und hatten auch die Griechen zur Aufrechterhaltung desselben zu nöthigen versprochen; sie hatten Morea und die Cykladen unter ihren provisorischen Schutz genommen, und der Sultan hatte zugesagt, während der Verhandlungen keine Truppen mehr nach Griechenland senden zu wollen, und nun — trugen die Griechen den Krieg — trotz des Waffenstillstandes — nach Livadien, Kandia, Thessalien, Albanien und andern Provinzen, blokirten die westlichen Küsten der Balkan-Halbinsel und die östlichen, sofern es nicht von den Russen selbst geschah.

Frankreich und England hätten noch andre Motive gehabt, solche Consequenzen des Traktats vom 6. Juli nicht zu dulden. In der That konnte damals im westlichen Europa kaum Jemand voraussehn, welches das endliche Schicksal der ottomanischen Pforte sein werde, wenn sie von solchen Stößen erschüttert wurde. Wer mochte es sagen, ob nicht dieser Kampf der Anfang des Todeskampfes sei? Wer bürgte dafür, daß nicht zu die-

ser Kriegsnoth sich der Aufruhr geselle? Und wer wollte im Falle der Auflösung dieses so eigenthümlich componirten Staates es hindern, daß die Reste und Trümmer unter der einen oder der andern Form den siegreichen und für übermächtig gehaltenen Russen zufielen? Es hätte aber im Interesse Frankreichs wie Englands gelegen, einer solchen Vergrößerung Rußlands energisch vorzubeugen. Alexander I. sagte einst zu Napoleon: „Ich biete Ihnen die Hälfte von Europa an, ich will Ihnen helfen, sie zu gewinnen und ihren Besitz Ihnen sichern, und dafür verlange ich Nichts als eine einzige Straße, die zugleich der Schlüssel meines Hauses ist.“ Napoleon, damals im Zenith seiner Macht, hat sich wohl gehütet, auf den lockenden, gefährlichen Vorschlag einzugehen, er begriff, daß der Besitzer der Dardanellen der Herr nicht des halben sondern des ganzen Europas werden müsse. Aber die Regierung des Frankreich von 1829, die der sichern Basis in der Heimath entbehrte, gefiel sich darin, im Schatten des Czaren zu wandeln und seinen Wünschen zuvorzukommen. — Das englische Interesse war bei der Schwächung oder gar dem Sturze des osmanischen Reichs noch direkter gefährdet als das französische. Seiner Seeherrschaft und seinem Handel wurde Rußland mit jedem Fußbreit Erde, den es im Osten erwarb, ein gefährlicherer Concurrent und ein mächtigerer Gegner zugleich.

Das französische Kabinet hat es nicht einmal für nöthig gefunden, seinem treulosen und wenig klugen Verfahren eine Maske vorzulegen; seine Sympathien für Rußland grenzten an Fanatismus. Von dem englischen Ministerium Wellington wissen wir schon, daß es einige

Neigung hatte, Rußland Verlegenheiten zu bereiten, wenn dies nur ohne Krieg und ohne ernsthaftes Eingreifen erreicht werden konnte. Zu dieser Neigung kam die Stimmung des Landes. Mit Besorgniß sahen die englischen Kaufleute die Beeinträchtigung ihrer Schifffahrt durch die russische und englische Blokade. Die Zeitung „Times" räsonnirte: „Die Blokade muß nicht geduldet werden; als Engländer sagen wir, sie wird nicht geduldet werden." Einige Kaufleute erschienen zu Anfang Juni bei Aberdeen und beschwerten sich förmlich über die Störung des Handels nach der Levante. In der That können wir eine Reihe von Handlungen des Kabinets von St. James aufzählen, die das Publikum jener Zeit für eine Vorbedeutung hielt, daß England der Pforte seine Hülfe gegen Rußland gewähren werde.

Zuerst forderte der englische Resident in Aegina, Dawkins, die griechische Regierung auf, anzugeben, welche Punkte der Türkei sie im Blokadezustand befindlich erachte. Dann wurde der Senat der jonischen Inseln veranlaßt, die Blokade der über Morea und die Cykladen hinausliegenden Meerestheile Seitens der Griechen nicht anzuerkennen. Endlich wurde an den Präsidenten Griechenlands, den Grafen Capo d'Istria, das Verlangen gestellt, er solle die Feindseligkeiten an allen Punkten, wo der Kampf noch fortdaure, einstellen lassen und die Truppen in das Gebiet zurückrufen, welches durch das Protokoll vom 16. November 1828 unter den Schutz der drei Mächte gestellt sei. Capo d'Istria's Antwort war eine entschiedene Weigerung, vielmehr erklärte er, die Blokade noch über den Golf von Volo hinaus auf die Küsten

von Demetrias und Zagora bis zum Cap Kissaros ausdehnen zu wollen.

Gleichzeitig wurden mit dem russischen Kabinet Verhandlungen über die Blokade der genannten Theile des Mittelmeers, welche die Flotte des Admirals Heyden ausübte, eröffnet. Das englische Ministerium ließ in St. Petersburg die Erklärung abgeben, der brittische Handel in der Levante sei durch die Blokade bedroht, und dieselbe lasse sich weder aus dem Traktat vom 6. Juli noch aus den weitern Verhandlungen darüber folgern. Kaiser Nikolaus ließ erwidern, daß der Kriegszustand die Blokade rechtfertige. Beides war vollkommen richtig: die englischen Erklärungen und die russische Antwort; denn was war natürlicher, als daß Rußland, einmal im Kriege mit der Pforte, alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anwandte, um den Krieg zu seinen Gunsten zu entscheiden. Die Minister Englands aber hätten sich jetzt, was sie freilich schon früher hätten thun sollen, die Frage aufwerfen müssen: können wir diesem Kriegszustande, dem Kampfe zwischen Rußland und der Pforte ruhig zusehn? England mußte die russische Kriegsführung und Kriegserklärung seiner Kritik unterziehn. Allein vor dieser logischen Consequenz schreckten der Herzog von Wellington und Graf Aberdeen zurück, und ihre Absicht, Rußland Verlegenheiten zu bereiten, rächte sich an ihnen selbst. Sie geriethen in eine peinliche Lage. Sie hatten nicht den Muth, offen mit Kaiser Nikolaus zu brechen; sie scheuten sich vor dem Parlament und der öffentlichen Meinung zu sehr, um die Blokade der türkischen Küste anzuerkennen und in der

offiziellen Zeitung anzuzeigen; sie durften den Blokade zustand nicht ohne Veröffentlichung fortbestehen lassen, weil sie sonst allen daraus entstehenden Schaden hätten ersetzen müssen. Eine Depesche der russischen Gesandten in London, des Fürsten Liewen und des Grafen Matuszewitsch, malt diese Verlegenheit der englischen Minister in lebhaften Farben. Einmal läßt der Sieger bei Waterloo ein Wörtchen davon fallen, er müsse die ganze Stellung Englands im Geheimrathe zur Sprache bringen, aber wie erschreckt über seine eigne Kühnheit lenkt er augenblicklich ein, als die russischen Agenten ihm erwidern, daß sich Kaiser Nikolaus nicht schrecken und nicht drohen lasse, und er betheuert, das höchste Vertrauen in den Czaren zu setzen. Die Lösung dieser Verwicklung ist merkwürdig: Rußland hebt die Blokade von Enos und von den übrigen Meerbusen auf und giebt sich dabei noch den Anschein, dies aus Gefälligkeit gegen die englischen Minister zu thun. Die Diskussion über die Stellung Englands war nun unnöthig, die Gefahr eines Conflikts mit Rußland beseitigt; das russische Kabinet hatte sich die brittischen Minister verpflichtet und konnte doch die Dardanellen unbehindert weiter blokiren.

Gegen die Griechen verfuhr das Ministerium Wellington anfangs mit wenig Rücksicht. Jene englische Politik, Staaten zweiten und dritten Ranges mit hochfahrender Härte zu behandeln, ist nicht von Lord Palmerston erfunden, sondern schon alt. Es war allerdings eine gerechte Forderung, daß die Griechen den Waffenstillstand achten, die Blokade der türkischen Küsten aufheben sollten; es ließ sich Nichts dagegen sagen, daß brittische

Kriegsschiffe die griechischen Fahrzeuge an der Blokade der Küsten der Türkei hinderten und auf einen hellenischen Dampfer mit Kugeln schossen. Aber wenig Ehre macht es der englischen Politik, wenn sofort ein ganz anderes Verfahren beobachtet wurde, als sich Frankreich ins Mittel legte. Das französische Ministerium protestirte in einer Note gegen das einseitige und eigenmächtige Einschreiten Englands, und hierauf gestützt kämpften die Griechen nach wie vor gegen die Türken. Capo d'Istria erließ den Befehl, die griechischen Schiffe sollten die Feindseligkeiten fortsetzen und im Fall eines Angriffs von Seiten der Engländer sich diesen als Kriegsgefangene — unter dem Protest, daß England und Griechenland nicht im Kriege befindlich — ergeben. Ein Fall dieser Art ist jedoch nicht vorgekommen. Die Raub- und Mordscenen auf dem festen Lande und die Blokade der Küsten dauerten ungestört fort.

Sir Robert Gordon und Graf Guilleminot trafen am 19. Juni in Pera ein. Es war unmittelbar nach der Schlacht bei Kulewtscha, die Stimmung in der türkischen Hauptstadt war gedrückt und niedergeschlagen. Als die Gesandten anlangten, jeder auf einer Fregatte gefolgt von ein paar kleineren Kriegsfahrzeugen, da hieß es allgemein, jetzt komme Hülfe von den Westmächten, und diese wenigen Schiffe seien nur die Vorläufer einer größeren Flotte. Jubelnde Rufe empfingen die Vertreter der beiden Westmächte, und in reichen Geschenken — die besonders dem englischen Gesandten zu Theil wurden — äußerte sich die Freude des Sultans. Friedensunterhandlungen, die in Schumla zwischen dem Großwessir und

dem russischen Staatsrath Fonton angeknüpft waren, wurden abgebrochen. Auch von Annahme des Traktats vom 6. Juli war vorläufig noch keine Rede: der Reis-Effendi beklagte sich vielmehr bitter darüber, daß der Waffenstillstand von den Griechen nicht gehalten werde, erklärte sich zwar zu Concessionen bereit, ging aber in der Hauptsache nicht über das hinaus, was die Pforte schon im Herbst 1827 vor der Abreise der Gesandten eingeräumt hatte. Erst die Kriegsereignisse im Laufe des Juli, die Erfolge der Russen in Asien und Europa, namentlich der Fall Silistria's, der Uebergang über den Balkan, die Schlacht bei Aidos, die Wegnahme des türkischen Lagers bei Millidus und die Eroberung Erzerum's änderten den Stand der Dinge. Sultan Mahmud fing an besorgt zu werden über den Ausgang, und der englische Gesandte rieth dringend zur Annahme des Traktats vom 6. Juli *). Am 7. August erklärte sich der Reis-Effendi hierzu bereit, er unterzeichnete den Traktat und das Protokoll vom 16. Nov. 1828.

Die griechische Angelegenheit schien hiermit erledigt. Das englische Ministerium wenigstens sah es so an. Als die Nachricht nach London kam, sprach sich Wellington in einer Conferenz mit den Gesandten Rußlands und Frankreichs in diesem Sinne aus; die Vertreter dieser beiden Mächte schwiegen; sie warteten die weitere Entwicklung des Krieges ab.

Die Gerüchte von einer Hülfe, welche England der Pforte leisten werde, mehrten sich jetzt. Bald hieß es in

*) Es ist bemerkenswerth, daß der Traktat vom 6. Juli im langen Verlauf der Unterhandlungen der Pforte nie in Form eines Ultimatums vorgelegt war.

Konstantinopel, die egyptische Flotte komme unter englischer Eskorte nach dem Bosporus, bald im Occident, es sei zu Gunsten der Pforte ein Traktat zwischen England, Oesterreich und Frankreich abgeschlossen. Dürfen wir damaligen Zeitungsberichten trauen, so hatte der Sultan wirklich die Unterstützung Englands in Anspruch genommen, von Sir R. Gordon jedoch die Antwort erhalten, die brittische Regierung könne nicht einschreiten, da Rußland noch nicht über sein ursprüngliches Manifest hinausgegangen sei. Der Wechsel des französischen Ministeriums — Polignac hatte Laferronnays ersetzt — hatte auf die auswärtige Politik Frankreichs keinen Einfluß.

Indessen nahte die Katastrophe heran. Die russischen Armeen hatten außerordentliche Fortschritte gemacht. In Asien war von Paskewitsch ein ungeheures Terrain erobert: die zwar zahlreichen, aber fast ganz undisciplinirten Heerhaufen der Türken vermochten seinem kleinen wohlorganisirten Corps nicht Stand zu halten; die lange vernachlässigten Festungen hatten sich ohne Schwertstreich oder nach kurzer Beschießung durch die überlegene russische Artillerie ergeben. Diebitsch machte nach einem kühnen Uebergang über den Balkan den noch kühneren Marsch auf Adrianopel, zog ohne Widerstand in dasselbe ein und nahm die Miene an, als wolle er auf die türkische Hauptstadt marschiren. Dagegen hatte sich der Türken seit der Schlacht bei Kulewtscha eine tiefe Entmuthigung bemächtigt, in zahlreichen kleinen Gefechten waren sie geworfen, die regulären Regimenter, die sich anfangs tapfer und hartnäckig geschlagen hatten, waren großentheils versprengt, die Operationen entbehrten einer einheitlichen Leitung, und

nur widerwillig, zum Theil gezwungen, folgten die Moslems den Fahnen. Das osmanische Reich ist einmal darauf zugeschnitten, daß es eines energischen Geistes an seiner Spitze bedarf. Ein solcher vermöchte vielleicht auch noch in unseren Tagen mit dem vorhandenen Material Großes zu leisten. Mahmud schien während des siegreichen Vordringens der Russen im Frühling und Sommer 1829 nur den einen Gedanken zu haben, seine Reformen durchzusetzen. Er reformirte aber in der pedantischen und kleinlichen Weise eines Korporals: eine neue Kleiderordnung für die Beamten, neues Ceremoniell für den Empfang der Gesandten, Festlichkeiten in der Manier der occidentalischen Höfe, prunkende Aufzüge, eine Aenderung seiner Bartfrisur, — lauter Dinge ohne Bedeutung in sich, aber anstößig den eifrigen Muhamedanern, darauf concentrirte sich die Aufmerksamkeit und die Thätigkeit des Sultans. Sein Versprechen, sich selbst an die Spitze der Truppen zu stellen, hielt er nicht, aber ob der Gamaschendienst der stehenden Heere Westeuropa's bei den nach Konstantinopel beorderten Rekruten sorglich gehandhabt werde, darüber wachte er eifrig. Je mehr die Russen sich näherten, desto tiefer wurde die Verstimmung im Herzen des Reichs. Man schrieb das Unglück der Heere den Reformen Mahmuds zu und die Anhänger des Janitscharenthums conspirirten gegen Thron und Leben ihres Herrschers. Sorglos, so lange die Russen noch fern waren, verzagt und kleinmüthig, als sie in Adrianopel, 30 Meilen von der Residenz, standen, wandte sich Mahmud in seiner Bedrängniß an die Gesandten Englands, Frankreichs und Preußens.

Es war dies in zwiefacher Rücksicht ein Fehler: einestheils, weil trotz aller erlittenen Verluste noch ein erfolgreicher Widerstand möglich war, anderntheils, weil die Gesandten dieser Mächte lediglich im Interesse Rußlands handelten.

Diebitsch hatte mit Umsicht und mit Glück operirt, er stand in Adrianopel, aber weiter vorzugehen lag für ihn außer dem Bereiche der Möglichkeit. In seinem Rücken waren die Festungen: Widdin, Nikopolis, Sistowo, Rustschuck, Giurgewo und Schumla noch im Besitz der Türken, das russische Corps unter Geismar war kaum im Stande, die Wallachei vor diesen Besatzungen zu schützen; in Schumla befand sich noch ein ansehnlicher Rest des türkischen Heeres unter Reschid Paschah; Mustafa Paschah hatte ein Heer von 30—40,000 Mann in Sofia concentrirt; 30,000 Mann türkischer Truppen standen in und um Konstantinopel; in dieser Stadt selbst konnten 80,000 Einwohner bewaffnet werden. Diebitsch war mit 20,000 Mann in Adrianopel eingezogen, aber verwenden konnte er diese nicht, da 5—10,000 Mann — die Angaben schwanken — in den Spitälern lagen. Mochte die Demoralisation der Türken noch so groß sein, es ließ sich fast mit Gewißheit voraussehen, daß sie sich zur Vertheidigung der Hauptstadt aufraffen würden, daß der todesverachtende Fanatismus der Osmanen das tollkühne Häuflein der Russen zerschmettern würde. Auch auf Verstärkung durfte der russische Feldherr in nächster Zeit nicht zählen. Rußland kann bei weitem nicht so viel Truppen außerhalb seiner Grenzen verwenden, als man gewöhnlich glaubt. Im Frühling 1829 waren alle Kräfte

aufgeboten, und doch betrug die Armee der Donau damals nicht mehr als 70,000 Mann und nur wenige Regimenter und ein paar Invaliden-Compagnien konnten nachgeschoben werden. Eine neue Rekrutenaushebung ward allerdings am 2. September 1829 angeordnet — auf 500 Seelen 3 Mann — aber auf deren Ankunft konnte Diebitsch nicht warten. Wenn es auf Seiten des russischen Feldherrn eine seltene Kühnheit, Geschicklichkeit und Umsicht bewies, daß er mit seinen 20,000 Mann Adrianopel besetzte, Konstantinopel mit Furcht erfüllte und den Feind über seine Stärke völlig täuschte, so grenzt es an's Fabelhafte, wenn die türkischen Feldherren und der Sultan sammt seiner Umgebung sich täuschen ließen, wenn sie an Friedensunterhandlungen dachten, ehe sie sich über den Stand der Dinge vergewissert, ehe sie das Aeußerste gewagt hatten.

Aber Mahmud wandte sich, statt es ferner auf die Entscheidung der Waffen ankommen zu lassen, an die fremden Gesandten. Oben wurde gesagt, daß Rußland von England, Frankreich und Preußen nachdrücklich unterstützt wurde. Hier ist der Moment — abgesehen von der früher erwähnten französischen Hülfe — wo diese Unterstützung eintrat. Der preußische Gesandte, von Müffling, der am 4. August in Konstantinopel anlangte, hat ohne Zweifel einen bedeutenden Einfluß auf die Entschließungen der Pforte gehabt. Er war von dem Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der den Krieg überhaupt beendet zu sehn wünschte, abgeschickt, um dem Sultan über die militärische Lage der Türkei die Augen zu öffnen und ihn zur Ernennung von Bevollmächtigten, welche über den

Frieden verhandeln sollten, zu vermögen. Den militärischen Stand der Dinge hätte der General von Müffling nur dann unparteiisch beurtheilen können, wenn er die russischen Corps und Adrianopel sowohl als die türkischen Armeen besucht hätte; aber er reis'te nicht einmal durch das russische Hauptquartier, er nahm den Seeweg nach Konstantinopel. Er hat von dem numerischen Bestande und dem Zustande der Russen in Adrianopel keine genaue Kunde gehabt, als er der Pforte seine Mittheilungen machte, oder wenn er diese Kunde hatte, hat er darüber geschwiegen. Sodann ertheilte der preußische Abgesandte der Pforte den Rath, auf die Friedensbedingungen und Forderungen, die Rußland machen würde, einzugehen. Aber Preußen kannte die Bedingungen und Forderungen nicht, die Rußland machen wollte. Kaiser Nikolaus hatte sich beharrlich geweigert, dieselben zu specialisiren, er hatte nur im Allgemeinen versichert, er begehre keinen Ländererwerb. Es kann zweifelhaft sein, ob Friedrich Wilhelm III. selbst die Lage der russischen Armee kannte, und es kann möglich sein, daß er die Versicherung des Kaisers Nikolaus, derselbe begehre keinen Ländererwerb, für ehrlich gemeint hielt, — das Faktum war, daß der preußische General im einseitigen Interesse Rußlands handelte.

Der Sultan ließ auch die Bevollmächtigten Englands und Frankreichs zu Rathe ziehn. Am 22. August fand eine Zusammenkunft zwischen diesen und dem Reis-Effendi Statt. Beide Gesandten riethen zur Nachgiebigkeit und zur Annahme der russischen Forderungen, obwohl auch sie dieselben nicht kannten. Ja Robert Gordon sprach sich na-

mentlich dahin aus, daß die europäischen Mächte Vertrauen in die Mäßigung des Kaisers von Rußland setzten, und daß es für die Pforte am besten sein würde, dasselbe zu thun.

Nachdem Diebitsch dem preußischen Hauptmann von Clair versichert hatte, daß er bereit sei, den Marsch auf Konstantinopel einzustellen, gingen am 24. August zwei türkische Bevollmächtigte nebst dem preußischen Major von Küster ins russische Hauptquartier nach Adrianopel ab. Die Konferenzen nahmen ihren Anfang, als auch die russischen Abgeordneten, die Grafen Alexis Orloff und Pahlen, der Fürst Gortschakof und der Staatsrath Fonton eingetroffen waren, am 1. September. Sie dauerten ununterbrochen bis zum 8. September, dann konnte man sich nicht verständigen und die türkischen Gesandten gingen nach Konstantinopel zurück, um weitere Instruktionen zu holen. Man hätte nun erwarten sollen, die Pforte werde Englands, Frankreichs und Preußens Gesandten die russischen Forderungen vorlegen. Aber das war ihr von Rußland nicht gestattet. Diese Mächte, die Rußland so treffliche Dienste geleistet, erfuhren die Bedingungen des Friedens — ausgenommen die Geldforderungen Rußlands — erst nach dem Abschlusse desselben. Diebitsch hatte fünf Tage Frist gegeben, wenn nach Ablauf derselben keine definitive Antwort da sei, werde er sich diese selbst holen. Er schob seine leichten Truppen wieder vor, neue Besorgniß wurde wach in Konstantinopel, und am 14. September wurde der Friede unterzeichnet.

V.

Der Inhalt des Vertrags von Adrianopel. Griechenland. Russische Diplomaten.

Kaiser Nikolaus hatte vor dem Beginn des Krieges und während der Dauer desselben immer von seiner Mäßigung und Großmuth gesprochen, er hatte bei jedem Anlaß versichert, nur die Nothwendigkeit, sich vor Beleidigungen zu schützen, nur das Gebot der Ehre habe ihn zum Kriege gedrängt, er begehre keinen Ländererwerb und keine besondern Handelsvortheile, er wolle nur seine Unterthanen davor schützen, ferner von den Türken als Sklaven verkauft zu werden, und er verlange Sicherheit für seine Schiffe im schwarzen Meere. Im Kriegsmanifeste, in dem Schreiben an die europäischen Höfe, worin der Sieg bei Kulewtscha angezeigt wurde, bei jener Komödie in Berlin (cfr. S. 110 ꝛc.), in zahllosen officiellen Akten und officiösen Zeitungsartikeln war das wiederholt worden. Die Welt glaubte an diese Versicherungen. Die „Großmuth und Mäßigung" des Kaisers von Rußland war eine Phrase geworden, die nicht nur in den Noten der Diplomaten und in den deutschen Zeitungen, welche

unter russischem Einfluß oder unter preußischer Censur standen, stereotyp war, sondern sogar eine Zeitlang in der englischen Presse und in dem englischen Parlamente ihr Echo fand. In Verwunderung kann uns das zwar nicht setzen. Hatten doch die Zeitgenossen des russisch-türkischen Kriegs von 1828 und 1829, denen die gleichzeitigen diplomatischen Verhandlungen nicht bekannt waren, keinen begründeten Anlaß, den feierlichen Versicherungen des Kaisers Nikolaus zu mißtrauen.

Merkwürdiger ist es schon, daß sich dieselbe Meinung auch noch nach Abschluß des Vertrags von Adrianopel und nach dem Bekanntwerden der Friedensbedingungen erhielt. Noch Jahre nachher pries man den Czaren, der das Schwert wieder in die Scheide gesteckt habe, nachdem der russischen Ehre Genüge gethan; man rühmte seine Festigkeit, die sich auch durch das beispiellose Glück der Waffen nicht zu extravaganten Forderungen habe hinreißen lassen, man war gerührt von einer Großmuth, die vor der wehrlosen Hauptstadt eines besiegten Feindes Halt mache. Namentlich scheint es der Erwähnung werth, daß unser Geschichtsschreiber von Rotteck, dem man gewiß keine Russomanie vorwerfen wird, im Staatslexikon sein Erstaunen ausdrückt über die gemäßigten Bedingungen, welche der Kaiser von Rußland dem Sultan auferlegt habe. Nur einzelne, bald verhallende, Stimmen in der englischen und französischen Presse sprachen sich anders aus.

Auch dieser fortdauernde Irrthum läßt sich allerdings erklären. Im Allgemeinen herrschte vor 1830 eine günstige Meinung über Rußland: man erinnerte sich an

Alexander und seinen Antheil an den Befreiungskriegen; man baute auf die Humanität des christlichen Rußlands ebenso sicher, als man an die Barbarei der muhamedanischen Türken glaubte; man jubelte über die Unabhängigkeit Griechenlands und meinte Rußland Dank dafür zu schulden. Zu dieser allgemeinen russenfreundlichen Stimmung kam noch ein Anderes: der Glaube an die ungeheure militärische Macht Rußlands. Die Gemüther waren in diesem Wahne so befangen, daß Jedermann fest überzeugt war, der Czar habe nur den Arm auszustrecken brauchen, um die ganze türkische Macht über den Haufen zu werfen. Nehmen wir aber das Alles zusammen, so haben wir die Erklärung dafür, daß die demüthigenden Bedingungen des Friedens von Adrianopel gemäßigt und großmüthig genannt werden konnten.

In Wirklichkeit liegt die Sache ganz anders, und die civilisirte Welt ist über den russisch-türkischen Krieg von 1828 und 29 und den darauf folgenden Frieden eben so grob getäuscht worden, als über die Anlässe und Zwecke des Krieges.

Wenn von Mäßigung die Rede sein soll, so muß zunächst die Macht da sein, das Unmäßige zu thun.

Der Kaiser von Rußland besaß diese Macht damals nicht. Wie wir in den vorigen Kapiteln gesehen haben, war Diebitsch nicht im Stande, gegen Konstantinopel vorzurücken, also auch nicht im Stande, der Pforte mit dem Degen beliebige Friedensbedingungen aufzunöthigen. Es war also, falls die diplomatischen Verhandlungen nicht zum Ziel führten, ein neuer Feldzug nöthig. Die Lage des russischen Feldherrn in einer feindlichen Stadt von

80,000 E., umgeben von zahlreichen türkischen Heerhaufen, mußte dann eine verzweifelte werden. Gesetzt aber auch, er hielt sich den Winter über, woher wollte Rußland zur neuen Campagne Streitkräfte nehmen, wenn wir in Anschlag bringen, daß die Russen im Feldzuge von 1829 gegen 60000 Mann in der europäischen Türkei verloren, daß sie nur 10—15000 Mann über den Pruth zurückgebracht haben. Und wenn im Frühling 1830 die Rekruten des Czaren im Felde erschienen, war es wohl anzunehmen, daß die um ihre Existenz kämpfenden Osmanen abermals nirgend Stand halten würden?

Im September 1829 mußte dem russischen Kabinet Alles daran gelegen sein, Frieden zu schließen. Das war aber nur möglich, wenn es keine Bedingungen stellte, die für die Pforte durchaus unannehmbar waren, die sie zum äußersten Widerstande zwangen. Namentlich in bedeutende Gebietsabtretungen in Europa durfte Mahmud nicht willigen, wollte er die osmanische Bevölkerung nicht zum Aufruhr treiben. Hätte Rußland solche verlangt, so kam der Friede nicht zu Stande, die russischen Forderungen wurden den europäischen Mächten bekannt, und es ließ sich voraussehen, daß wenigstens einige unter diesen ernste Einsprache thun würden.

Die gerühmte Mäßigung und Großmuth des Kaisers Nikolaus ist also im Grunde Nichts als die gemeine Klugheit, in seinen Forderungen sich auf das zu beschränken, was er, ohne die Pforte zum äußersten Widerstande zu zwingen und ohne England und Oestreich auf das Schlachtfeld zu rufen, erlangen konnte.

Innerhalb dieser Schranke hat Kaiser Nikolaus das

Aeußerste gefordert. Wir können sagen, er hat die bedrängte Lage und die Verblendung der Pforte ohne alle Großmuth und Mäßigung ausgebeutet, und es waren lediglich heuchlerische Phrasen, wenn er sich jene Tugenden zuschrieb. Ja noch mehr, der Kaiser nahm keinen Anstand, der Pforte Bedingungen aufzulegen, die seine frühern Versprechungen gradezu als Lügen brandmarkten.

Der Inhalt des Traktats von Adrianopel wird das Gesagte beweisen.

Der Vertrag, welcher Freundschaft und Friede auf ewige Zeiten zwischen Rußland und der Pforte verkündet, besteht aus sechszehn Artikeln. Ueber die territorialen Verhältnisse wird darin bestimmt, daß die Moldau und Wallachei und die in Rumelien und Bulgarien von den Russen eroberten festen Plätze der Pforte zurückgegeben werden sollen. Der Pruth bildet die türkisch-russische Grenze bis zu seinem Zusammenfluß mit der Donau. „Von da an wird die Grenzlinie den Lauf der Donau bis an die Georgsmündung verfolgen, dergestalt, daß alle von den verschiedenen Armen dieses Flusses gebildeten Inseln im Besitze Rußlands verbleiben." Diese Donauinseln waren der erste Ländererwerb Rußlands.

In Asien gaben die Russen ihre Eroberungen dem Namen nach gleichfalls zurück. Aber — so wurde bestimmt — es solle eine genaue Grenzregulirung Statt finden. Wir müssen den betreffenden Artikel 4 des Traktats wörtlich abschreiben.

„Da Georgien, Imeretien, Mingrelien, Gurien und verschiedene andere Provinzen des Kaukasus schon seit langen Jahren und auf immer mit dem russischen Reiche

vereinigt sind, und dieses Reich durch den Vertrag von Turkmantschai die Chanate Eriwan und Nachitschewan erlangt hat, so haben die beiden contrahirenden Mächte die Nothwendigkeit erkannt, zwischen ihren beiderseitigen Staaten diese Linie entlang eine wohlgezeichnete Grenze herzustellen, um allen Streit zu vermeiden. Sie haben auch die geeigneten Mittel in Erwägung gezogen, um den Einfällen und Räubereien entgegenzutreten, welche von den ihnen benachbarten Stämmen bisher ausgeübt sind, und welche die Freundschaftsbeziehungen und das gute Einvernehmen der beiden Reiche oft gefährdet haben. Daher ist man übereingekommen, von nun an als Grenze zwischen den Gebieten des kaiserlichen Hofes von Rußland und denen der hohen Pforte in Asien die Linie zu betrachten, welche, den gegenwärtigen Grenzen Guriens bis zum schwarzen Meere folgend, bis zur Grenze Imeretiens hinaufsteigt, und von da in gerader Linie bis zu dem Punkte läuft, wo die Grenzen des Paschaliks Achalzik und Kars mit denen Georgiens zusammentreffen, so daß nördlich und innerhalb dieser Linie die Stadt Achalzik und das Fort Akhalkalaki in einer geringsten Entfernung von zwei Stunden verbleiben. Alle südlich und westlich von dieser Demarkationslinie nach den Paschaliks von Kars und Trapezunt zu gelegenen Landstriche, sowie der größere Theil des Paschaliks Achalzik bleiben für immer unter der Herrschaft der hohen Pforte, während diejenigen, welche nördlich und östlich von der obenerwähnten Linie nach Georgien, Imeretien und Gurien zu liegen, sowie das Uferland des schwarzen Meeres, von der Einmündung des Kuban, bis zum Hafen St. Nikolaus einschließ-

lich, auf ewige Zeiten unter der Herrschaft des russischen Reiches verbleiben sollen. Demnach giebt der kaiserliche Hof von Rußland der hohen Pforte den Ueberrest des Paschaliks von Achalzik, die Stadt und das Paschalik von Kars, die Stadt und das Paschalik Bajazet, die Stadt und das Paschalik Erzerum, sowie die von den russischen Truppen besetzten Plätze, die sich außerhalb der bezeichneten Linie befinden, zurück."

Durch diese Regulirung bekam Rußland einen Theil des Paschaliks Kars und fünf Sandschaks des Paschaliks Achalzik mit der türkischen Stadt Achalzik und der Festung Akhalkalaki. Das war der zweite Ländererwerb. Auf Rechnung der von der Pforte zu leistenden Entschädigung, hieß es, willige Rußland in die Annahme dieser Distrikte.

Das Uferland des schwarzen Meeres, sagt der Vertrag, soll unter der Herrschaft des Kaisers Nikolaus verbleiben. Dies Uferland gehörte den freien tscherkessischen Bergvölkern des Kaukasus. Die Pforte trat hiermit ein Gebiet ab, auf das sie nicht das geringste Besitzrecht hatte. Für Rußland war das der dritte Ländererwerb.

Was die Bedeutung dieses Terrains anbetrifft, das an Rußland überging, so leuchtet die Wichtigkeit der Küste des schwarzen Meeres sofort ein: sie dehnt sich hundert deutsche Meilen weit von der Kuban-Mündung bis zum Fort Nikolai aus und enthält die besten Häfen des Pontus. Für Rußland aber war diese Küste in einer besonderen Beziehung werthvoll: im Besitz derselben vermag es den Tscherkessen alle Zufuhr und alle Verbindungen zur See abzuschneiden. In eben dieser Beziehung war es, daß sich Nikolaus die Paschaliks Kars und Achalzik

theilweise abtreten ließ: der Vertrag von Turkmantschai hatte Persien die Chanate von Eriwan und Nachitschewan entrissen, wirft man einen Blick auf die Karte jener Länder, so ergiebt sich, daß durch den Vertrag von Adrianopel die Einschließung Cirkassiens vollendet wurde. Jenes freie Bergland war von da an von aller Verbindung mit anderen Staaten abgeschnitten, es lag isolirt zwischen den Besitzungen des feindlichen Rußlands, und die ernsthaften Versuche der Unterjochung konnten nun beginnen.

Die Abtretung der Donauinseln enthielt für Rußland eine unbedeutende territoriale Vergrößerung. Das Areal ist nicht größer als ein deutsches Herzogthum. Aber es ist kaum ein Fleck Erde in Europa, der in politischer und commerzieller Beziehung diesem gleich käme. Der Verlauf der Regierungsgeschichte des Nikolaus wird dies zeigen.

Fast einer Gebietsabtretung gleich kommt die fernere Bestimmung des Traktats von Adrianopel, wonach das rechte Donauufer zwar nominell den Türken verbleibt, ihnen die Bewohnung desselben und die Errichtung von Etablissements daselbst in einer Entfernung von zwei Stunden aber untersagt wird.

Die Russen machen sich anheischig, die Donauinseln nicht zu befestigen, aber Quarantaineanstalten dürfen sie anlegen, — also Gebäude, die jeden Augenblick in Forts verwandelt werden können. Die Türken müssen ihre Festungen auf dem linken Donauufer in der Wallachei abbrechen, also selbst den Pfad ebnen für eine künftige russische Invasion.

Rußland hatte vor dem Kriege und während desselben

ben ausgesprochen, es begehre keine Handelsvortheile von der Pforte. Der Friedensvertrag sicherte den russischen Unterthanen im ganzen Gebiet der Pforte Handelsfreiheiten zu, die sonst allenfalls ein Vasallenstaat zu gewähren gezwungen werden möchte. Der freie Handelsverkehr der Russen im ottomanischen Reiche soll nie durch Gesetze oder Verordnungen gestört, kein russisches Fahrzeug darf von türkischen Beamten, weder auf offenem Meer noch im Hafen untersucht, die Waaren russischer Kaufleute dürfen nach Entrichtung der festgesetzten Zölle überall frei verkauft werden, die Russen in der Türkei stehen ausschließlich unter der Jurisdiction und Polizei der russischen Consuln. Daneben wird der Durchgang durch die Dardanellen und durch den Bosporus russischen Schiffen sowohl als denen anderer Nationen geöffnet. Bricht die Pforte eine dieser Bestimmungen und wird auf die russischen Reclamationen keine vollkommene und schleunige Genugthuung gewährt, so kann der Kaiser von Rußland das als eine thätliche Feindseligkeit betrachten und Repressalien üben.

Ein Separatvertrag regelte die Verhältnisse der Moldau und Wallachei. Die Hospodare der Fürstenthümer sollen fortan nicht mehr auf sieben Jahre gewählt werden, sondern auf Lebenszeit, und können nur ersetzt werden im Fall freiwilliger Entsagung oder in Folge begangener Verbrechen. Sie verwalten ihre Provinzen mit Zuziehung ihrer Diwans und unter Beobachtung der garantirten Rechte des Landes selbstständig. Die Pforte gestattet ihren Befehlshabern auf dem rechten Donauufer eine Einmischung in die Angelegenheiten der Fürstenthümer, und erlaubt ihren muhamedanischen Unterthanen

keine Niederlassung daselbst. Kein Muhamedaner darf überhaupt in der Moldau und Wallachei sein Domicil haben, nur Kaufleuten mit Fermans versehen wird zeitweiliger Aufenthalt gestattet. Die daselbst wohnenden Muselmänner sollen binnen 18 Monaten ihr erworbenes Grundeigenthum verkaufen. Die Fürstenthümer liefern kein Getreide, keine Lebensmittel, kein Bauholz, keine Heerden mehr an die Pforte, stellen ihr keine Arbeiter, leisten keine Frohnden. Die Pforte erhält außer dem jährlichen Tribut eine noch festzusetzende Summe als Entschädigung. Beim Regierungsantritt jedes Hospodars ist eine Summe an die Pforte zu entrichten, die dem jährlichen Tribut gleichkommt. Handelsfreiheit wird stipulirt für die Bewohner der Fürstenthümer. Die Handelsfahrzeuge derselben dürfen von den Einnehmern des Tributs nicht belästigt werden. Die Pforte erläßt den jährlichen Tribut auf zwei Jahre, vom Abzuge der russischen Truppen an gerechnet. Die Pforte bestätigt die von den Russen während der Besetzung getroffenen Anordnungen, mit dem ziemlich inhaltlosen Zusatz, — sofern sie den Souverainetätsrechten des Großherrn keinen Eintrag thun.

Durch diese Bestimmungen waren die Donaufürstenthümer nicht nur der direkten Oberherrlichkeit der Pforte so ziemlich entzogen, sondern auch der indirekte Einfluß derselben auf diese Länder war gebrochen. Während die Pforte keine Truppen darin halten, keine Festungen darin besetzen durfte, blieben die russischen Regimenter darin stehen. Während die Pforte auf die Organisation der Verwaltung keinen Einfluß hatte, wurden die russischen Anordnungen bestätigt. Während die muhamedanischen

Einwohner das Land räumen mußten, stand es den russischen Unterthanen frei, einzuwandern. Rußland hatte die Donaufürstenthümer — „ayant garanti leur prosperité“ — unter seine Protektion genommen, die Jedermann als das Vorspiel späterer Einverleibung betrachten mußte.

Eine ähnliche Protektion ließ Rußland — laut Artikel V. des Friedensvertrags — Serbien angedeihen. Die Pforte verpflichtete sich, daß die betreffenden Bestimmungen des Traktats von Akjermann genau erfüllt, die von der Pforte besetzten Distrikte zurückgegeben werden sollten, um dergestalt die Ruhe und die Wohlfahrt dieser treuen und gehorsamen Nation auf immer zu sichern.

Die Pforte zahlte an Rußland unter dem Titel einer Entschädigung der russischen Unterthanen für alte und neue Rechtsverletzungen 1,500,000 holländische Dukaten, unter dem Titel Kriegskosten außerdem 10 Mill. Dukaten.

Grade diese Geldentschädigung hatte den meisten Anstand gefunden. Um ihretwillen hatte Diebitsch den türkischen Unterhändlern eine fünftägige Frist bewilligen müssen, worin jene nach Konstantinopel zurückgingen, um weitere Instruktionen einzuholen.

Drückend war die Bestimmung im höchsten Grade: die Kasse des Sultans war leer. Die bedeutenden Einnahmen aus den Zöllen, die an der Donau im Bosporus und den Dardanellen erhoben wurden und aus der griechischen Kopfsteuer waren seit Jahren versiegt, der Krieg hatte große Summen verschlungen, es stand also zu erwarten, daß jene Entschädigungsgelder und Kriegskosten sehr schwer aufzutreiben seien. Rußland hatte sich jedoch

für diesen Fall vorgesehn: je nachdem diese Summe von der Pforte gezahlt wurde, sollte die Räumung der von den Russen besetzten türkischen Gebietstheile stattfinden. Die Donaufürstenthümer und die Festung Silistria konnten die Russen besetzt halten bis die ganze Schuld entrichtet war.

Ferner wurden die sämmtlichen früheren Verträge und Conventionen zwischen Rußland und dem türkischen Reiche in dem Friedenstraktat bestätigt.

Endlich trat die Pforte dem Traktat vom 6. Juli 1827 bei und unterzeichnete das Protokoll vom 22. März 1829.

Es ist oben bemerkt worden, daß Sultan Mahmud schon am 7. August 1829 das Protokoll vom 16. November 1828 auf Anliegen der Gesandten Englands und Frankreichs unterzeichnet hatte, wir wissen auch, daß die beiden Protokolle wesentlich von einander verschieden waren, das vom 16. November stellte bloß Morea und die Cykladen unter den Schutz der alliirten Mächte und machte die Größe Griechenlands von künftigen Verhandlungen mit der Pforte abhängig, dasjenige vom 22. März bestimmte als Grenze des griechischen Staats die Linie vom Meerbusen von Volo bis zu dem von Arta und war eigentlich nur ein Vorschlag, welcher der Pforte gemacht werden sollte.

Wenn Rußland jetzt zu Adrianopel diesen Vorschlag dem Sultan aufzwang, so lag darin eines Theils eine unredliche Benutzung der Situation, andern Theils eine Eigenmächtigkeit seinen Alliirten gegenüber.

Der Traktat von Adrianopel wurde am 17. Sept. in der türkischen Hauptstadt ratificirt, — im großen Rath,

dem der Sultan, der Mufti, sämmtliche Minister und die Ulemas beiwohnten. Die Arbeiten zur Befestigung Konstantinopels wurden eingestellt, den Feldherrn der Befehl ertheilt, die Feindseligkeiten nicht fortzusetzen, Kaiser Nikolaus schickte den Grafen Orloff mit einem Schreiben nach Konstantinopel; von dort ging Halil Pascha nach Petersburg ab. Sultan Mahmud hatte es nicht gewagt, die Ratification des Traktats zu verweigern, er hoffte jedoch von der Gnade und Großmuth des Kaisers Nikolaus eine Milderung der harten Bedingungen, namentlich Ermäßigung des Tributs zu erlangen. Die Gesandten der übrigen Großmächte bestärkten ihn in dieser Hoffnung und versprachen theilweise, ihre Fürsprache einzulegen. Trotz dieser jedoch und trotz der reichen Geschenke, die Halil Pascha mit nach Petersburg nahm — ein Hermelin mit Diamantenagraffe für den Kaiser, und reiche Shawls für die Kaiserin — wurde von den stipulirten Bedingungen Nichts nachgelassen.

Es charakterisirt Sultan Mahmud, daß die Zahlung des Tributs ihm am härtesten erschien. In Wirklichkeit kam doch auf die anderen Bestimmungen des Traktats weit mehr an. Nicht nur, daß die Pforte die griechischen Provinzen gänzlich verlor, daß auch die Moldau, die Wallachei und Serbien ihrem Einfluß fast ganz entzogen und was schlimmer war, den schrankenlosen Einwirkungen Rußlands hingegeben wurde — das mächtige nachbarliche Rußland hatte die Bedingungen erlangt, die seine eigne Entwicklung unendlich steigern und die Pforte zum Spielball seines Willens machen mußten, das schwarze Meer war ein russischer Binnensee, die Mündungen der

sich darin ergießenden Ströme in Rußlands Händen, die Verbindung mit dem Mittelmeer geöffnet, durch die Verträge die Handhabe geboten, sich je nach Belieben in die innern Angelegenheiten der Türkei einzumischen.

Was die Pforte betraf, so war die begonnene Reform des Reiches gestört, die Anfänge eines modernen regulairen Heeres zertreten, die materielle Kraft des Landes auf's Aeußerste geschwächt, das Ansehen der Regierung durch den ruhmlosen Kampf und den schimpflichsten Frieden untergraben.

Wir können die Bedeutung des Friedens von Adrianopel für Rußland nicht besser zusammen fassen, als in den Worten de Pradt's: „Jetzt erst ist Rußland der Koloß des Continents. Zwei Dinge fehlten ihm: Sonne und reicher Handel. Jetzt hat es Beide. Während die Diplomaten schrieben, stürmten die Russen." Und vom Sultan sagt ein anderer Schriftsteller nicht minder treffend: „er wird das Serail künftig nicht mehr als Herr, sondern nur als ein Miethsmann bewohnen, — gewärtig, daß Rußland ihm kündige."

Den Russen wurde in einem Manifest des Kaisers, vom 1. October 1829 datirt, das Ende des Kriegs angezeigt. Das Manifest deutet auf die Vortheile, die durch den Krieg gewonnen seien, hin, rühmt den Heldenmuth der Truppen, versichert, daß der Kaiser fern vom Geist der Eroberung sei und auch während des Kriegs seine Geneigtheit zum Frieden wiederholt bewiesen habe und bringt, — was Nikolaus nie zu thun verfehlte — „Dank dem allmächtigen Gott, durch dessen Fügungen Rußland die neuen Gaben geworden."

Am 7. October fand in St. Petersburg eins jener

militärischen Feste Statt, welche in monarchischen Staaten bei solchen Anlässen nie fehlen, und welche Nikolaus mit besonderer Vorliebe celebrirte. Die beiden Stützen der Throne, Militär und Geistlichkeit, fungirten dabei: 26 Bataillone Infanterie, 29 Escadrons Kavallerie und 32 Kanonen, der Metropolitan Seraphim und eine Schaar von Geistlichen, die in Procession das Kreuz vor sich hertrugen, endlich die eroberten türkischen Fahnen spielten Rollen in dem Drama. Der Czar und die Würdenträger des Reichs und das diplomatische Corps, auch der persische Prinz Chosrew Mirza standen auf einer mit Scharlach bekleideten Estrade; im Carré darum her die Truppen. Trompeten gaben das Signal zum Gebet, Kanonendonner begleitete den Choral, mit entblößtem Haupt knieten im strömenden Regen die Truppen.

In einem Tagesbefehl sagte der Kaiser Nikolaus seinen Land- und Seetruppen Dank. Alle, die an dem Kriege Theil genommen, erhalten eine Medaille. Allen, welche in der Garde zwanzig Jahre, in der Linie zweiundzwanzig Jahre gedient haben, ist es gestattet, den Abschied zu fordern, und diejenigen, die von der Erlaubniß keinen Gebrauch machen wollen, erhalten doppelten Sold. Außerdem regnete es Orden und Titel. Paskewitsch und Diebitsch werden zu Feldmarschällen ernannt und bekommen den Georgenorden I. Klasse. Diebitsch bekommt den Namen Sabalkansky, seine Frau wird Ehrendame der Kaiserin. Admiral Greigh erhält den Namenszug des Kaisers, um ihn auf den Epauletten zu tragen. Auch der preußische General von Müffling, der so viel zum Friedensschluß beigetragen, wurde nicht vergessen:

Nikolaus gab ihm den Alexander-Newsky-Orden und 100,000 Silberrubel, der König von Preußen den schwarzen Adlerorden. Friedrich Wilhelm III. selbst, der treue Alliirte, hatte bald nach der Anwesenheit des Kaisers von Rußland in Berlin im Sommer 1829 zwei eroberte türkische Kanonen zum Geschenk erhalten.

Ein Punkt des Vertrags von Adrianopel gab noch Anlaß zu ferneren Unterhandlungen zwischen Rußland, seinen beiden Alliirten und der Pforte: die Ausführung des Traktats vom 6. Juli 1827. Das englische Ministerium, gereizt durch das oben bezeichnete eigenmächtige Verfahren Rußlands in der griechischen Frage, schien Schwierigkeiten erheben zu wollen. Jedoch das französische Kabinet kam Rußland zu Hülfe: es machte einen ganz neuen Vorschlag, daß die Ausdehnung des griechischen Territoriums ein wenig beschränkt, dafür aber die Oberhoheit der Pforte ganz beseitigt werde. Man stellte England vor, diese Auskunft sei für es selbst vortheilhaft, denn wenn Griechenland unter der Suzerainetät der Pforte verbleibe, so würde die Gährung daselbst fortdauern und damit die Gefahr, daß diese Gährung sich auf die angrenzenden türkischen Länder und auf die jonischen Inseln übertrage; außerdem sei es leichter, Candidaten für den Thron eines ganz unabhängigen Staats als für den eines türkischen Vasallenlandes zu finden, und der Einfluß Rußlands auf das junge Reich werde am sichersten sein Ende erreichen, wenn ein europäischer Prinz an des Präsidenten Capo d'Istria's Stelle trete.

England willigte in diese französischen Vorschläge, und in einem Protokoll vom 3. Februar 1830 erklärten

die alliirten Mächte Griechenland für einen unabhängigen Staat und bestimmten definitiv die Grenzen desselben. Am 24. April trat die Pforte dem bei, und laut eines besonderen Protokolls vom Februar wurde dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg die griechische Krone angetragen.

Wir müssen bei Griechenland noch einen Augenblick verweilen. Seine Beziehungen zu Rußland berechtigen, ja zwingen uns dazu. Der Traktat von Adrianopel verwirklichte rücksichtlich Griechenlands einen alten russischen Plan, der schon zu Katharinas II. Zeit gefaßt aber damals mißlungen war*). Die Pforte verlor ihre hellenischen Provinzen und bekam in ihnen einen unabhängigen gefährlichen Nachbar. Für das osmanische Reich war dies an sich schon ein schlimmes Resultat des Friedens. Noch verhängnißvoller jedoch war der tiefgreifende und ausschließliche Einfluß, den sich Rußland in Griechenland zu erwerben gewußt hatte.**)

Der Mann, dem Rußland diesen Einfluß vorzugsweise zu danken hatte, der Graf Capo d'Istria, ist schon mehrmals erwähnt worden. Johann, Graf von Capo d'Istria, 1776 auf Korfu geboren, nach Vollendung seiner Studien zu Padua und Venedig Mitglied der Regierung der jonischen Inseln, ging 1809 in russische Dienste und wurde als so brauchbar anerkannt, daß man ihn im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ver-

*) Band II. S. 194.

**) Vergl. Portfolio II. und The diplomatic History of the Monarchy of Greece by Parish, London 1846.

wandte. Er erwarb sich die volle Gunst des Kaisers Alexander, unterzeichnete als Minister desselben 1815 die Akte des zweiten Pariser Friedens und stand seit 1816 sechs Jahre lang an der Spitze des Ministeriums für die auswärtigen Angelegenheiten. Unerwartet nahm er dann seine Entlassung und ließ sich in Genf nieder. Hatte er sich in seiner bisherigen Stellung das Vertrauen Alexanders und die gute Meinung der Mitglieder der heiligen Allianz erworben, so gewann er nun auch das liberale Publikum für sich. Seine Resignation und sein Rückzug nach Genf wurde ihm als reiner, heiliger Eifer für die Sache seines Vaterlandes ausgelegt, man vermuthete, aus Patriotismus habe er sein hohes Amt niedergelegt, weil Rußland Miene machte, die Sache der Griechen fallen zu lassen; sein vertrauter Umgang mit dem Philhellenen Eynard, sein Protest gegen das allerdings ziemlich barbarische Regiment der Engländer auf den jonischen Inseln verschafften ihm den Ruf eines liberalen Mannes.

Als der Graf zum Präsidenten Griechenlands gewählt war, ging er zunächst nach St. Petersburg, nahm seine förmliche und gänzliche Entlassung aus russischem Dienst, und nach zweimonatlichem Aufenthalt daselbst begab er sich nach London, nach Paris und schiffte sich zu Ankona nach Griechenland ein.

Im Januar 1828 langte er dort an. Wir wissen bereits, daß das unglückliche Land damals in höchster Verwirrung war, daß die Parteiungen den Gipfelpunkt erreicht hatten: Räuber hausten im Innern, Piraten an den Küsten, die egyptischen Truppen hielten noch die mei

sten festen Plätze besetzt, offner Bürgerkrieg war in Nauplia ausgebrochen, der Regierung gehorchte Niemand.

Capo d'Istria's Ankunft änderte mit einem Male die Lage der Dinge. Eine von ihm erlassene Proklamation wirkte wie ein Wunder. Alles hatte sich längst nach geordneten Zuständen gesehnt und schaarte sich jetzt um den neuen Präsidenten. Selbst die Patrioten vergaßen ihr Mißtrauen gegen den ehemaligen russischen Minister, vergaßen, daß er ihnen 1819 in einem Circular gesagt hatte, Griechenland müsse alle seine Hoffnungen auf Rußland setzen, und gewährten ihm bereitwillig ihren Beistand. Der Wechsel in den griechischen Zuständen war so frappant, daß die Berichte der fremden Residenten in Griechenland von Bewunderung überströmten, und daß die ganze westeuropäische Welt eine ungemein hohe Meinung von den staatsmännischen Talenten des Grafen bekam. Auch der russische Gesandte in Griechenland meldete seiner Regierung diesen Umschwung der Dinge.

Aber bald zeigte sich's, daß es weder dem russischen Kabinet, noch dem Grafen Capo d'Istria darum zu thun war, Griechenland blühend und glücklich zu machen — der neue Staat sollte russificirt werden. Wenn wir die Noten der russischen Diplomaten und die Maßregeln des griechischen Präsidenten zusammenstellen, so haben wir die Theorie und Praxis dieser Russification.

Am 12. März 1828 überreichte Fürst Liewen in London eine Note, worin auseinander gesetzt wurde, daß die Wahl des Grafen Capo d'Istria allerdings zu vernünftigen Erwartungen in Bezug auf die Regierung Griechenlands berechtige, daß jedoch die Mächte die Pflicht hätten,

jenem behülflich zu sein. Rußlands Kaiser sei gebieterisch verpflichtet, Griechenland eine Regierung zu geben, die stark genug sei, die geheimen Gesellschaften und die Sitze der Revolution zu zerstören. Die Mächte dürften Griechenland nicht unter dem Joch einer ruinirenden Anarchie lassen, das würde heißen, ihre Pflicht gegen sich selbst und gegen Europa versäumen. Zunächst sei es nothwendig, den Grafen Capo d'Istria mit Geld zu versehen und man habe sich entweder über regelmäßige Subsidien zu einigen oder die Anleihe von 2 Millionen Pfund, die Capo d'Istria vorgeschlagen, zu garantiren. Rußland übernehme die Garantie für ein Drittheil und habe das Geld bereits in die Hände des Admirals Heyden niedergelegt.

Der französische Gesandte übergab zu gleicher Zeit in London eine Note, die der russischen so ähnlich sah, daß man sie unter dem direkten Einfluß Pozzo di Borgo's in Paris redigirt glauben muß.

Der Graf Capo d'Istria bekam so die Geldmittel, die er einerseits überhaupt sehr nöthig hatte, die ihn andrerseits aber auch der finanziellen Controle einer Repräsentativ-Versammlung überhoben. Außer den Geldern der Anleihe flossen monatliche Subsidien Rußlands und Frankreichs in seine Kasse, die Kaiserin Mutter von Rußland schenkte 200,000 Rubel, Nikolaus selbst legte 2 Millionen Franks in der von Capo d'Istria errichteten griechischen Nationalbank nieder.

Graf Capo d'Istria hatte beim Antritt seiner Präsidentschaft zu Trözene folgenden Eid geschworen: „Ich schwöre im Namen des Höchsten, die Fundamentalrechte des griechischen Staates unverletzt zu bewahren, sie nicht zu ver-

letzen oder verletzen zu lassen — in keinem Fall oder unter keinem Vorwand." „Ich schwöre zu schützen und zu bewahren mit allen meinen Kräften die Unabhängigkeit der griechischen Nation, die allgemeine und persönliche Freiheit, die Rechte Aller zu respektiren ꝛc." Er hat diesen Eid ungefähr in gleicher Weise gehalten wie Napoleon III. denjenigen, den er schwur, als er die Präsidentschaft der französischen Republik antrat. Bald nach seiner Ankunft in Griechenland löʃte er die gesetzgebende Versammlung auf. An die Stelle derselben setzte er unter dem prunkenden Namen Panhellenion eine berathende Versammlung, deren siebenundzwanzig Mitglieder er selbst auswählte. Er versprach allerdings, eine Nationalversammlung binnen zwei Monaten einzuberufen, ließ aber über ein Jahr verstreichen, bis er die Zusage erfüllte. Diese Zwischenzeit benutzte er auf seine Weise. Die griechische Communalfreiheit war ihm ein Dorn im Auge. Dieselbe war von den türkischen Herrschern wenig oder gar nicht angetastet worden, die Griechen fühlten sich so wohl unter derselben, daß sie nach der Befreiung vom türkischen Joch verhältnißmäßig unbedeutende Aenderungen damit vornahmen. Die Versammlung zu Epidaurus hatte 1821 die Unterschiede zwischen den Primaten und den übrigen Gemeindegliedern aufgehoben, und 1823 war dieser Beschluß bestätigt worden. Die Provinzen zerfielen in Gemeinden oder Demogerontien, an der Spitze jeder stand ein für ein Jahr gewählter Demogeront, der das Amt eines Friedensrichters mit dem eines Verwaltungsbeamten verband, zwei gewählte Epistaten standen ihm zur Seite. Jeder Bürger, der das 35. Jahr erreicht hatte, war wählbar. Schon

im April 1828 machte Capo d'Istria willkürliche Eingriffe in diese Municipalverfassung: er dekretirte, daß außerordentliche Regierungscommissäre den Wahlcollegien präsidiren sollten, er gab Instruktionen, nach denen sich die Demogeronten zu richten hätten, er ließ Listen der Wähler und der Wählbaren aufstellen und gab den Regierungs-Commissären Befugniß, über aktive und passive Wahlfähigkeit endgültig zu entscheiden.

Diese Maßregeln riefen schon bedeutende Unzufriedenheit in Griechenland hervor; namentlich die Primaten murrten laut. Doch die allgemeine Aufmerksamkeit war zu sehr auf die fortdauernden kriegerischen Unternehmungen und auf die auswärtigen Angelegenheiten gerichtet, als daß Capo d'Istria in seinem Verfahren hätte gehemmt werden können.

Auch von Seiten der Alliirten geschah Nichts, dem willkürlichen Verfahren des griechischen Präsidenten Einhalt zu thun. Von ihnen wurde das Recht der Griechen auf eine Repräsentativregierung allerdings im Allgemeinen anerkannt. In einem Bericht der zu Poros sich aufhaltenden Repräsentanten Englands, Frankreichs und Rußlands vom 12. December 1827 hieß es: „wenn die Gesandten vorschlagen, in Griechenland eine erbliche Regierung herzustellen, so sind sie doch fern von der Behauptung, die Griechen sollten keinen Theil an der gesetzgebenden Gewalt haben, da sie selbst unter der türkischen Herrschaft ihre eignen Municipalbehörden wählten, und die Primaten das Recht hatten, die von der Pforte verlangten Steuern umzulegen." Aber es gelangten russische Berichte nach dem westlichen Europa, die ein fürchterliches

Bild von den griechischen Zuständen entworfen und lediglich darauf berechnet waren, die Regierungsweise Capo d'Istria's zu rechtfertigen.

Eine Depesche des Grafen Bulgari, russischen Residenten in Griechenland, datirt vom 14. December 1828, wurde der Conferenz zu London vorgelegt und dem Protokoll vom 22. März 1829 angehängt, welche ganz in diesem Sinne gehalten ist. Die Primaten werden darin als verderbte Menschen geschildert; sie besäßen weder die Tugenden noch die Talente, worauf wohlorganisirte Gemeinwesen sich zu basiren pflegten; sie benutzten die freien Institutionen nur, um ihren Anhang zu mehren; sie ständen in Verbindung mit den Revolutionärs und den Demagogen von Europa. Es sei eine seltsame Täuschung, wenn man ernsthaft an die Möglichkeit denken wolle, in Griechenland eine Regierung nach konstitutionellen Principien zu begründen. Die Opfer, welche die alliirten Mächte bereits gebracht hätten, gäben ihnen das unbestreitbare Recht, hinsichtlich der Regierungsform des Staats ein entscheidendes Wort zu reden und alle Principien auszuschließen, die mit der wirklichen socialen Tendenz des griechischen Volks und der Ruhe Europa's in Widerspruch ständen. Es gelte eine ordentliche Regierung herzustellen; alle andern Fragen, selbst die über das Verhältniß Griechenlands zur Pforte, seien von untergeordneter Bedeutung.

„Auf diese Weise würden die Mächte die Demagogen aller Länder ins Herz treffen, indem sie ihnen bewiesen, daß keine Revolution Platz greifen kann, ohne nothwendig in Atome zerschmettert zu werden durch die

Union der alliirten Souveräne, und daß, selbst wenn Revolten vernünftig und möglich sind, sie in dem einigen Handeln der Kronen eine unübersteigliche Schranke finden werden und einen Willen, der immer bereit ist, sie zu vernichten oder zum Vortheil der socialen Ordnung zu wenden."

Der russische Minister ließ zu dieser Depesche durch den Grafen Liewen noch hinzufügen, daß die Regierungsform Griechenlands in den Augen des Kaisers Nikolaus eine Lebensfrage sei, und daß letzterer, sobald England und Frankreich in diesem Punkte einverstanden seien, seinen Alliirten einen ausgezeichneten Beweis seines Vertrauens geben wolle. „Er will einen englischen und französischen Delegirten mit Vollmacht versehen, sie in Ausführung zu bringen."

Wenn die damaligen Minister Englands und Frankreichs ehrliche Vertreter des Constitutionalismus gewesen wären, so hätten sie es nicht versäumt, für diese Regierungsform in Antwort auf die obige Depesche eine Lanze zu brechen, — sie haben sich aber nicht einmal die Mühe gegeben, die thatsächlichen Unwahrheiten aufzudecken oder die angeblichen Thatsachen zu untersuchen. Die Bevölkerung Griechenlands war keineswegs revolutionär oder republikanisch gesinnt. Auch die Primaten nicht. Hatten diese doch längst den Prinzen Leopold zum Herrscher gewünscht.

Was in andern Staaten revolutionäre Ausbrüche veranlaßt hat, existirte unter türkischer Herrschaft in Griechenland gar nicht: keine Leibeigenschaft, keine eximirte Aristokratie, kein verfolgungswüthiges Kirchenregiment, keine überlästige Polizei. Der ganze griechische Aufstand war,

sofern er nicht von russischen Agenten geschürt worden, eine nationale Erhebung gegen den Druck der Fremden, eine christliche Agitation gegen muhamedanische Herrschaft. Die Anklagen gegen die griechischen Primaten waren vollends Verleumdungen. Es gab freilich Klephtenhäuptlinge, denen sich wenig Gutes nachsagen ließ, aber es war Nichts als eine russische List, Primaten und Klephten zu identificiren. Die Primaten hingen an ihren konstitutionellen und municipalen Rechten, sie hatten eine instinktive Antipathie gegen Alles, was von Rußland kam, — das war ihr Verbrechen.

Im Sinne der Depesche des Grafen Bulgari regierte Capo d'Istria. Er umgab sich mit gefügigen Werkzeugen, die zu Allem zu gebrauchen waren. Der berüchtigte Kolokotroni wurde seine rechte Hand. Die Steuereinnehmerposten verpachtete er an die Meistbietenden, oder überließ sie seinen Kreaturen. Hohe Zölle von 10 bis 12% legte er auf fremde Waaren, um dem englischen Handel einen Schlag zu versetzen, und seine Anhänger erhielten die Zöllnerstellen. Die ganze Correspondenz des Landes ward unter polizeiliche Aufsicht gestellt, Briefe, die von England und Frankreich kamen, wurden regelmäßig erbrochen. Ein angesehener Grieche kam ins Gefängniß, weil er in einem Privatbriefe seine Freude darüber ausgesprochen hatte, daß die Regierung bald in andere Hände übergehen werde. Spione füllten das Land und lauerten auf die Worte und Handlungen namentlich jedes Europäers.

Als Capo d'Istria so vorgearbeitet hatte, glaubte er endlich eine Nationalvertretung einberufen zu können. Er

legte dem Panhellenion die Sache vor. Da dies jedoch die beiden Beschlüsse faßte: 1. alle, welche Griechenland seit dem Beginne des Krieges verlassen haben, sollen nicht wählbar sein, und 2. die Wahlcollegien sollen ihre eigenen Präsidenten und Sekretäre wählen, so nahm der Graf das sehr übel und rief das Panhellenion nicht wieder zusammen.

Der Präsident machte eine Reise nach Morea, der Bruder des Präsidenten nach Livadien, — eine nicht ganz verunglückte Spekulation, die Volksgunst zu erwerben. Dann gingen die Wahlen vor sich. Es waren — um die Sache kurz zu bezeichnen — echt napoleonische Wahlen. Eine Anzahl der Wahlbezirke hatte Capo d'Istria selbst gewählt, die Mehrzahl ergebene Anhänger desselben.

Am 11. Juli 1829 trat das Parlament zu Argos zusammen, es bestand aus mehr als 200 Deputirten, — Hirten, Fischer und Handwerker die meisten, die besten Patrioten saßen nicht darin. Die Bewohner von Argos mußten den Abgeordneten Quartier geben, den servilen die bequemsten Logis, die schlechtgesinnten hatten Mühe, Wohnung zu finden, einige von ihnen campirten mit dem Theil der Hausbesitzer, welche den Repräsentanten die eigne kleine Behausung eingeräumt, auf den Straßen. Der Chef der geheimen Polizei überwachte Alle und ließ sich von Stunde zu Stunde Bericht über die Privatgespräche erstatten. Kolokotroni hatte 50,000 Piaster aus dem Schatze bekommen, dafür ließ er es sich angelegen sein, im Sinne Capo d'Istria's zu operiren; Kolokotroni selbst war angewiesen, die Anträge zu stellen, seine Parteigänger sollten dann Bravo rufen und die oppositionellen Depu-

tirten, etwa zwanzig an der Zahl, gar nicht zu Worte kommen lassen.

Im vollen Kostüm, mit allen seinen russischen Orden geschmückt, von einer Schwadron Kavallerie und zwei Bataillonen Infanterie eskortirt, begab sich Capo d'Istria mit den Abgeordneten zur Kirche der Jungfrau; dann wurden im Theatergebäude die Sitzungen eröffnet. Ein Dank, im Namen der Nation dem Präsidenten Capo d'Istria abgestattet, war der erste Beschluß dieser Versammlung. Darauf bat Capo d'Istria um seine Entlassung, Alter und andere Gründe zwängen ihn zu resigniren, er wolle als einfacher Bürger zu Ypsara leben. Kolokotroni und seine Anhänger erhoben ihre Stimmen, auf ihr Bitten erklärte sich der Präsident bereit, sein Amt auch ferner zu behalten.

Um diese Komödie vollständig würdigen zu können, muß man wissen, daß Capo d'Istria am Tage zuvor die Deputirten empfangen und zu ihnen allen und zu jedem Einzelnen gesagt hatte: „Vor allen Dingen empfehle ich Euch, gewissen Personen nicht zu trauen, die an der Ausführung des Londoner Protokolls vom 22. März zu sehr interessirt sind. Griechenland würde, falls es durch eine andere von den Mächten gesandte Person regiert würde, unter ein schlimmeres Joch fallen als das der Türken."

Die ferneren Beschlüsse der Nationalversammlung zu Argos zielten nur darauf ab, die Despotie Capo d'Istria's zu legalisiren, wenn das von einer so componirten Versammlung überhaupt geschehen konnte. Dem Präsidenten wurde die Vollmacht ertheilt, mit den Alliirten zu unter-

handeln; es wurde ihm gestattet, in der Administration und Justiz die Modifikationen eintreten zu lassen, die er für nothwendig erachte; man setzte an die Stelle des Panhellenion's einen Senat von 27 Personen, wozu die Nationalversammlung 63 Namen vorschlug, aus den 63 wählte der Präsident 21, und 6 der Vorsitzende der Nationalversammlung.

Daß ein solcher Senat Nichts als ein gehorsames Werkzeug Capo d'Istria's war, konnte man erwarten. Es ließ sich mit ihm trefflich regieren. Als die Wahl des Prinzen Leopold zum künftigen Herrscher in Griechenland bekannt wurde, bot der Graf Alles auf, die Annahme der Krone durch Leopold zu verhindern. Das Herrschen in russischer Manier war vielleicht ihm selbst lieb geworden, vielleicht hatte er auch für diesen Fall Instruktionen von St. Petersburg. Er unterbreitete seinem Senat das Protokoll vom 3. Februar, setzte ein Memorial an den Prinzen Leopold auf, ließ es vom Senat unterzeichnen, fügte einen eigenen vertraulichen Brief hinzu und stellte die ganze Lage Griechenlands mit so düsteren Farben dar, daß der Prinz dadurch wesentlich bestimmt wurde, die gebotene Krone auszuschlagen. Viele der griechischen Primaten, welche Rußland als Republikaner denuncirt hatte, wollten in jener Zeit Adressen an Leopold einreichen, worin sie ihn baten, sobald als möglich nach Griechenland zu kommen: Capo d'Istria ließ diese Adressen auffangen und ihre Cirkulation verbieten, er untersagte alle Versammlungen zu diesem Zweck, er führte einen in jenen Gegenden unerhörten Paßzwang ein, die Griechen durften nicht von einem Dorf zum andern gehen ohne Paß. Bei der Lon-

doner Conferenz aber klagte er die Primaten an, daß sie aufrührerische Gesinnungen hegten und forderte die Hülfe der Mächte zur Unterdrückung der Anarchie. Nachdem Prinz Leopold förmlich die Krone abgelehnt hatte, wurde Capo d'Istria diese Hülfe bewilligt und er ersucht, die Regierung Griechenlands fortzuführen.

So ward Griechenland russificirt. Der Einfluß Englands war völlig beseitigt, die hervorragenden Britten, die sich in Hellas aufgehalten hatten, durch Chikane aus dem Lande gedrängt oder direkt ausgewiesen, die Primaten, welche zu England hielten, von allen Regierungsgeschäften entfernt, der englische Handel durch hohe Zölle gelähmt. Die französische Regierung hatte auf alles selbstständige Auftreten in Griechenland verzichtet und ihre Truppen dem Grafen Capo d'Istria ganz zur Verfügung gestellt. Rußlands Einfluß war uneingeschränkt.

Fassen wir Alles noch einmal zusammen: Wichtige Gebietsvergrößerungen, die Schwächung des osmanischen Nachbars, ein weit und tief greifender Einfluß auf die orientalischen Angelegenheiten, bedeutende Handelsvortheile, die vollständige Ueberflügelung der westeuropäischen Diplomatie, — das waren die Errungenschaften, auf welche Kaiser Nikolaus im Anfang des Jahrs 1830 mit Befriedigung hinblicken konnte. Wiederholt ist beiläufig darauf hingewiesen, daß diese Erfolge hauptsächlich der russischen Diplomatie und ihrer freilich perfiden aber geschickten Wirksamkeit zu danken waren, und die so eben geschilderten Operationen Capo d'Istria's haben einen neuen Beleg dazu gegeben. Die russische Diplomatie spielt jedoch in der neuesten Geschichte eine zu hervorragende

Rolle, als daß wir uns auf beiläufige Hindeutungen beschränken dürften. Neben dem Selbstherrscher sind seine Werkzeuge, neben dem Meister die Gehülfen nicht zu vergessen.

Seit Peter I. zeichnet sich der russische Hof dadurch aus, daß er ohne Vorurtheile in der Wahl seiner Diener gewesen ist, und daß er Ausländer in bedeutender Zahl herangezogen hat. Die Neigung Peter's und das Bedürfniß leitete darauf hin. Sobald Jener anfing, Rußland zu europäisiren und sobald er mit den westeuropäischen Staaten in freundliche oder feindliche Berührung kam, reichten die Kräfte des Landes nicht aus. Von Fremden mußte den sich sträubenden Russen eine künstliche Civilisation aufgedrungen werden, Fremde waren nöthig, das, was Peter begonnen hatte, zu erhalten und weiterzubilden. Eine Schaar von Abenteurern aus allen westeuropäischen Nationen und Ständen drängte sich um den russischen Thron; sie wurden von den Czaren und Czarinnen zu allem möglichen Dienst verwandt, die Reihen der Beamten und Offiziere aus ihnen ergänzt. Die Vergangenheit, die Nationalität, die Abkunft des Individuums kam wenig oder gar nicht in Frage, — seine Willfährigkeit und Brauchbarkeit allein. Solche ausländische Offiziere führen zum Sieg, denn sie sind nicht sparsam mit dem Blute der ihnen fremden Nation, sie wissen, daß der Czar den Sieg belohnt, das Zagen aber mit Sibirien strafen kann. Solche Administratoren und Polizeimeister sind die geeignetsten Werkzeuge, denn sie sind durch keine nationale Sympathien mit dem Volke verkettet, über das sie ihre Geißel schwingen. Alle europäi-

schen Länder fast haben den russischen Herrschern ihr Contingent gestellt. Deutschland vor allen. Während der betriebsame und freiheitsliebende Theil der Germaniamüden sich gen Westen schlug, wandte sich ein großer Theil des Restes nach Rußland. Die Güter mit leibeigenen Seelen, die immer neu sich füllende Kasse des Czaren, welche die Rubel zu Hunderttausenden verschenkt, die reichdotirten Aemter, die hochklingenden Titel und die in Fülle ausgetheilten Orden waren und sind eine mächtige Lockung für jüngere Söhne aus fürstlichem und adligem Geschlecht sowohl wie für bürgerliche Abenteurer und servile Gelehrte. Die intimen Beziehungen der deutschen Fürstengeschlechter zum russischen Hofe haben Manchen über die Grenze des mysteriösen Nachbarlandes gelockt, ein Nationalbewußtsein ist in unserer Heimath nicht eben ausgebildet, und der deutsche Staatsdienst ist keine üble Vorschule für russischen Dienst. Der büreaukratische Geist, der Lakaiensinn, der sich nur zu tief in Deutschland eingefressen hat, der jedem Herrn zu dienen vermag, der sein Gewissen damit beschwichtigt und belügt, daß er für das, was der Gebieter befohlen, nicht verantwortlich und daran nicht mitschuldig sei, der eine Maßregel beklagt, die er vollziehen soll, aber sie doch vollzieht, der einen rohen Frevel unter mitleidsvollem Achselzucken verübt, aber ihn doch verübt, — dieser berechtigt in Rußland zu glänzender Carrière.

Nicht nur Deutschland, außer ihm namentlich Frankreich und mehr oder weniger alle übrigen europäischen Staaten hatten Ueberfluß an solchen Subjekten — Glücksrittern von Talent und ohne Gewissen. Der russische

Staatsdienst mußte sie mehr anlocken als jeder andere. Wo öffnete sich dem Talent eine so weite Arena, wo winkten ihm ein so leichter Erwerb, mitunter große Reichthümer, wo war der Genuß der letzteren so unbehindert, wo existirte solche paschahartige Vollgewalt, die nur den Czaren — nach dem Sprachgebrauch einer religiös-politischen Devotion Gott und den Czaren — über sich sah. Der halborientalische Despotismus Rußlands verlangt vom Individuum Viel, aber er giebt auch Viel. Er verlangt einen strikten, unbedingten Gehorsam, aber er giebt die Freiheit der Passionen und die reichlichen Mittel dazu. An den russischen Staatsdienst fesselt die Fremden nicht jener Royalismus des Gemüths, nicht die angeerbte Pietät, wodurch z. B. die Bewohner der Vendée an das Haus Bourbon gekettet waren, sondern ein Royalismus der Reflexion. Man steht sich gut dabei, Einem und nur Einem allein zu dienen, man steht sich besser dabei, dem mächtigen Kaiser von Rußland als einem Herzoge und einem Könige zweiten und dritten Ranges zu dienen. „Wir dienen," ist das charakteristische Sprichwort des in der russischen Büreaukratie eine so eminente Rolle spielenden baltischen Adels, „wir dienen um zu herrschen, wir gehorchen um zu peitschen." Wer nicht von moralischen Skrupeln heimgesucht wird, wem auf den Verlust seiner menschlichen Selbstständigkeit, auf die Preisgebung seines sittlichen Ich nicht viel ankommt, der kann sich in diesen Royalismus der Reflexion leicht hineinreden. Es ist auch nicht einmal nöthig, daß es immer und unmittelbar die Aussicht und Hoffnung auf klingende Belohnung sei, was in den russischen Staatsdienst führt und

daran kettet. Rußland hatte im vorigen Jahrhundert das Gepräge eines jungen, werdenden Staats und hat dies Gepräge trotz seines permanenten Despotismus noch heute. Neben aller eisigen Starrheit seines inneren politischen Lebens findet dort doch eine Bewegung um nicht zu sagen eine Entwicklung Statt. Während die übrigen Monarchien Europa's sowohl durch die heterogenen Elemente in ihrem Inneren als durch ihr Verhältniß zu den Nachbarstaaten seit den Tagen der heiligen Allianz zu einer conservativen Politik hingedrängt sind, ihre Heere meist müssig in den Garnisonen liegen, ihre Diplomatie nur die Aufgabe hat, den Bestand des Territoriums und der Macht zu erhalten, hört in Rußland der Krieg eigentlich niemals auf; die Armee ist bald an diesem bald an jenem Punkte der Grenze beschäftigt, sei's in Asien oder in Europa, die diplomatischen Beziehungen zu andern Staaten sind außerordentlich vielseitig, die politischen Zwecke weitgreifend, die zu Gebote stehenden Mittel kolossal. So hat der Offizier, der Staatsmann dort ein großes Feld der Thätigkeit, weite Wirkungskreise; er darf auf Erfolge rechnen.

Die sicherste Pflanzschule, woraus die Czaren ihre meisten und besten Diener entnehmen, sind übrigens die baltischen Provinzen geworden. Die germanische Bevölkerung derselben, adlige wie bürgerliche, drängt sich massenhaft zum russischen Staatsdienst, besitzt alle Neigungen und Eigenschaften deutscher Bureaukraten und Junker zugleich, und obwohl ein Bestandtheil des großen Slavenreichs steht sie den Nationalrussen völlig fremd gegenüber. Von den vielen deutschen Namen auf der russischen Staats-

dienerliste gehören die meisten Kurländern und Liefländern zu, außerdem haben viele russische Namen germanische Träger; denn es ist nicht selten, daß die letzteren mit dem fanatischen Enthusiasmus von Renegaten ihre Namen ändern. In älterer Zeit hat Herr von Bühren aus sich einen Biron gemacht, in neuerer Zeit haben sich Herr Krebs in einen Cancrin, Herr Braun in einen Brunnow, Herr Müller in einen Mylinow verwandelt.

In keinem Zweige des russischen Dienstes waren und sind verhältnißmäßig so viele Nichtrussen als in der Diplomatie. Als Feldherrn und Offiziere haben die Nationalrussen, nachdem sie von ausländischen Exerciermeistern geschult waren, Tüchtiges geleistet, zum diplomatischen Dienst eigneten sie sich wenig. Wie ihre Bildung überhaupt bisher meist höchst oberflächlich gewesen ist, so ging ihnen vor Allem die gründliche Kenntniß des Auslandes ab. Den Czaren gebührt das Verdienst, dies begriffen und die wichtigsten Botschafterposten fast immer in die Hände von Ausländern gelegt zu haben. Als Nikolaus den Thron bestieg, fand er eine Anzahl von Diplomaten vor, die meisten Nichtrussen, welche im höchsten Grade befähigt waren.

Wollten wir die notorische Ueberlegenheit der russischen Diplomatie unter Alexander I. und Nikolaus übrigens bloß der ausgezeichneten Befähigung der Einzelnen und der glücklichen Wahl scharfblickender Czare zuschreiben, so würden wir irren. Auch das russische Gold, wovon die Meinung der Menge jenes Uebergewicht herleitet, erklärt nicht Alles. Allerdings weiß das russische Kabinet sein Geld für politische Zwecke wohl zu nutzen; den

im Auslande accreditirten Gesandten stehen große Summen zur Verfügung, mit denen sie theils in anscheinend honetter Weise Freunde für Rußland gewinnen, theils geheime Agenten besolden, theils direkt bestechen. Für russisches Gold wurde im Jahre 1812 der Operationsplan Napoleon's gekauft, Geld hat mehr als einmal seit dem berühmten Vorschlage Katharinas I. die militärischen Operationen unterstützt, Geld hat türkische Paschahs und Veziere geködert, und die im 4. Kapitel erzählten österreichischen Vorschläge, von welchen Pozzo di Borgo Kenntniß hatte, bevor sie an den französischen Hof gelangten, sind schwerlich umsonst verrathen. Es mag sein, daß Rußland in dieser Beziehung allen Rivalen den Rang abläuft. Wir zweifeln nicht, die Diplomaten von St. Petersburg hätten auch ihren Preis, aber es ist Niemand, der den Preis zu zahlen vermag. Die Summen, welche in den westeuropäischen Staaten für geheime Ausgaben angesetzt werden, sind zu lumpig klein, um einen Russen zu bestechen. Wollten wir aber alle Erfolge der russischen Diplomatie durch Bestechung erklären, so fehlten auf jeden Fall dazu die Beweise. Wir haben es auch nicht nöthig. Das Uebergewicht des russischen Kabinets gründet sich hauptsächlich auf die Schwäche und Unfähigkeit seiner Gegner. Der vollendete Absolutismus ist dem halben, inconsequenten Absolutismus in jeder Beziehung überlegen, so auch in der Diplomatie. Während jener seine Diener ganz nach Willkür und eigenem Ermessen sich sucht, ist der letztere durch Rücksichten gebunden und beschränkt: er darf bei der Wahl seiner Kreaturen die den Thron umstehende Aristokratie nicht über-

ſpringen, er muß reichen Herren, die auf eigene Koſten den Glanz royaliſtiſcher Geſandtſchaften zu entfalten vermögen, wozu die controlirte Staatskaſſe keine Mittel bietet, den Vorzug vor mittelloſen Capacitäten geben. Um von Deutſchland gar nicht zu reden, erinnern wir an England: unter den Staatsmännern deſſelben ſeit dem Frieden von 1815 iſt außer Canning kaum Einer wirklich bedeutend geweſen, und ſeine Geſandten an den auswärtigen Höfen mögen eine lange Reihe von Ahnen beſeſſen und durch großen Reichthum geglänzt haben, aber ihre Fähigkeiten und Kenntniſſe reichten nicht weit. Man ſagt es Einem derſelben nach, er habe 1814 in Wien ſo gut als Nichts vom weſtphäliſchen Frieden gewußt, einem Andern, daß er die Lage des ſchwarzen Meeres nicht gekannt habe, und in neueſter Zeit hat ſich faſt die geſammte engliſche Preſſe über die Unfähigkeit nicht bloß des Grafen Weſtmoreland ereifert.

Wenn aber auch die weſteuropäiſchen Monarchien von fähigen, den ruſſiſchen Diplomaten ebenbürtigen Köpfen vertreten würden, — ſie wären den Ruſſen doch nicht gewachſen. Der Conſtitutionalismus oder der beſchränkte Abſolutismus iſt der Entfaltung diplomatiſcher Kunſt nicht günſtig. Im conſtitutionellen Staat, der auf einem Compromiß zwiſchen erbitterten Gegnern, zwiſchen den republikaniſchen und royaliſtiſchen Tendenzen, beruht, haben die Diplomaten eine unſichre und ſchwierige Stellung. Von zwei Seiten empfangen ſie Aufträge, nach zwei Seiten hin ſind ſie verantwortlich. Der Dualismus und Antagonismus, der das ganze Staatsleben durchdringt, prägt ſich auch in ihrem Wirkungskreiſe aus. Die

Diplomatie alten Schlages hat im eigentlichen Volksstaat so wenig Raum als die Kabinetspolitik, wie die Geschichte der nordamerikanischen Union beweist; im constitutionellen Staat existirt sie nur noch per nefas, ist in demselben nur darum möglich, weil er bloß eine Carricatur des demokratischen Staats ist. Der Theorie und dem Scheine nach soll die Diplomatie der westeuropäischen Staaten die Volksinteressen vertreten, in Wirklichkeit thut sie das nicht, sie dient der Krone; sie ist eine absolutistische Institution im nichtabsolutistischen Staat; sie vertritt die dynastischen Interessen gegen die Volksrepräsentanten sowohl wie gegen das Ausland; die Ambassadeurs haben Bräute zu werben für die Monarchen und Prinzen von Geblüt, und Orden und Tabatièren zu überreichen, haben Familienangelegenheiten zu ordnen und Privatschreiben zu besorgen. Man macht an sie aber die Ansprüche wie an republikanische Agenten und monarchische Abgesandten zugleich, und darum wird beiden Ansprüchen schlecht genügt. Die Diplomatie ist in der fatalen Lage, entweder zweien Herren dienen oder zwei Gegner überlisten zu müssen; das Eine fast so unmöglich als das Andre, — es der Krone zu Dank zu machen und dem Volksinteresse genug zu thun oder die auswärtigen Mächte zu täuschen und die heimische Opposition. Ein Schleier ist gebreitet über ihre Thätigkeit, aber ein Schleier, der nur halb verhüllt, der eben nur dicht genug ist, um das Mißtrauen des Volks gegen sie wach zu rufen. Ihre Zwecke können das Licht der Oeffentlichkeit nicht ertragen, ihre Pläne und Mittel scheuen die Discussion, — die Diplomatie ist sich dessen bewußt, — aber dennoch ringt

die parlamentarische Opposition ihr ein Aktenstück nach dem andern ab, plagt sie mit zudringlichen Fragen, überwacht ihre Ausgaben und kritisirt ihre fragmentarischen Mittheilungen. So werden ihre Operationen unsicher, ihre Aeußerungen widerspruchsvoll, sie macht Fehler über Fehler. Zudem erzwingt hier die öffentliche Meinung oder die Opposition der Kammern die Entlassung eines Diplomaten, dort muß ein anderer seine Volksgunst mit der Ungnade des Monarchen büßen. Minister wechseln, diplomatische Agenten wechseln, und, was schlimmer ist, die Systeme wechseln.

Angesichts solcher Gegner hat eine feste, ihre Zwecke beharrlich verfolgende Politik leichtes Spiel; und die russischen Diplomaten, welche von Einem ihre Instruktionen erhalten, nur das Interesse des Einen zu wahren haben, wissen diese Situation auszubeuten. Sie benutzen die Verlegenheiten der ihnen gegenüberstehenden Diplomaten, sie leihen den von Parteien bedrängten Monarchen ihren Beistand oder unterstützen oppositionelle Fraktionen. Man hat es erlebt, daß sie Emeuten schürten, und wieder, daß sie russische Truppen anboten zur Niederwerfung der Rebellen. In dem grabesstillen Rußland aber, wo der eiserne Wille des Czaren keine Opposition duldet und keine Besprechung öffentlicher Angelegenheiten im regierungsfeindlichen Sinn, wo alle politischen Unternehmungen in mysteriöses Dunkel gehüllt sind — in Rußland können die armen Diplomaten Westeuropa's keine Revanche nehmen.

An der Spitze der Staatsmänner, welche in den Jahren 1825—30 Nikolaus dienten, stand der Graf

Nesselrode. Er hatte bei Alexanders Tode die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und hat sie in der ganzen Regierungsperiode des Nikolaus behalten. Karl Robert von Nesselrode stammt aus Deutschland, aus einem reichsgräflichen Geschlecht, das am Niederrhein Güter hatte. Er ist 1780 geboren und zwar — als eine Kuriosität mag es hinzugefügt sein — im Angesicht der portugiesischen Küste auf einem englischen Schiff, auf welchem seine deutschen Eltern in russischem Dienst nach Lissabon fuhren. Der junge Nesselrode trat in russischen Seedienst, bald darauf aber ging er zur Kavallerie über. Zur Diplomatie hat ihn eine Laune des Kaisers Paul versetzt, welcher behauptete, er sehe mehr aus wie ein Diplomat als wie ein Soldat. Im Jahr 1802 war er der russischen Gesandtschaft in Berlin beigegeben, später der in Paris, seit 1812 wurde er unausgesetzt im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu St. Petersburg beschäftigt, und seit Capo d'Istria's Abgang sind alle Noten und Depeschen der russischen Regierung von ihm unterzeichnet. Außer diesen officiellen Dokumenten sind der Anhaltepunkte für die Beurtheilung Nesselrode's, „des kleinen Mannes mit schlauem Gesichte", wenige. Die Presse des Westens hat ihn lange Zeit hindurch einem Metternich und Talleyrand als ebenbürtigen Kollegen zur Seite gestellt, und die diplomatischen Kreise betrachteten ihn als einen anerkannten Meister des Handwerks. Neuere Schriftsteller dagegen haben ihm alles bedeutende Talent abgesprochen und ihn nur als einen brauchbaren Büreauarbeiter von enormem Wissen, von vieler Gewandtheit geschildert, dessen Hauptverdienst es sei, sich durch Schmieg-

samkeit und Fügsamkeit dem Czaren nothwendig zu machen. Es ist allerdings außer allem Zweifel, daß Nesselrode keine selbstständige und eigenartige Politik verfolgt hat wie Metternich, welcher Oesterreich im eigentlichen Sinne des Worts regierte, oder wie Talleyrand, der seine Herren verließ, wenn er ihren Sturz witterte; Nikolaus hat die Richtung seiner auswärtigen Politik selbst bestimmt, und die Floskel „mein Herr, der Kaiser will," in den russischen Noten war keine bloße Redensart; aber wenn wir das auch in Rechnung bringen, so bleibt doch für Nesselrode übrig nicht nur ein bewundrungswürdiges Geschick, in die Ideen und Pläne seines Kaisers einzugehn, sondern auch eine seltene Gewandtheit im Redigiren von diplomatischen Aktenstücken. Diese Dokumente, die so harmlos scheinen und so gefährlichen Inhalts voll sind, so schlau componirt und so fließend, oft schwungvoll geschrieben, — Musterstücke einer gleißnerischen Sophistik, — diese Dokumente zeugen davon, daß Nikolaus keinen talentlosen Gehülfen in Nesselrode besaß.

Vielleicht hat Pozzo di Borgo, der Gesandte in Paris, seinen Minister an Befähigung überragt, vielleicht genoß der Erstere in den civilisirten Ländern Europa's nur eines größeren Rufes, weil man seine diplomatische Thätigkeit aus der Nähe betrachten konnte. Karl Andreas Pozzo di Borgo war auch ein Fremder, der dem russischen Kabinet seine Dienste widmete, aber für ihn war es — eine halbe Entschuldigung könnte man sagen, daß ihn der Haß dazu gebracht. Er war ein Korse von Geburt, zu Alala 1768 geboren, seines Standes ein Advokat, begabt und leidenschaftlich wie so viele seiner Lands-

leute. Als die französische Revolution ausbrach, wurde er ein enthusiastischer Republikaner, als solcher Sekretär der Versammlung der Notabeln auf Korsika, nachher Deputirter der französischen Nationalversammlung. Er schloß sich der Gironde an und hielt ebenso schwungvolle Reden gegen Könige und Tyrannen wie sein Kollege Bernadotte, der nachmalige König von Schweden. Die Korsen zerfielen damals in zwei Parteien: die eine strebte die nationale Unabhängigkeit zu bewahren, die andere agitirte für den Anschluß an die französische Republik. Zu jener Partei hielt sich Pozzo di Borgo, zu dieser Bonaparte. Als die nationale Partei unterlag, mußte auch Pozzo di Borgo flüchten, der mit echt korsischer Gluth nun all seinen Parteihaß auf Bonaparte concentrirte. Die Erbitterung, mit welcher er den General der Republik, den Konsul und Kaiser von da an verfolgt, ist keine politische Gegnerschaft gewöhnlicher Art mehr, sie ist mit Recht einer korsischen Vendetta verglichen. Unermüdlich eilt Pozzo di Borgo in Europa umher, er reist von Hof zu Hof, von Hauptquartier zu Hauptquartier, um Haß gegen den französischen Kaiser zu erwecken und zu schüren. Im Jahr 1798 finden wir ihn in Wien im Dienst der Coalition, 1802 im russischen Dienst, er versieht im Auftrage Alexanders das Amt eines Commissärs bei der englisch neapolitanischen Armee 1803, dann bei der preußischen 1806. Er haßt Napoleon nicht nur, er haßt auch Alle, die es mit ihm halten, so das ganze polnische Volk. — Nachdem Alexander zu Tilsit mit Napoleon Frieden gemacht, trat Pozzo aus dem russischen Staatsdienst und machte theils im Orient, theils in Großbrittannien, theils in

Oesterreich Propaganda gegen Bonaparte. Sobald jedoch Spannung zwischen Rußland und Frankreich eintrat, erschien auch der rachsüchtige Intriguant wieder am Hofe Alexanders. Als russischer Agent zieht er Bernadotte und Schweden in die Allianz gegen Frankreich, wird zum Commissär beim schwedischen Heere ernannt, und treibt Bernadotte durch Drohungen zur Aktivetät. Den zögernden Alexander überzeugt er von der Nothwendigkeit, die französische Grenze zu überschreiten, verfaßt die bekannte Proklamation des Fürsten Schwarzenberg und trägt das Seinige dazu bei, daß die Familie Napoleon's gänzlich vom Throne ausgeschlossen wird. Wenn eine Anekdote, die ihn damals zu Talleyrand sagen läßt: „Habe ich ihn (Napoleon) auch nicht allein getödtet, so habe ich doch die letzte Schaufel Erde auf sein Grab geworfen," auch nicht wahr sein sollte, so ist sie doch bezeichnend für Pozzo.

Auch bei den Verhandlungen zu Chatillon und beim Wiener Congreß war Pozzo di Borgo anwesend. Auf dem Schlachtfelde bei Waterloo wurde er in den Reihen der Engländer verwundet, — dann war sein Rachewerk beendet. Aber im Dienst des Czaren blieb er. Die Pairie und ein Ministersessel in Frankreich wurden ihm geboten. Er schlug Beides aus.

Alexander wußte den erfahrenen, verschlagenen Menschen zu würdigen und gab ihm den Gesandtschaftsposten in Paris, den er fast zwanzig Jahre bekleidet hat. Vertraut mit den französischen Sitten und Institutionen, bekannt mit den meisten Höfen Europas trat Pozzo di Borgo sein

Amt an. Rußland hätte in dem bewegtesten und bewegendsten Staate Europas keinen bessern Vertreter haben können. Während der langen Dauer seines Aufenthalts in Paris erwarb er sich eine seltne Kenntniß des Hofes, bei dem er accreditirt war, Einfluß bei den Monarchen, die während dieser Zeit drei Mal wechselten, und eine Einsicht in die Lage Europa's, wie sie vielleicht keiner seiner Zeitgenossen besessen hat. Seine Depeschen sind Meisterstücke in ihrer Art: kaltblütig wie ein Anatom secirt er die Ereignisse, summirt die Thatsachen und zieht seine Schlüsse, vorurtheilslos wie ein unbefangener, parteiloser Zuschauer läßt er Freund und Feind die Revüe passiren, ihm ist kein Freund gleichgültig, kein Feind verächtlich, vorsichtig berechnet er die günstigen und ungünstigen Möglichkeiten, bedächtig vergißt er die Schwächen seines Reiches nicht. In den Depeschen ist kein Ueberfluß an Worten, keine schwungvolle Rhetorik, aber die Beredtsamkeit der Logik und der Consequenz; es herrscht darin allerdings nicht die oft trügerische Zuversicht des auf die Gerechtigkeit seiner Sache bauenden Parteigängers, wohl aber die Kühnheit des Rechenmeisters, der seiner Faktoren gewiß ist, die Methode versteht und nicht daran zweifelt, daß das richtige Facit herauskommt. Dieser Diplomat, der die Julirevolution voraussagte und vergeblich Karl X. und seiner legitimistischen Umgebung zur Mäßigung rieth, gab in seinen Depeschen die Schemata für die auswärtige Politik Rußlands, und wir haben oben gesehen, daß seine Pläne im Türkenkriege befolgt wurden.

Lamartine schildert Pozzo di Borgo als einen Mann

von noblem Aeußern, von einfachen aber eleganten Manieren. „Er war Militär, Diplomat, Publicist, Mann des Vergnügens wie der Geschäfte.“ Sein Gesicht war einnehmend und ausdrucksvoll, seine Züge edel, das Alter hatte sein Haar gebleicht, aber das Feuer des südlich dunkeln, in der Erregung flammenden Auges nicht zerstört. Im Besitz eines bedeutenden Vermögens, das er sich bei seinen früheren diplomatischen Missionen bereits erworben, im Genuß eines reichen Soldes machte er ein großes Haus in Paris, für welche Stadt er eine zärtliche Vorliebe hatte. Er war der Typus der russischen Diplomaten, die, Russen nur in der Politik, Westeuropäer in Abstammung, Sitte und Bildung waren, deren occidentalische Civilisation in den Augen der Menge einen verklärenden Reflex auf das halbbarbarische Rußland warf.

Nikolaus erhob Pozzo di Borgo 1826 in den Grafenstand.

In Stockholm war Rußland durch den General Peter von Suchtelen vertreten, einen geborenen Holländer. Mit dreißig Jahren ging er als Obristlieutnant in russische Dienste über, im Alter von etwa sechzig Jahren wurde er Gesandter in Schweden und behielt den Posten ein Vierteljahrhundert lang. Wie Pozzo di Borgo sich in Frankreich gefiel, so Suchtelen in Schweden. Durch lange Gewohnheit war er dort heimisch geworden und hatte sich so eingelebt, daß es wohl nicht bloß eine captatio benevolentiae den Schweden gegenüber gewesen ist, wenn er häufig wiederholte, er wolle in Schweden leben und sterben. Neben dem Grabe seines Bruders hatte er

ein Grab für sich ausmauern lassen, und die Schweden hörten ihn gern sagen, daß er lieber seine Stelle als seinen Wohnsitz in Schweden aufgeben werde. Klein und unansehnlich von Gestalt, mager, ein wenig gebeugt, außerordentlich höflich, ja devot und servil in seinen Manieren hätte ein Carricaturmaler sein Porträt als Charakterbild eines Diplomaten benutzen können. Mit russischen und schwedischen Orden behängt fuhr er im Sechsgespann durch die Straßen Stockholm's und grüßte mit süßem Lächeln nach allen Seiten. Seinen Park bei der hübschen Villa Ulriksdal öffnete er nicht nur dem Publikum, sondern ließ darin Schaukeln und Carrousels anlegen, die jenem zur Verfügung standen. Literaten und Künstler behandelte er mit großer Aufmerksamkeit, gab einmal wöchentlich besondere literarische Diners, und manchem Schriftsteller stand ein für alle Mal das Haus des Gesandten offen. Suchtelen's Hotel war der Centralpunkt für das diplomatische Corps, seine Bälle und Feste waren die glänzendsten, seine Weine vortrefflich, die Speisen ausgesucht. Lange Zeit war er der einzige Gesandte, zu dessen Festen die königliche Familie kam. Mit Karl Johann stand Suchtelen in vertraulichem Verhältniß, obwohl sie sich gegenseitig durch Spione beobachten ließen. Kurz — der alte Diplomat, der Unterzeichner des Vertrags von Sweaborg, brachte es zu einer wirklichen Popularität in Schweden. Crusenstolpe sagt: „Vom Hofe gefeiert, von den höhern Ständen auf den Händen getragen, vom Publikum geschätzt, nahm er die allgemeine Achtung mit ins Grab und wurde sogar von Vielen aufrichtig beweint."

Geld haben diese Zähren der Schweden und die Popularität seines Botschafters Rußland freilich gekostet. Suchtelen kam mit seinem bedeutenden Gehalt bei weitem nicht aus. Zwei Male hat sein Kaiser hunderttausend Rubel Schulden für ihn bezahlt. Große Summen flossen außerdem in seine Kasse für die kostbaren Sammlungen, die er angelegt hatte und an's kaiserliche Museum in Petersburg verkaufte. Der Geldverbrauch schien endlich selbst der freigebigen Regierung Rußlands zu stark: Suchtelens Haushalt wurde unter die Oberaufsicht der Brüder Bodisco gestellt, die beide der Gesandtschaft in Stockholm attachirt waren. Aber gewonnen hat Rußland durch seinen Diplomaten Viel: der nationale Haß der Schweden gegen das Nachbarreich wurde durch ihn wesentlich gemildert, Karl Johann immer enger in die russischen Netze verstrickt, und in der kritischen Zeit des Krieges von 1828/29 sowie später während des noch kritischeren Polenkriegs blieb das freundschaftliche Einvernehmen zwischen Stockholm und Petersburg ungestört.

Am Hofe Karl Johann's, der im Anschluß an Rußland die beste Garantie für seine dynastischen Interessen fand, hatte die russische Diplomatie übrigens nicht einmal eine so schwierige Aufgabe. Einen größeren Aufwand von Geschicklichkeit erforderte die Vertretung bei dem Kabinet von St. James. Zur Zeit des Türkenkrieges befanden sich in London zwei russische Diplomaten von Bedeutung, der Fürst Liewen und der Graf Matuszewitsch. Der erstere, einem schwedischen Geschlecht angehörig, hat Rußland viele Jahre in England repräsentirt,

als aber die orientalische Frage sich immer mehr verwickelte und die Haltung des englischen Kabinets zweifelhaft wurde, gab man ihm den Grafen Matuszewitsch bei. Dieser war ein Pole, aus der Provinz Masovien gebürtig. Erzogen im Hause des Fürsten Czartorysky, gebildet durch Studien in Paris, kam er durch den Fürsten 1818 in russische Dienste. Im Ministerium fand man, daß er ein ausgezeichneter Arbeiter war, und viele der am besten redigirten Noten sollen von ihm herrühren. London und England wurde bald für ihn ein Terrain, das ihm eben so sehr zusagte, wie Suchtelen Stockholm und Pozzo di Borgo Paris. War es bloß berechnende Klugheit des Diplomaten, war es wirkliche Sympathie, — er trug eine auffallende Vorliebe für englische Sitten und für die englische Nation zur Schau, er nahm mit Eifer Theil an den Jagden der englischen Aristokratie, betheiligte sich an den Wettrennen, und erwarb sich durch höfliches und leutseliges Benehmen eine weit verbreitete Popularität. Er kannte England und sein politisches Parteileben gründlich und unter einem Anstrich von Frivolität barg er eine feine Beobachtungsgabe und einen außerordentlichen diplomatischen Scharfblick. Es ist im vorigen Kapitel von einer Depesche die Rede gewesen, in welcher der Herzog von Wellington als Staatsmann charakterisirt wurde, — sollte es auch übertrieben sein, was man Matuszewitsch nachsagte, „daß er solche Depeschen verfaßt, nachdem er den ganzen Tag auf der Jagd zugebracht, und wenn die, die mit ihm über die Felder von Leicestershire galloppirt, sich längst zur Ruhe begeben hatten," so sind sie auch ohne das Beweise seiner politi-

schen Einsicht und seiner schriftstellerischen Begabung zugleich.

Auch Alexander von Ribeaupierre verdient es, aus der großen Zahl tüchtiger russischer Diplomaten hervorgehoben zu werden. Er stammte aus französischem Blut, aus dem Elsaß, das seine Familie nach Aufhebung des Edikts von Nantes verlassen hatte. Als vierjährigen Knaben hatte ihn Katharina zum Gardeoffizier gemacht, seine besten Dienste jedoch leistete er den russischen Monarchen nicht in dieser Funktion, auch nicht als Kammerherr Paul's, sondern als Diplomat. Seit 1824 war er Gesandter in Konstantinopel, erpreßte den Frieden zu Akjermann und leitete die Unterhandlungen mit der Pforte, bis die diplomatischen Beziehungen zwischen ihr und Rußland abgebrochen wurden. Zeitungskorrespondenzen aus Konstantinopel rühmten die feinen und liebenswürdigen Manieren des Diplomaten, dafür daß er sich die Zufriedenheit des Czaren erworben, spricht am klarsten eine abermalige Sendung nach Konstantinopel, als nach Beendigung des Kriegs neue Unterhandlungen über die Organisation des griechischen Staats zu führen waren.

Die genannten Diplomaten, denen noch die Alopäus, Pahlen, Fonton, Krüdener u. a. beizufügen sind, gehörten allen möglichen Nationen, nur nicht der russischen an. Von den wichtigeren Botschafterposten war einer, der in Wien, von einem Nationalrussen, Tatitschef, bekleidet. Außer ihm tritt bei den Unterhandlungen zu Adrianopel noch ein Russe auf den diplomatischen Schauplatz, der uns in der Regierungsgeschichte des Ni-

kolaus später noch oft begegnen wird, der Graf Alexis Orlof.

Alexis Feodorowitsch Orlof ist der natürliche Sohn des Grafen Theodor Orlof, welcher von der Verbrennung der türkischen Flotte in der Bucht von Tschesme den Namen Tschesmenski erhielt. Alexis ist 1784 geboren, trat in den Kriegsdienst, focht in den napoleonischen Kriegen, wurde bei Austerlitz und Borodino verwundet und zum Adjutanten Alexanders ernannt. Zum Generalmajor avancirt erhielt er das Commando eines Gardereiterregiments, an dessen Spitze er am 26. December 1825 zuerst auf dem Isaaksplatze erschien und sich Nikolaus zur Verfügung stellte. Sein Bruder Michael Orlof war unter den Verschworenen. Von jenem verhängnißvollen Tage an genoß er die Gunst und das Vertrauen des Kaisers, als einer der Generaladjutanten war er fast beständig in dessen Umgebung. Ein glaubwürdiger Russe schilderte ihn uns als einen klugen Mann ohne Charakter, nicht grausam von Natur aber auch nicht edel, als einen Mann, der den Grand-Seigneur zu spielen liebt, und der von sich zu sagen pflegt: „j'ai peu lu — mais j'ai vu immensement et j'ai bonne memoire.“ Im Türkenkrieg hatte er die Division der reitenden Jäger befehligt und der Friedensvertrag war von ihm und Pahlen und Diebitsch unterzeichnet.

Das waren die Mitarbeiter des Kaisers von Rußland, und welcher Monarch Europa's hätte dieser Kohorte von dienstergebenen und fähigen Leuten eine gleiche Auswahl gegenüberstellen können, dieser Kohorte, in welcher die italische List und Verschlagenheit von einem Pozzo di

Borgo und einen Capo d'Istria (Minister in partibus), die deutsche gründliche Geschäftskenntniß von einem Nesselrode, holländische Zähigkeit von einem Suchtelen, französische feine Gewandheit von einem Ribeaupierre, russischer Gehorsam von einem Orlof besonders und von allen zusammen — vereint waren?

VI.

Die innere Lage Rußlands von 1825—1830. — Wirkungen des Krieges. — Allgemeines über die Reformen des Kaisers. — Polizei. — Gesetzgebung. — Maaßregeln gegen die Corruption der Beamten. — Censur. — Religion und Unterricht. — Wissenschaft.

Nach der Beendigung des russisch-türkischen Kriegs von 1828/29 ließ sich die Augsburger Allgemeine Zeitung schreiben, daß die Unternehmungen des Friedens trotz des Krieges in Rußland nicht sistirt seien, der Kirilowsche Kanal, 118 Werst lang, sei 1827 beendet, der Kanal der Moskwa und Wolga verbinde, in voller Arbeit; die Chaussee von Petersburg nach Moskau werde im laufenden Jahr beendet sein, und — fügt der Berichterstatter der russenfreundlichen Zeitung hinzu — „in allen Kassen war Geld."

Wenn man einmal eine Lobrede halten *will*, so findet man die Motive leicht. Man braucht es nur zu vergessen, daß in Rußland gefüllte Regierungskassen kein Beweis des nationalen Wohlstandes, sondern nur ein Zeugniß jener finanziellen Gewandtheit, privaten Besitz in gouvernementalen zu verwandeln, sind; man braucht nur nicht daran zu erinnern, daß die Arbeit an einem Ka-

nal nichts Erhebliches ist in einem ungeheuren Reiche, für dessen Wasserstraßen zum Erbarmen wenig gethan worden; man braucht es nur zu verschweigen, daß die unbeendete Chaussée, die Petersburg und Moskau, die beiden Hauptstädte, verbinden sollte, die erste anständige aus militärischen Rücksichten unentbehrliche Heerstraße des Reichs war, — und der Panegyrikus ist fertig.

Die unablässigen Kriege sind eins der hauptsächlichsten Hindernisse von Rußlands innerer Entwicklung gewesen. Sie erhielten das Volk in rastloser Bewegung, ließen es nicht zu Athem kommen, nicht zum Verbessern seiner materiellen Lage, nicht einmal zum Denken darüber, sie decimirten die Bevölkerung, entzogen der produktiven Arbeit die Arme, der Entwicklung des Verkehrs die Ruhe. Ungeheure Verluste auf den Schlachtfeldern wie auf den Märschen durch die pfadlosen weiten Ebenen des Reichs, eine Militärpflichtigkeit von zwanzig und mehr Jahren verschlangen die männliche Bevölkerung und haben jene seltsame Thatsache herbeigeführt, daß in den Städten und Dörfern Rußlands die Zahl der Männer weit geringer ist als die der Weiber, haben ihr Theil dazu beigetragen, daß die Steuerkraft des Landes geschwächt wurde, so daß diese despotische Regierung jährlich Millionen von Rubeln an ihren Einkünften schwinden lassen mußte. Auch die Eroberungskriege, mit welchen Nikolaus seine Regierung begann, haben in dieser volksverderblichen Richtung gewirkt, und die Errungenschaften der Friedenstraktate von Turkmantschai und von Adrianopel gaben dem Volke kein Aequivalent für das, was es hatte einsetzen müssen. Was frommte einer Na-

tion, die noch an ihrer ersten Chaussée baute, ein Ländererwerb an jenen fernen Grenzen, welche selbst die Tag und Nacht reisenden kaiserlichen Feldjäger erst in wochenlanger Fahrt zu erreichen vermochten? War nicht die Erwerbung der pontischen Küste und der Grenzdistrikte im Paschalik Achalzik für den russischen Bauer ein Danaergeschenk, das seine Söhne und Enkel in den Schluchten des Kaukasus mit ihrem Blute zahlen sollten? Und welcher Gewinn erwuchs den Troglodyten der kleinrussischen Steppe oder den Leibeigenen Großrußlands aus der erhöhten Machtstellung des Hofes von St. Petersburg, aus dem Einfluß auf das türkische Reich. Wurden die politischen Vortheile, die im Kriege gewonnen waren, zu Gunsten der inneren Entwicklung ausgebeutet?

Immer darauf bedacht, den Umfang ihres Reichs und ihrer Macht zu erweitern, haben die Czaren für die innere Entwicklung des Landes, für die Wohlfahrt des Volks kaum etwas Ersprießliches gethan. Einige haben Etwas thun wollen, aber theils haben ihnen die Eroberungspläne dazu nicht Raum gelassen, theils hat der Kern der Nation wenig Neigung für eine ihr despotisch aufgenöthigte Dressur gezeigt, theils verdorrte unter dem mißtrauischen Auge der Autokraten jeder Sproß selbstständiger Entwicklung. Die Czaren begnügten sich mit dem eitlen äußerlichsten Schein. Die gemalten Dörfer Potemkin's und die Hunderte unbewohnter Plätze, die durch Ukase Katharina's II. zu Städten ernannt wurden, die Constitution, welche Alexander im Pult liegen hatte, während Araktschejef regierte, Universitäten unter der Cu-

ratel von Soldaten — das sind Typen russischer Civilisation, wie sie von den Monarchen gestattet oder befördert ward.

Metternich machte im Jahr 1829 einem russischen Abgesandten gegenüber die treffende Bemerkung: „Ihr Kaiser hat in seinem Lande größere und nützlichere Eroberungen zu machen als irgendwo," aber Nikolaus ist in die Fußtapfen seiner Vorgänger getreten, für den Fortschritt der Civilisation, für die Nationalwohlfahrt hat er kaum Etwas geleistet. Der Unterschied zwischen ihm und seinen Vorgängern ist nur der, daß er die Civilisation geradezu haßte und die materielle und geistige Entwicklung des Volks bewußter als jene fürchtete. Katharina II. und Alexander I. hatten temporelle Sympathien für abendländische Bildung und humane Regungen: Nikolaus stand vom Tage seiner Thronbesteigung an unter dem dämonischen Einfluß der Furcht vor aller eindringenden freien Civilisation, sein kalter und beschränkter Geist, der sich daran ergötzte, Soldaten mit wassergefülltem Glase auf dem Tschako marschiren zu sehn, war unempfänglich gegen die Genüsse einer höhern Kultur, sein von hochfahrendem Majestätsbewußtsein durchdrungener Sinn anerkannte kein Recht und keinen Anspruch auf freie Entwicklung des Volks. Er hielt den Exercierplatz für die Welt und sich berechtigt und praedestinirt, die Welt in einen Exercierplatz oder eine Kaserne zu verwandeln. Er verstand nur die Organisation, die der Feldwebel schafft, und er kannte nur *eine* Entwicklung, die nach dem Czarengebot: „Es werde". So hat er allerdings vielfache Einrichtungen getroffen, aber nur solche, die zur Mehrung

seiner Macht dienten, er hat geändert, aber nicht gebessert, er hat reformirt, aber nicht zu Gunsten seiner Nation.

Die Entsagung seines Bruders Constantin hatte Nikolaus das Anrecht auf die Krone gegeben; den Thron hatte er sich erobern müssen im Kampf gegen die weit verzweigte Verschwörung. Wie die Furcht vor der Revolution nach dem 26. December in ihm zurückblieb, so knüpfte sich bald daran eine immer steigende Furcht vor dem älteren Bruder. Beides gab der Regierungsweise des neuen Kaisers ein charakteristisches Gepräge. Zu Alexanders Zeit waren die politischen Verhaftungen selten gewesen, die geheime Polizei existirte, aber ihre Organisation war nicht so fürchterlich und nicht so ausgedehnt wie nachher. Nach der Thronbesteigung des Nikolaus wurde die geheime Polizei das eingreifendste, wohlorganisirteste Institut des Reichs. Die Spionage drängte sich überall ein, Haussuchungen und Verhaftungen wurden zu alltäglichen Ereignissen; eine furchtbare Beklemmung ergriff ganz Rußland. Außergewöhnliche Maaßregeln wurden zur Sicherung des Kaisers ergriffen. Mehrere Jahre lang war es in Petersburg verboten, daß Menschen truppweise auf den Straßen ständen; sogar die Armen, die bei Leichenbegängnissen sich in den Höfen der Häuser zu versammeln pflegten, um sich nach russischem Brauch speisen zu lassen, wurden verjagt, wenn der Kaiser ausfuhr; Kosacken mußten die Gräben und Nebenwege absuchen, wenn er sich nach Zarskoje-Selo oder einem anderen Orte in der Nähe der Residenz begab; umfassende Vorsichtsmaßregeln wurden getroffen, wenn er weitere

Reisen unternahm, ja sogar wenn er sich bei Revüen mitten unter seinen Truppen befand.

Unter Alexander war die Verwaltung der Polizei zersplittert gewesen: Miloradowitsch hatte an der Spitze der öffentlichen Polizei gestanden, Fürst Gallitzin an der der geheimen, und Araktschejeff dirigirte eine separate Abtheilung, die speciell über die Sicherheit des Kaisers zu wachen hatte. Nikolaus zog diese verschiedenen Abtheilungen in ein Ganzes zusammen. Ein kaiserlicher Ukas, in welchem viel vom allgemeinen Wohl, von Ordnung und Gerechtigkeit, vom Schutz der Schwachen die Rede war, übertrug dem Grafen Alexander Benkendorf den Oberbefehl über das Gensdarmeriecorps und machte ihn zum Direktor der dritten Abtheilung der kaiserlichen Privatkanzelei (geheime Polizei). Diesem Esthländer, einem verlebten Wüstling, aber gehorsamen Bureaukraten, war damit das Schicksal von Millionen in die Hände gelegt. Es war, meinen Russen, noch ein Glück, daß gerade dieser Mann gewählt war: immer von Liebeshändeln absorbirt habe er nicht so viel Böses gethan, als er habe thun können. Freilich fügen sie auch hinzu, daß er nichts Gutes gethan habe; abgestumpft durch Ausschweifungen war er unzugänglich gegen Regungen des Mitleids, gleichgültig gegen das angerichtete Unheil.

Das blau uniformirte Gensdarmerie-Corps und das uniformlose Personal der dritten Sektion kaiserlicher Kanzlei wurde der Schrecken Rußlands. Das zweite noch mehr als das erste. Waren diese uniformirten Häscher mit ihrer schrankenlosen Gewalt und mit ihrer gleich schrankenlosen Habsucht eine Plage des Landes, so wur-

den diese geheimen Agenten, die unkenntlichen Spione, ein fressender Krebs, der das Mark und Blut der Nation verdarb.

Das ganze Reich war so zu sagen unter polizeiliche Aufsicht gestellt: die Beamten, die Offiziere, die Edelleute, die Gesandten im Auslande, der Großfürst Constantin. Ihre Agenten miethete die dritte Sektion der Kanzlei Sr. kaiserlichen Majestät in allen Sphären der Gesellschaft, sie belohnte Jeden, der aus freien Stücken als Delator auftrat. Furcht vor Spionage und Verrath vergiftete das ganze russische Leben. Ein unbedachtes Wort des Tadels oder der Kritik, ein freundliches Wort an einen Verdächtigen gerichtet, ein Scherz konnte zum Verderben gereichen. Wer vor die dritte Sektion citirt wurde, nahm von den Seinen Abschied wie ein Sterbender. Er schmachtete wochenlang, monatelang in strenger Haft, wurde deportirt oder unters Militair gesteckt. Viele wurden aus ihren Häusern geholt, und Niemand sah oder hörte wieder von ihnen. Die halberwachsene Jugend wurde nicht geschont. „Im Jahre 1827 wurden auf der Universität Moskau die Brüder Kritsky ergriffen. Sie sind verschwunden; Niemand wußte eigentlich, was sie gethan hatten und was man ihnen gethan hat.“ *)

Unter derselben Geißel litt Polen. Es hatte in Warschau seine eigene geheime Kanzelei, nach russischem Zuschnitt von Russen eingerichtet. Seit der Thronbesteigung des Nikolaus mehrten sich die Delationen, sie

*) A. Herzen.

liefen zu Tausenden ein, und die dafür verausgabten Summen stiegen von Jahr zu Jahr.*)

Spricht sich in dieser fürchterlichen Organisation und unbarmherzigen Handhabung der Polizei die Furcht des Kaisers aus, die Furcht vor möglichen neuen Rebellionen und Verschwörungen, die Furcht vor einem Bruder, dessen Popularität größer war als die eigene, und dessen Wort vielleicht genügt haben könnte, das Heer abtrünnig zu machen, — so ist das abscheuliche Institut einer allmächtigen Polizei andererseits die trotzige Antwort des Selbstherrschers auf alle die Klagen und Anklagen, welche die Männer des 26. Decembers gegen den kaiserlichen Despotismus erhoben hatten. Noch kein Czar hatte einen so tiefen Einblick in die Leiden, in die Bedürfnisse seiner Nation gethan, als Nikolaus. Vor der Untersuchungscommission hatten die Gefangenen des 26. Decembers mit dem heiligen Ernst der Resignation und mit der Wahrheitsliebe, welche durch die Nähe des Todes verbürgt war, sich über die Lage Rußlands ausgesprochen: sie hatten das ganze Elend der Recht- und Gesetzlosigkeit, die Corruption in der Bureaukratie und im Militair, das

*) Es wird von Polen weiter unten ausführlicher die Rede sein. Hier sei bemerkt, daß an den General Koruta, der an der Spitze einer Sektion der geheimen Polizei in Polen stand, vom Polizeispion Makrott 2160 Denunciationen im Jahre 1826, 1692 im Jahre 1827 eingereicht wurden. Derselbe Spion verwandte für den Dienst der geheimen Polizei 1825 : 29,000 poln. Gulden, 1826 : 35,000, 1827 : 26,000 1828 : 38,000, 1829: 40,000. General Roznіecki verbrauchte zu gleichem Zweck monatlich 300 Dukaten.

Verderbliche eines unumschränkten Despotismus, das Entwürdigende der Sclaverei aufgedeckt und nachgewiesen. Die Akten lagen dem Kaiser vor, einige der Angeklagten hatten aber auch Gelegenheit gehabt, ihn selbst die Wahrheit hören zu lassen: „Nikolaus Bestuschef hatte in einer Sitzung, fast unter vier Augen dem Herrscher Alles gesagt, und seine kräftigen, einschneidenden, bittern Worte, die Klarheit seiner Ideen, die Wärme seines Gefühls, sein wahrer Patriotismus, seine durch den Unwillen unterstützte Beredsamkeit hatten auf den Kaiser einen starken Eindruck hervorgebracht: „Ich könnte Ihnen verzeihen", sagte Nikolaus nach Schnitzlers Erzählung, und wenn ich die Versicherung hätte, in Zukunft einen treuen Diener an Ihnen zu besitzen, so würde ich es thun." — „Ah! Sire, erwiderte Nikolaus Bestuschef, gerade darüber beklagen wir uns, daß der Kaiser Alles vermag, und daß es für ihn kein Gesetz giebt. Ich bitte Sie im Namen Gottes, der Gerechtigkeit ihren freien Lauf zu lassen, und daß in Zukunft das Loos Ihrer Unterthanen nicht mehr von Ihren Launen oder von den Eindrücken des Augenblicks abhängig gemacht werde."

Was war Nikolaus Antwort? Er bestrafte die Rebellen mit eiserner Härte, ja mit der häßlichen Grausamkeit eines Rächers, — in dem, was sie zum Aufstande getrieben, wurde Nichts gebessert..

Der legislative Zustand Rußlands blieb, wie er war. Alexander hatte in der ersten Zeit seiner Regierung einen Anlauf zum Reformiren genommen, er hatte wenigstens den Gedanken gehabt, den Reichsrath, die oberste Behörde des Reichs, aus seiner Nullität herauszuheben,

ihm eine wirkliche Machtvollkommenheit beizulegen und ihn über Justiz und Administration in letzter Instanz entscheiden zu lassen. Nikolaus hat nie solche Pläne gehabt, der Reichsrath*) blieb ein ohnmächtiges Collegium mit prunkendem Titel unter allmächtigem Präsidenten, dem Kaiser. Dieser ernannte alle sechs Monate die Mitglieder der Sektionen, bestätigte die Beschlüsse der Majorität oder die Voten der Minorität nach Belieben, und entzog dem Reichsrath die Einsicht und den Einfluß auf die wichtigsten Angelegenheiten mit vollständiger Willkür. Alexander hatte wie mit dem Reichsrath ähnliche Pläne mit dem Senat gehabt, hatte ihm wirklich das Recht ertheilt, jede Modifikation der bestehenden Gesetze zu beantragen. Dies Recht war allerdings schon bei Alexanders Leben dahin interpretirt und verkümmert, daß es sich nur auf die Gesetze beziehe, die älter wären als das ertheilte Recht. Unter Nikolaus blieb dem Senat — einem Conseil von Invaliden, in dem meist alternde Generale ausruhten — nur die inhaltlose Pflicht, die kaiserlichen Ukase einzuregistriren und die Funktionen des obersten Gerichtshofes.

Die Gesetzgebung blieb demnach vollständig in der Hand des Kaisers; und thätig genug war er darin, ein Ukas folgte dem andern: 5073 Verordnungen wurden in den

*) Der Reichsrath zerfällt in fünf Sektionen: 1) die der Justiz, 2) die des Krieges, 3) der Civilangelegenheiten, 4) der Oekonomie, 5) der polnischen Angelegenheiten. Jede Sektion enthält mindestens drei Mitglieder und einen Präsidenten. Die Minister sind Mitglieder.

sieben Jahren von 1825—1832 erlassen, im Durchschnitt also zwei täglich.

Wäre der Senat als oberster Gerichtshof, wären die Richter überhaupt nur einigermaßen unabhängig gewesen, hätte nur nicht Jeder, gleich viel, ob hohen oder niederen Ranges, nach Belieben seinem ordentlichen Richter entzogen werden können! Aber in Rußland werden die Richter vom Kaiser ernannt und jeder kann — gleich viel ob hohen oder niederen Ranges — jeden Augenblick ohne rechtliche Procedur entsetzt werden. Nikolaus betrachtete jede richterliche Behörde nur als eine Sektion der Polizei, jedes Gesetz als veränderlich durch den Czaren. So schärfte er die vom Gericht erkannten Strafen, kassirte die Urtheile, ernannte Specialgerichtshöfe für besondere Fälle. Der Belege dafür werden von den Schriftstellern, die über Rußlands neueste Geschichte geschrieben, eine Menge angeführt; hier mag es genügen, an ein paar der sicher verbürgten aus dem Zeitraum, den wir besprechen, zu erinnern. Die Gefangenen des 26. Decembers wurden einem vom Kaiser ernannten Specialgericht, wie im vorigen Bande ausführlich erzählt ist, unterworfen. Als die Untersuchungscommission in Polen 1827 ihr Urtheil gesprochen hatte, wurde es kassirt und dem polnischen Senat, von dem man ein härteres Urtheil erwartete, die Untersuchung und Entscheidung übertragen. Da auch dieser die Angeklagten freisprach, zögerte man mit der Ausführung des Urtheils, d. h. mit der Freilassung der Verhafteten; erst nach langer Verhandlung des Ministeriums fand diese Statt und im Namen des Kaisers wurde allen Senatoren, die für Freilassung gestimmt, das allerhöchste

Mißfallen ausgesprochen. Von Verschärfung eines Strafurtheils nur zwei Fälle: Das Specialgericht für die Rebellen des 26. Decembers hatte den Lieutenant Zebrikof zur Deportation verurtheilt. Nikolaus fügte Verlust des Adels und der Fähigkeit, im Dienste zu avanciren, hinzu. Ein Cadet, Engel, den sein Hauptmann hatte peitschen lassen, trat aus dem Dienst und forderte seinen Hauptmann. Er ward vor ein Kriegsgericht gestellt und verurtheilt, zwei Mal durch zwei Schwadronen Spießruthen zu laufen. Der Kaiser bestätigte das Urtheil und fügte hinzu: drei Mal durch vier Schwadronen.

Dieser Gesetzlosigkeit gegenüber will ein Fall, wie der mit dem Pferde des Grafen Adlerberg Nichts sagen. Man weiß, daß sich Menschen mitunter darauf am meisten zu Gute thun, was sie am wenigsten besitzen. So hat Nikolaus es geliebt, sich mit seiner Liebe zur Gesetzlichkeit zu brüsten. Der Gerechtigkeit halber finde aber auch das einzige Beispiel von praktischer Anerkennung des Gesetzes hier eine Stelle: In Petersburg besteht eine polizeiliche Verfügung, daß ein durchgegangenes Pferd der Feuerlöschmannschaft verfallen ist. Dem Grafen Adlerberg war ein treffliches Pferd davongelaufen. Die Polizei nahm es in Anspruch. Er eilte zum Kaiser und bot mehrere Pferde anstatt des durchgegangenen. Der Kaiser erwiderte: Nimm Dir doppelt so viel Pferde aus meinem Marstall, aber gegen das Gesetz kann ich nicht handeln.

Schmeichler haben es Nikolaus sehr zum Ruhme angerechnet, daß er Rußland ein Gesetzbuch gegeben. Auch dieser Gedanke war von Alexander gefaßt, ja derselbe hatte durch einen Ukas vom Jahre 1801 feierlich

versprochen, Rußland ein neues Gesetzbuch und eine revidirte Gerichtsordnung zu geben. Vorbereitungen dazu wurden getroffen, allein das Versprechen ward nicht erledigt. Die Gerichtsordnung fiel in den Staub der Akten. Mit dem Gesetzbuch machte Nikolaus dagegen Ernst. Er beschloß zunächst eine Sammlung der vorhandenen gesetzlichen Verordnungen, der kaiserlichen Ukase, herstellen zu lassen, aus denen dann später eine Concordanz der Gesetze, der „Swod", zusammengesetzt werden sollte. Bald nach seinem Regierungsantritt löste er die von Alexander niedergesetzte Gesetz-Commission auf, erklärte die Arbeit unter seine unmittelbare Aufsicht nehmen zu wollen und errichtete in seiner geheimen Kanzelei*) eine besondere Sektion, die zweite Abtheilung war es, für Gesetzgebung unter dem Präsidium Speransky's. Im Jahre 1828 begann der Druck der Ukase, am 1. April 1830 war er beendet. Die sämmtlichen Ukase der Czaren von 1649 an waren, so weit man sie hatte auffinden können, darin abgedruckt. Es mag diese Sammlung von schätzbarem Werth für den Historiker der Vergangenheit sein, für das Leben der Gegenwart ist sie ein ziemlich werthloses Gerümpel. Die legislatorischen Fähigkeiten und Tendenzen des Kaisers aber charakterisirt es, daß er den Plan faßte, aus diesen widerspruchsvollen Ukasen eine Concordanz, die als Gesetzbuch gelten sollte, herstellen zu lassen.

*) Die geheime Kanzelei hatte nach Schnitzler drei Abtheilungen. Die erste führte die Correspondenz zwischen dem Kaiser und dem Ministerium, ertheilte Gratifikationen und Orden, die dritte war die geheime Polizei. Andere Schriftsteller reden von sechs Abtheilungen und sagen, die vierte bis sechste hätten es mit der Specialverwaltung zu thun.

In einer Beziehung gedachte Nikolaus wirklich Wandel zu schaffen: dem Betrug, den Unterschleifen, der Bestechlichkeit der russischen Beamten wollte er ein Ende machen. Diese Corruption, die den Absolutismusmus in seiner Basis bedrohte, ihn ausplünderte und auf die Dauer seiner Hülfsmittel berauben mußte, hatte unter Alexanders Regierung eine außerordentliche Höhe erreicht. Nikolaus hatte sich von der Existenz dieses Uebels wie von der Unordnung und Mangelhaftigkeit der bureaukratischen Organisation überzeugt. Kaiserliche Revisoren zogen zu Anfang des Jahres 1826 im Lande umher, und ihre Berichte gaben merkwürdige Aufschlüsse. In sechszehn Gouvernementsregierungen hatte man die Ausführung von 2749 Senatsukasen*), die seit 1821 erlassen waren, nicht bewerkstelligt, im Gouvernement Kursk waren allein 600 solcher Ukasen liegen geblieben. Akte der unverschämtesten Erpressung kamen ans Licht, großartige Unterschleife wurden entdeckt. Es stellte sich heraus, daß der Direktor der Kanzlei des Justizministeriums von einer Partei eine Geldsumme genommen hatte, in der Gouvernementsregierung zu Petersburg fand sich bei Revision der Kasse ein bedeutendes Deficit, und der Kassirer ergriff die Flucht. Im Frühling 1826 kam eine Betrügerei in

*) Senatsukase sind solche, die der Kaiser an den Senat, den „Bewahrer der Gesetze" richtet, damit dieser sie einregistrire und promulgire: namentliche Ukase heißen diejenigen, welche an gewisse Personen vom Monarchen gerichtet sind und woran der Senat gar keinen Theil nimmt, oft nicht ihre Existenz kennt. Vergl. Schnitzler: Geheime Geschichte Rußlands.

Kronstadt zur Kenntniß des Kaisers, die dem Umfange wie der Frechheit nach ihres Gleichen suchte.

Schnitzler erzählt sie ausführlich.

Als sich Nikolaus im April 1826 in Zarskoje Selo aufhielt und gerade Revue hielt, kamen vier Männer in Landestracht, im Kaftan und mit langem Bart, (Muschiks), heran. Sie wandten sich an einige höhere Offiziere mit dem bestimmten Verlangen, den Kaiser selbst zu sprechen. Man zögert, ihnen zu willfahren, man verlangt erst zu wissen, was sie dem Kaiser zu sagen hätten. Aber die Muschiks bestehen auf ihrer Forderung und erklären nur, daß sie den Czaren selbst eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit vorzutragen hätten.

Die Aufmerksamkeit des Kaisers richtet sich auf die Scene, er begehrt zu wissen, was vor sich gehe und befiehlt, die Muschiks herantreten zu lassen. Die Leute berichten dem Selbstherrscher von einem kolossalen Unterschleif, der in Kronstadt stattgefunden und den sie entdeckt hätten. Aus den Magazinen, Werften, Arsenalen und von den Schiffen der Krone sind eine Menge Sachen entwandt, Takelage, Eisenwerk, Kupferbeschläge und tausend andere Gegenstände, welche zum Bau und zur Ausrüstung von Schiffen gehören; Alles das ist ins städtische Kaufhaus von Kronstadt gebracht, in Läden, hinter geheimen Verschlägen aufgehäuft und wird um einen Spottpreis verkauft. — Der Kaiser will der Erzählung nicht glauben.

„Warum habt Ihr denn meinen Offizieren Nichts von der Sache mittheilen wollen?" herrscht er die Bauern an.

„Hätten wir diese Thatsachen irgend einem Andern mitgetheilt als Deiner Majestät," entgegneten sie, so hättest Du nie Etwas davon erfahren, und es wäre Niemand bestraft worden als wir selbst."

„Hütet Euch! Ich mache Euch verantwortlich für Eure Worte!" meinte der Kaiser.

Aber er war entschlossen, die Sache zu untersuchen. Ein Adjutant, Michael Lasaref, Flottenkapitain, mußte mit 300 Mann sofort nach Kronstadt abgehen und unvermuthet das Kaufhaus besetzen. Es verhielt sich Alles so, wie die Muschiks erzählt hatten; Lasaref fand alle Einzelheiten des großartigen Diebstahls bestätigt; er ließ die gefüllten Räume versiegeln, die Zugänge bewachen und erstattete dem Kaiser Bericht von seiner Sendung. Nikolaus war damals noch nicht so resignirt wie in späterer Zeit, wo er, auf eine in Berlin in seiner Umgebung verübte Gaunerei aufmerksam gemacht, sich äußerte: die Sache ist um so schlimmer, da ich sie kaum verfolgen kann; ich müßte von oben anfangen." Er befahl, daß die Schuldigen die ganze Strenge des Gesetzes treffen solle.

In der Nacht des 21. Juni sah man in Petersburg den westlichen Theil des Horizonts von dem Schein einer Feuersbrunst geröthet, und am nächsten Tage raunte man sich's zu, daß das Kaufhaus von Kronstadt mit all den ungeheuren Vorräthen von Bauholz, Tauwerk, Pech ꝛc. in Asche liege.

Solche Ereignisse mahnten gar zu eindringlich an die Nothwendigkeit des Einschreitens. Nikolaus wollte reformiren, aber es ist charakteristisch, wie er dabei verfuhr.

Anfangs hatte er einen Senator, Poletika, welchen Schnitzler einen rechtschaffenen Mann nennt, mit einer allgemeinen Revision der Behörden, die Ministerien eingeschlossen, beauftragt. Poletika stattete seinen Bericht freimüthig ab und schlug energische Maßregeln vor. Aber dann kam die Sache ins Stocken; Poletika fand natürlich vielfache Hindernisse in der Abneigung der Beamten gegen eine Reform und bald fehlte ihm die Unterstützung des Kaisers. Ein Conflikt mit dem einflußreichen Civilgouverneur von Moskau machte seiner Thätigkeit ganz ein Ende.

Außerdem war im Juni 1826 eine Commission niedergesetzt worden, die über Abschaffung der Mißbräuche, welche in der russischen Bureaukratie eingerissen waren, berathen sollte. Diese Commission schlug sehr verständige Maßregeln vor: Die Heimlichkeit des Verfahrens sei abzuschaffen, die Beamten müßten eine ehrenvollere Stellung haben, zu dem Ende seien Schulen einzurichten, in denen man sich für diesen Stand vorbereiten könne, und die Besoldungen seien zu erhöhen; endlich müßte die Administration von der Justiz getrennt und Unabsetzbarkeit der Richter proklamirt werden.

Ohne Zweifel wäre mit der Annahme solcher Vorschläge eine ganz neue Aera für Rußland hereingebrochen; unter dem Schutze der Heimlichkeit vollzogen sich alle die Erpressungen, Unterschleife, Betrügereien und Gewaltthätigkeiten, welche selbst die eifrigsten Apologeten der russischen Regierung, wie ein Haxthausen, noch heute nicht abzuleugnen wagen: die Beamten wie die Offiziere waren so ärmlich besoldet, daß ein unredlicher Nebenverdienst ihnen zur Nothwendigkeit ward; Examina waren

entweder gar nicht, oder ein Geldgeschenk an die Examinatoren half auch die Unfähigen hindurch; es advocirte wer Lust hatte; wie die Gouverneure der Provinzen, zum Theil nur durch vorherigen Kriegsdienst zu ihrem Posten befähigt, administrative und richterliche Gewalt in ihrer Person vereinten, so war dasselbe bei den rohen und ungebildeten Beamten niederen Ranges der Fall. Alle aber waren demoralisirt durch die gleiche Gefahr, durch eine Laune des Herrschers ihrer Stellen enthoben zu werden.

Freilich die Annahme dieser Vorschläge bedingte eine vollständige Umwandlung des ganzen Staatslebens und des bisherigen Regierungsprincips. Eine absolutistische Spitze verträgt sich mit der Oeffentlichkeit des Verfahrens und mit der Unabhängigkeit des Richterstandes nicht. Die Corruption der russischen Beamten ist eine nothwendige Folge des despotischen Systems. Der russische Beamte ist maßlos verpflichtet wie ein Sklave, seine Rechte dagegen sind nicht garantirt, seine Ansprüche nicht gewährleistet; die höchste Willkür bedroht den pflichttreuen und redlichen Mann wie den absoluten Taugenichts. So suchen sie sich nach unten schadlos zu halten. Die Diener copiren bloß ihren Herrn; sie sind nur Czaren im Kleinen. Warum sollten sie sich auch sittlich verpflichtet fühlen, ein Gesetz zu achten, da auch ihr Czar keins respektirt, nicht einmal das von ihm selbst gegebene! Warum sollten sie fremdes Eigenthum achten, da es der Czar selbst nicht thut! Die Regierung eignet sich fremdes Privateigenthum an vermittelst eines Ukases, man nennt das confisciren, der Administrativ-Beamte steckt Privatgut, das durch seine

Hände geht, in die Tasche, man nennt das betrügen. Die Regierung deportirt die Mißliebigen, die bei ihr nicht in Gunst stehen, ohne Urtheil und Recht, der Beamte läßt sie prügeln, in den Kerker werfen, auch wohl einmal für wahnsinnnig erklären. Das folgt Eins consequent aus dem Andern. Wie zum Bilde Ludwig's des Vierzehnten die habgierigen Generalpächter, so gehören zum Bilde des Czaren die demoralisirten Tschinowniks.

Nikolaus befolgte keinen der Vorschläge, welche ihm die Commission gemacht hatte, er löf'te dieselbe vielmehr im Mai 1827 auf, in einem Augenblick, wo mehrere Mitglieder der Commission Berichte vorbereitet hatten, in denen sie, wie behauptet wird, die ganze Größe des Uebels freimüthig auseinandersetzten. Das Heilmittel, auf dessen Anwendung er sich beschränkte, war die bureaukratische Ueberwachung und die Geißel des Oberpolizeimeisters.

Ohne Zweifel müssen wir aber noch Unterscheidungen machen: einen Theil des Elends, das eine demoralisirte Bureaukratie über Rußland gebracht hatte, wollte der Kaiser gar nicht hinwegräumen. Die Abhängigkeit und Gefügigkeit des Richterstandes ist dem Absolutismus nothwendig: er bedarf der Werkzeuge, welche seine Gegner unter den Formen des Rechts unschädlich machen, welche den rachsüchtigen Begierden des Monarchen den Anschein der Gerechtigkeit leihen. Nikolaus hatte dies Bedürfniß schon selbst erfahren, als es ihm galt, die Gefangenen vom 26. December zu bestrafen. Ein Beleg, was für Richter er damals gesucht und gefunden hatte, ist uns durch den Freiherrn von Stein aufbewahrt. Der Graf Golowkin

war Mitglied des außerordentlichen Gerichtshofes gewesen, das den Staatssekretär Nikolaus Turgenief zum Tode verurtheilt hatte. Einige Jahre nachher besuchte der Graf den Freiherrn von Stein in Nassau*). Es kam die Rede auf Turgenief's Verurtheilung. Golowkin wollte über die Sache scherzend hinwegschlüpfen. Aber Stein hielt ihn fest und fragte geradezu, ob Turgenief wirklich schuldig gewesen sei. Wohl nicht eigentlich schuldig, entgegnete der Graf, kein Verbrecher, nur ein Mißvergnügter. Stein erkundigte sich weiter nach den Akten, die dem Gerichtshofe vorgelegen hätten. Golowkin entschuldigte sich, daß er die in russischer Sprache abgefaßten Akten gar nicht habe lesen können, da er französisch erzogen sei.

„Und Sie verurtheilten den Mann dennoch zum Tode?"

„Mein Gott," versetzte Golowkin verlegen, „wir nahmen es damit nicht so genau: wir wußten Turgenief im Auslande und in Sicherheit."

„Aber pfui! Herr Graf," sagte Stein mit verächtlicher Kälte. Und der Russe eilte, sich zu verabschieden.

Von andern Gebrechen der Beamtenwelt ist es wenigstens sehr zweifelhaft, ob der Kaiser sie gründlich zu heilen beabsichtigte. Ein großer Theil der russischen

*) Vergl. Pertz, das Leben des Ministers Freiherrn von Stein. Dort findet man auch folgende, für die Charakteristik des Kaisers Nikolaus wichtige Notiz: „Späterhin ward fast Jedermann von Turgenief's Unschuld überzeugt, dieser erbot sich in St. Petersburg zu erscheinen, aber — der Kaiser schlug sein Gesuch ab.

Staatsdiener ist in ähnlicher Situation, wie die Hunde der Hirten in der pontischen Steppe. Wie der Herr diesen wenig zum Unterhalt reicht, wie sie sich ihre Nahrung auf eigne Faust suchen müssen unter dem Wilde der Ebene, so ist der Jahres-Gehalt Jener nicht über ein paar hundert Rubel Banco; sie ersetzen sich also das Fehlende durch illegitime Sporteln. Diese Thatsache involvirt ein großes Ersparniß für die Krone, und was der Tschinownik dem armen Bauern entpreßt, kommt direkt dem kaiserlichen Schatz zu Gute. Von 200 Rubeln = 60 Thalern pr. Cour. kann selbst im wohlfeilen Rußland keine Beamtenfamilie existiren: es blieb dem Kaiser also nur die Wahl, die Dinge zu lassen wie sie waren, oder die Besoldungen bedeutend zu erhöhen. Das Letztere lag nicht in seinem Plan.

Somit beschränkt sich die Reform des neuen Herrschers im Grunde auf das Eine — auf die Veruntreuungen der Staatsgelder, das Bestehlen der öffentlichen und kaiserlichen Kassen und die Unordnung in den Kanzleien. Und in der Beziehung wurde die polizeiliche Geißel allerdings mit Macht geschwungen. Wie gleich zu Anfang des Jahres 1826 die Ausgaben des kaiserlichen Haushalts*) geregelt, der Etat beschränkt, die Unterschleife der

*) Die täglichen Ausgaben für Küche und Keller wurden z. B. von 600 Rubel Bco. auf 200 täglich herabgesetzt. Den Betrügereien der Palastbeamten, welche mit Kolonialwaaren und anderen aus dem kaiserlichen Haushalt gestohlenen Dingen förmlichen Handel trieben, kam man auf die Spur. Ein anonymes Werk über Rußland erzählt von einer Rumflasche, die seit der frühesten Kindheit Alexanders I., dem der Arzt gegen Zahnweh Rum verordnet, täglich in der Rechnung des Hofhalts figurirte.

Palastbeamten inhibirt wurden, so sollte Aehnliches im ganzen Reiche geschehen. Nikolaus revidirte, wo es nur immer anging, persönlich, er erschien wie ein deus ex machina in den Kasernen, in den Kanzleien, in den Schulen und Instituten Petersburgs; er reiste im Lande umher, er ordnete Revisionen an, er ließ die Beamten aller Klassen bewachen, einen durch den andern, er strafte unerbittlich, er setzte Schuldige ab und schickte sie nach Sibirien. Diese energischen Maßregeln schreckten allerdings die Schuldigen und schüchterten ein, aber — es sei uns gestattet, vorauszubemerken, was wir später an Beispielen beweisen werden — die Quellen des Uebels wurden nicht verstopft, die abscheuliche Demoralisation nicht ausgerottet. Die Betrügereien dauerten fort, — das Einzige, was erreicht wurde, war, daß sie mit größerer Scheu betrieben wurden und sich in möglichste Heimlichkeit hüllten. Die mit allen Mitteln der Repression ausgerüstete Polizeigewalt vermag Viel, aber Eins kann sie sich nicht schaffen mit dem Aufgebot aller Kraft: ehrliche und anständige Diener! Die Controle eines Polizeimeisters leistet Manches, nur gerade auf das, was die Controle der öffentlichen Meinung leistet, muß sie verzichten!

Nikolaus hat es nicht ungern gesehen, wenn die während der Regierung seines Bruders getroffenen Einrichtungen von seiner nächsten Umgebung getadelt wurden. Er betrachtete den verhältnißmäßig großen Liberalismus, den Alexander anfangs in der That bewiesen hatte, als die Quelle der Revolution oder, was ihm identisch war, als die Quelle alles Uebels. Consequen-

terweise suchte er auch der religiösen und wissenschaftlichen Entwicklung, die, Dank jenem humanen Sinn Alexanders und Dank dem Zusammenstoß der Russen mit dem westlichen Europa sich zu entfalten begonnen hatte, einen festen Zügel anzulegen und sie polizeilich einzuschränken.

Die Tendenzen des Kaisers sprachen sich schon in einem Manifeste aus, das bald nach der Thronbesteigung in Bezug auf öffentlichen Unterricht erlassen wurde. Es hieß darin: „Könnten doch die Familienväter ihre ganze Aufmerksamkeit auf die moralische Erziehung ihrer Kinder richten! Gewiß nicht den Fortschritten der Civilisation, wohl aber der Eitelkeit, welche nur Müßiggang und Verstandesleere erzeugt, und dem Mangel einer tüchtigen Belehrung ist diese Zügellosigkeit des Denkens, diese Hitze der Leidenschaften, diese verwirrte und unheilvolle Halbbildung zuzuschreiben und diese Liebe zu ausschweifenden Theorien und politischen Visionen, welche anfangs verschlechtern und zuletzt ins Verderben stürzen. Möge die Furcht Gottes und ein gründlicher patriotischer Unterricht die Grundlage aller Hoffnungen auf Verbesserung und die erste Pflicht aller Klassen sein."

Hätte über den Sinn dieser schwülstig salbungsvollen Phrasen, in die sich der moderne Despotismus nun einmal hüllen zu müssen glaubt, und über die Ehrlichkeit der frommen Worte, — hätte noch ein Zweifel darüber sein können, so wurde er schon durch die Aufhebung der russischen Bibelgesellschaft gelöst. Diese, unter den Auspicien Alexander's im Jahre 1813 begründet, hatte sich von ihrem Hauptsitz, Petersburg, aus in 289 Hülfsgesellschaften über das ganze Reich verzweigt, und 448,109

Bibeln, in 41 Sprachen gedruckt, waren von ihr vertheilt worden. Noch im Jahr 1825 hatte man von 70,000 gedruckten Exemplaren 31,161 ausgegeben. Aber von einigen der Rebellen des Decembers war die Bibel benutzt, um Propaganda zu machen; Sergius Murawief hatte unter Andern Bibelstellen zu dem Beweise benutzt, daß die monarchische Regierungsform Gott nicht angenehm sei. Für Nikolaus Grund genug, die Bibelgesellschaft aufzulösen. Ein Ukas vom 24. April 1826 sprach die gänzliche Aufhebung des unter Alexander constituirten Vereins aus; dessen Angelegenheiten sollten liquidirt und die noch vorräthigen Exemplare der Bibel durften verkauft werden.

Ein Ukas vom 22. Juni 1826 führte ein verschärftes Censuredikt ein. Auf 12 Druckbogen und in 230 Paragraphen waren die rigorosen Bestimmungen vertheilt. Unter der Direktion des Ministers für den öffentlichen Unterricht stand darnach eine Ober-Censur-Kommission; in Moskau, Wilna und Dorpat waren Filial-Commissionen, der Ober-Postdirektion war ein Collegium zur Bewachung der vom Auslande kommenden Druckschriften beigegeben, der Synod hatte die religiösen die russisch-griechische Kirche betreffenden Schriften, die theologische Fakultät in Dorpat alle die protestantischen Confessionen betreffenden Drucksachen zu beaufsichtigen. Wie diese Censoren verfuhren, was sie unterdrückten, welches lügenhafte Gepräge sie der russischen Literatur aufdrückten, davon nur einige Beispiele: Von dem Brande in Kronstadt, der, wie oben erzählt, in Petersburg gesehen werden konnte, durfte das Journal von St. Petersburg kein Wort mittheilen,

die großen Verluste im Türkenkriege wurden beharrlich verschwiegen oder geleugnet, die russisch-polnischen Zeitungen konnten schamlos genug sein, zu schreiben: „die Polen zeigen die größte Freude über die Siege der russischen Waffen und bedauren nur, daß sie nicht daran Theil genommen," und Lessings „Natan der Weise" ward nicht über die Grenze gelassen.

Uebrigens übte Nikolaus auch das Censoramt selbst. Er vergaß es mitunter, daß er eine Obercensurcommission eingesetzt und ein Gesetz erlassen hatte: er untersuchte und verurtheilte persönlich. Einen Fall der Art erzählt Alexander Herzen. Der Dichter Polejayef hatte, während er noch Student in Moskau war, eine Parodie auf Puschkin's Gedicht Onägin verfaßt, worin Vieles, auch der Czar, von dem Humor des Satyrikers angegriffen war. Als Nikolaus im Herbst 1826 sich in Moskau krönen ließ, brachte ihm die geheime Polizei eine Abschrift des als Manuscript cirkulirenden Gedichts. Lassen wir Herzen selbst sprechen:

„Und sieh! — eines Nachts, um drei Uhr, weckt der Rektor Polejayef, befiehlt ihm, seine Uniform anzuziehen und sich in die Universitätskanzlei zu begeben. — Da erwartete ihn der Curator. Dieser sieht zu, ob an der Uniform keine Knöpfe fehlen und ob nicht etwa überflüssige daran seien, und ladet darauf ohne alle Explication Polejayef ein, mit ihm in den Wagen zu steigen. Er führt ihn zum Minister der Volksaufklärung (Liewen). Der Minister setzt Polejayef wiederum in seinen Wagen und führt ihn ebenfalls — dies Mal aber geradeswegs zum Kaiser. Fürst Liewen verließ Polejayef in einem

Saal, in welchem, obwohl es noch nicht sechs Uhr Morgens war, mehrere Hofleute und hohe Staatsbeamte warteten, und ging selbst in die inneren Gemächer. Die Hofleute bildeten sich ein, der junge Mensch habe sich durch irgend Etwas ausgezeichnet und traten sogleich in ein Gespräch mit ihm ein. Ein Senator bot ihm an, seinem Sohne Unterricht zu geben.

Polejayef wurde in das Kabinet gerufen. Der Kaiser stand an ein Büreau angelehnt und sprach mit Liewen, ein Heft in der Hand haltend. Er warf auf den Hereintretenden einen forschenden und boshaften Blick.

Hast Du diese Verse gedichtet? fragte er. Ja, antwortete Polejayef.

Nun, Fürst, will ich Ihnen, fuhr der Kaiser fort, ein Musterstück der Universitätserziehung zeigen; ich will Ihnen zeigen, was die jungen Leute da lernen.

Lies dies Heft laut vor, — fügte er hinzu, sich von neuem an Polejayef wendend. Dieser befand sich in einer so heftigen Gemüthsbewegung, daß er nicht im Stande war, zu lesen. Nikolaus' Blick haftete unbeweglich auf ihm. Ich kenne diesen Blick und kenne keinen schrecklicheren, hoffnungsloseren als diesen graufarblosen, kalten, bleiernen Blick.

Ich kann nicht, sagte Polejayef.

Lies! schrie der Allerhöchste Feldwebel.

Dies Geschrei gab Polejayef seine Kraft zurück. Er schlug das Heft auf und las. Im Anfang war es ihm schwer, zu lesen; später aber sich mehr und mehr ermannend las er laut und lebhaft das Gedicht bis zu Ende vor. Bei den besonders beißenden Stellen machte der

Kaiser dem Minister ein Zeichen mit der Hand. Der Minister bedeckte sich die Augen vor Entrüstung.

Was sagen Sie dazu? fragte Nikolaus, als die Vorlesung beendet war. Ich werde dieser Sittenverderbniß eine Schranke setzen, dies Alles sind noch die Folgen, die Ueberbleibsel — ich werde sie ausrotten — Wie ist seine Aufführung?

Der Minister wußte freilich nicht, wie er sich aufführte, aber in diesem Augenblick wachte in ihm Etwas auf, das einem menschlichen Gefühle glich, und er sagte: Vortrefflich, Ew. Majestät.

Dies Zeugniß rettet dich, aber bestraft mußt du werden, den Andern zum Beispiel. Willst du in den Militärdienst treten?

Polejayeff schwieg.

Ich gebe dir durch den Militairdienst ein Mittel, dich zu reinigen. — Wohlan denn, willst du?

Ich muß gehorchen, antwortete Polejayef.

Der Kaiser näherte sich ihm, legte ihm die Hand auf die Schulter und, indem er zu ihm sagte, dein Schicksal hängt von dir selbst ab, sollte ich dich vergessen, so kannst du mir schreiben, küßte er ihn auf die Stirn.*)

Vom Kaiser wurde Polejayef zu Diebitsch geführt, welcher auch im Palais wohnte. Diebitsch schlief; man weckte ihn. — Gähnend kam er heraus und fragte den Flügeladjutanten: Ist es der? — Er ist es, Ew. Excellenz. — Wohlan denn! Dienen Sie meinetwegen im Mi-

*) Herzen fügt hinzu, daß er die Erzählung wiederholt von Polejayef selbst gehört habe.

litär — ich habe fortwährend im Militär gedient; Sie sehen, ich habe mich aufgedient, vielleicht werden Sie auch General werden.

Polejayef wurde als Soldat ins Lager abgeführt.*)

Es war ein Akt der höchsten Willkür und der höchsten Barbarei zugleich, den Nikolaus gegen einen jungen Mann beging, der über seinen Monarchen eine Meinung zu haben und sie in Versen auszusprechen gewagt hatte. Die Rachsucht einer kleinen Seele sprach sich darin aus. Aber das nicht allein. „Ich will sie ausrotten diese Sittenverderbniß, diese Folgen und Ueberbleibsel" — hatte Nikolaus gesagt, — „von meines Bruders liberalen Capricen", wollte er ohne Zweifel hinzufügen. Und er machte mit dem Ausrotten Ernst.

Gegen die Universitäten schritt er in einer Weise ein, die über seine Tendenzen völlig aufklärte.

Waren die russischen Universitäten bisher nur kümmerliche Nachahmungen westeuropäischer Akademien gewesen, hatten sie ihre Lehrkräfte größtentheils vom Auslande erborgt, gaben sie nur dürftige Elemente einer wissenschaftlichen Bildung aus, so hatte die Anhäufung junger Leute, die sich dem Studium widmeten, doch schon ihre wohlthätigen Folgen gehabt. Der Unterricht mag erbärmlich ge-

---

*) Wie es dem unglücklichen Dichter ferner erging, wie er nach dreijährigem Dienst ein paar Male an den Kaiser schreibt, keine Antwort erhält, dann desertirt, zu Spießruthen verurtheilt aber zum Militärdienst im Kaukasus begnadigt, endlich in ein Karabinier-Regiment zu Moskau versetzt wird und dort in einem Spital stirbt, kann der Leser finden im ersten Bande von Herzens Memoiren.

nug gewesen sein. Er wurde von pedantischen und ängstlichen Deutschen, die ihres Servilismus halber, oder von ungebildeten Russen, die ihrer Ignoranz halber von den Studirenden wenig geachtet wurden, ertheilt. Aber die liberalen Sympathien, die Rußland unter der Regierung Alexanders durchströmten, hatten auch unter der studirenden Jugend ihren Widerhall gefunden, die Aufnahme auf die Universitäten war Allen, mit Ausnahme der Söhne von Leibeigenen, verstattet, der Eintritt verursachte geringe Kosten, etwa zwanzig Thaler jährlich, — so erzeugte sich ein freier Ton, der über Standesvorurtheile erhaben war, und ein frisches Leben und gemeinsames Streben unter den Studenten. Das war namentlich in Moskau, dessen Universität nach dem Jahre 1812 neu organisirt war, der Fall. Dort haben die tüchtigsten russischen Schriftsteller der letzten Jahrzehnde ihre Anregung und Bildung empfangen. Es wird angegeben, daß sich im Jahre 1826 der Bestand der sieben russischen Universitäten auf 2000 Studenten und 220 Lehrer belief. Allerdings eine kleine Zahl im Verhältniß zu den sechszig Millionen Einwohnern des Reichs, im Verhältniß zu den 8—900,000 Adeligen, zu den mehr als 100,000 Geistlichen, zu der ungezählten Beamtenmenge Rußlands. Aber immerhin mußten die Hunderte, die jährlich die Universitäten verließen und sich über das Reich vertheilten, schon einen nicht unerheblichen Einfluß auf den Bildungszustand der Nation üben. Und ein Gouvernement, dem das Volkswohl am Herzen lag, hatte die Pflicht, diese Anfänge einer Civilisation treu zu hüten und zu pflegen.

Nikolaus ist nachgesagt worden, er habe die Univer-

sitäten gehaßt, — Moskau zumal. Die Maßregeln, die er gegen dieselben ergriff, führen freilich zu diesem Schlusse. Zunächst ließ er sie den ganzen fürchterlichen Druck der geheimen Polizei und die bleierne Wucht der Censur fühlen. Die Professoren wurden überwacht wie Verbrecher; genau nach ihren Compendien hatten sie zu dociren; jeden Augenblick mußten sie gefaßt sein, dem Curator ihre Hefte vorzulegen. Den Studenten nöthigte man eine Uniform auf; mit der Uniform die strenge Disciplin der Kaserne. Unwissende Soldaten wurden zu Curatoren der Universitäten bestellt, und griffen mit brutaler Hand in den Unterricht ein, von dem sie Nichts verstanden.

Aber der Hauptschlag fiel zu Anfang des Jahres 1829: ein kaiserlicher Ukas verfügte, daß die Lehrstühle der eigentlichen philosophischen Doktrinen auf den Universitäten aufgehoben werden sollten. In Moskau ward die Verfügung zunächst in Ausführung gebracht.

Die Bedeutung dieses Ukases liegt nicht etwa darin, daß er in dem thatsächlichen Zustand der Universitäten eine augenblicklich fühlbare, starke Aenderung hervorgerufen hätte. In Deutschland sind wir allerdings gewohnt gewesen, die philosophischen Fakultäten als die Hüter der freien Kritik, der rücksichtsloseren Forschung, der vorurtheilsfreien Wissenschaft zu betrachten. Schwerlich aber sind von russischen Kathedern jemals Worte einer Philosophie vernommen, die selbst einer absolutistischen Regierung ernsthaften Grund zur Besorgniß hätten geben können; die Kritik der Religion und des Staates hat sich ohne Zweifel stets innerhalb der bescheidensten

Grenzen gehalten. Der Ukas hat vielmehr neben der Bedeutung, daß er spärliche Elemente einer freieren Entwicklung tilgte, die andre wichtigere, daß er alle Möglichkeit einer freieren allgemeinen Bildung abschnitt, und daß er die Absichten, die der Kaiser mit dem akademischen Unterricht hatte, enthüllte. Nikolaus bedurfte der allgemeinen Bildung, die die westeuropäischen Universitäten erzeugen, nicht für sein Reich; ihm genügte es, Mathematiker, Aerzte, Popen und Tschinowniks, die ihr Handwerk verstanden, erziehen zu lassen.

In religiösen und kirchlichen Angelegenheiten ging Nikolaus weit über die Intoleranz seiner Vorfahren hinaus.

Die Verfolgung der ketzerischen Sekten der orthodoxen Kirche ist in Rußland seit Peter I. permanent gewesen. Peter usurpirte bekanntlich die geistliche Oberhirtenwürde in seinem Reich. Wer von da an sich von der orthodoxen Staatskirche lossagte, war nicht mehr ein bloßer Sektirer, — er war ein Rebell; wer die Göttlichkeit der Czarenwürde leugnete, erschien als ein Revolutionär schlimmster Art. Die Verfolgung der Altgläubigen, die nicht bloß im Bart- und Rockabschneiden, sondern in der Belastung mit doppelten Abgaben und unzähligen polizeilichen Vexationen bestand, war nicht etwa eine groteske Aeußerung jener Caprice Peters, sein Volk zu civilisiren, sondern eine grausame Quälerei in ihrem Gewissen verletzter Menschen, die lediglich politische Motive hatte. Die Nachfolger Peters blieben diesem System treu.

Auch Nikolaus I. ist nicht davon abgewichen. Ein Ukas vom Jahre 1827 untersagte den Roskolniks, neue

Kirchen und Bethäuser zu bauen. Wenn mit anscheinender Milde auch hinzugefügt war, die Ausübung ihres Kultus sei ihnen gestattet, so lag die Absicht, die Sekte mit ihren zerfallenden Kirchen und Kapellen aussterben zu lassen, doch klar am Tage, und die Milde war eben nur scheinbar. Entweder waren ja die Roskolniks eine gemeinschädliche und verbrecherische Sekte, — dann durfte man ihnen die Ausübung ihres Kultus nicht gestatten, oder sie waren das nicht, — dann war es ein Akt der Tyrannei, ihnen das Bauen von Kirchen und Bethäusern zu verbieten.

Den Juden war die Einwanderung in Rußland schon im Jahre 1824 untersagt; Nikolaus dehnte das Verbot auf die Juden des polnischen Königsreichs aus.

Die Vorfahren des Kaisers Nikolaus hatten die abendländischen Confessionen geschont, nur Katharina II. hatte einen ziemlich lahmen Versuch gegen die unirte Kirche gemacht. Nikolaus schritt mit herber Unduldsamkeit gegen die Katholiken ein. Ein Ukas verpönte die Katechismen und Gebetbücher, die im Sinne der unirten Kirche abgefaßt seien; ein andrer drohte mit strengen Strafen, wenn die katholische Geistlichkeit versuchen solle, Proselyten unter den Bekennern der Staatskirche zu machen, und die russischen Gesandten im Auslande wurden angewiesen, keinem katholischen Geistlichen Pässe nach Rußland zu ertheilen, wenn er nicht zuvor eine feierliche schriftliche Erklärung abgegeben habe, daß er keinem katholischen Orden angehöre.

Es sind lauter Repressivmaßregeln, die wir bisher aufgezählt haben, beschränkende, negirende Verordnungen

— es drängt sich die Frage auf, hat denn der Kaiser in der ersten Periode seiner Regierung von 1825—30 nichts Positives für den Unterricht, die Wissenschaft, und die Religion gethan?

Gewiß hat er das.

Reden wir zunächst von der Religion.

Die orthodoxe Kirche hatte sich der väterlichsten Fürsorge des Kaisers zu erfreuen. Nicht nur daß die Ukase gegen die Roskolniks und die Katholiken zum Schutze jener dienten, — es ward auch direkt dahin gewirkt, ihr neue Bekenner zuzuführen.

Ein Ukas vom 29. September 1826 faßte die Bekehrung der Muhamedaner und Heiden unter russischem Scepter in's Auge. Er verordnete, wenn die Muhamedaner und Heiden sich taufen ließen, so solle ihnen Steuerfreiheit gewährt werden auf drei Jahre; die Kinder der Neubekehrten sollten bis zur Großjährigkeit von allen Steuern frei sein; die Bekehrten dürften, ohne ein Patent zu lösen, jedes Gewerbe treiben und wären aller Militärpflicht enthoben.

Ein Ukas vom Jahre 1830 bestimmte, jede Kalmückenfamilie, die sich taufen lasse und sich auf Kronländereien niederzulassen begehre, solle dreißig Dessiatinen Land erhalten und für zehn Jahre frei von allen Abgaben sein. Außerdem solle jeder getaufte Familienvater fünfzig Rubel, jeder Unverheirathete fünfundzwanzig Rubel zur ersten Einrichtung bekommen.

Zu Simpheropol wird ein besonderes Institut neben dem Gymnasium errichtet, worin Söhne tartarischer Geistlichen zu Lehrern herangebildet werden sollten.

Missionäre wurden in den Kaukasus entsandt, um die Bewohner zum Christenthume zu bekehren.

In russischen Blättern endlich wird rühmend hervorgehoben, daß der orthodoxen Kirche größere Fonds zugewiesen seien.

Die protestantische Kirche ist in dem erwähnten Zeitraum mit mehren Ukasen begnadigt worden, die als kaiserliche Gunsterweisungen angesehen wurden. Ein Ukas geruhte die Amtstracht der Geistlichen zu bestimmen, weiten schwarzen Talar von Wolle oder Seide, sammtnes Barett und weiße Halskrause; ein anderer verordnete, daß der lutherische kleine Katechismus mit den Erläuterungen eines Geistlichen in allen protestantischen Schulen des Reichs eingeführt werde; eine Commission von Geistlichen unter dem Vorsitz eines kaiserlichen Geheimerathes wurde beauftragt, ein neues Reglement für die protestantische Kirche Rußlands zu entwerfen, ein preußischer Geistlicher, Ritschl aus Stettin, wurde verschrieben, um den Berathungen beizuwohnen, und es ging die Sage, der Kaiser beabsichtige, die preußische Agende einzuführen.

Es mag auch noch erwähnt werden, daß Nikolaus die armenischen Christen nicht vergaß. Für dieselben, deren Zahl sich in Folge der Eroberungen im persischen und türkischen Kriege bedeutend vermehrt hatte, wurde eine zweite Eparchie in Nachitschewan — die erste war in Astrachan — errichtet.

Reden wir dann von dem, was Nikolaus für die Wissenschaft und für den Unterricht gethan.

In den Zeitungen jener Epoche lies't man, daß dem Reichshistoriographen Karamsin von dem Kaiser eine Pen-

sion von 50,000 Rubeln ausgesetzt sei, daß 10,000 Rubel jährlich für Vermessungen im Lande bestimmt werden, daß Alexander von Humboldt zu seiner Reise nach Petersburg 1200 Dukaten, dann zur Weiterreise noch 10,000 Rubel erhalten habe, und daß die Gouverneure der Provinzen angewiesen sein, dem berühmten deutschen Reisenden allen möglichen Vorschub zu leisten. Außer der Expedition Humboldt's nach dem östlichen Rußland werden noch vier andere wissenschaftliche Expeditionen zu Lande erwähnt: der Kaukasus wurde vom General Emanuel und mehreren Naturforschern bereis't; eine Gesellschaft von Gelehrten befand sich bei der Armee des Feldherrn Paskewitsch, um die Landstrecken, die er durchzog, in statistischer und naturhistorischer Hinsicht zu untersuchen; ein Alterthumsforscher bereis'te 1828 das Donauthal bis Sisepolis; ein kaiserlicher Bibliothekar nebst mehreren Zeichnern und einem Naturforscher ging nach dem Frieden zu Adrianopel in die von der russischen Armee besetzten türkischen Länder ab, um über die Topographie derselben Notizen zu sammeln und alte Denkmäler und Inschriften zu untersuchen. Außerdem hatten zwei Schiffe der russischen Marine 1826—1829 eine Reise um die Welt gemacht, namentlich die Küsten der Halbinseln Aliaska und Kamtschatka erforscht.

Ferner wird berichtet, daß eine Ackerbauschule in Saratow gegründet und 23,000 Dessiatinen Land dafür angekauft seien; das Marineunterrichtswesen wurde neu organisirt, 90,000 Rubel dafür ausgesetzt, die Zahl der Seekadetten auf 505 bestimmt; eine Schule für Chirurgen, ein adeliges Fräuleinstift in Odessa und eine Theater-

schule für einheimische Künstler in St. Petersburg wird begründet, ein Forstinstitut erhält eine neue Organisation.

Das ist die Hauptsumme dessen, was Kaiser Nikolaus in der angebenen Periode für Religion, Wissenschaft und Unterricht gethan hat. Diese Maßnahmen tragen zum Theil schon den Stempel des Absolutismus — oder sie zielen wenigstens nur darauf ab, die Herrschergewalt zu steigern, die Quellen der Macht ergiebiger fließen zu machen und Glanz um den Thron zu verbreiten, — aber um sie gerecht würdigen zu können, ist es nöthig, dessen zu gedenken, was sie vermissen lassen. Für die Bildung und die geistige Entwickelung des Volks ist Nichts geschehen; die ununterrichtete rohe Masse der Nation ist leer ausgegangen.

Was ist die Bekehrung der Muhamedaner etwa anders als ein Akt der Politik, als ein Mittel, die Centralisation des Reichs zu vervollständigen? Die Muhamedaner Rußlands, die sich vor den Bekennern der Staatskirche vortheilhaft auszeichneten durch ihre intellectuelle und sittliche Bildung, gewannen Nichts, indem sie sich taufen ließen, aber das Gouvernement bekam eine treffliche Handhabe der polizeilichen Ueberwachung, wenn die Bekenner des Islam Muhamed mit dem Czaren vertauschten. Wenn die Mission der geistlichen Sendlinge in den Kaukasus gelang, war dann nicht die Sendung weltlicher Kämpfer unnöthig? Waren die Ukase des Kaisers bezüglich der Protestanten bei Lichte betrachtet nicht die willkürlichsten Eingriffe eines Despoten in die Glaubens- und Kultusangelegenheiten einer Confession? War nicht der mit einer Pension bedachte Reichshistoriograph Karamsin

ein Mann, der eine Apologie des Absolutismus für eine Geschichte Rußlands ausgegeben hatte? Die Expeditionen zu Wasser und zu Lande mochten das Museum in Petersburg bereichern, mochten dem Kaiser in Westeuropa den Ruf eines Gönners der Wissenschaft eintragen, mochten dem Gouvernement militärisch oder financiell wichtige Notizen liefern, — die Forst- und Ackerbauinstitute mochten Aussicht auf Vermehrung der Steuerkraft des Landes geben, — die Marineschule mochte die Flotte heben, — zur Civilisation eines Volks — das — mit Ausnahme der Roskolniks — nicht schreiben, ja nicht lesen konnte, — trug das Alles nicht bei.

Für den eigentlichen Volksunterricht hat Kaiser Nikolaus Nichts gethan. Keine Volksschulen wurden gegründet, keine Lehrerseminare. Dem geistigen Bedürfniß des Volks mußten nach wie vor seine Popen genügen, deren Bildung darin bestand, daß sie die Bücher vom christlichen Glauben und von den Pflichten aller Stände auswendig wußten und die vom Bischof verordneten Predigten vorlesen konnten. Die Meinung des Kaisers war ausgesprochen in den Worten, die sein Minister der Volksaufklärung, Admiral Schischkow, einst officiell gesagt hatte: der Unterricht der untersten Volksklassen sei unnöthig und schädlich. Und einen praktischen Beleg zur kaiserlichen Willensmeinung lieferte das Verbot, im kaiserlichen Findelhause den Mädchen Schreibunterricht zu ertheilen. *)

*) Wie es um den Unterricht des weiblichen Geschlechts in Rußland bestellt sei, geht aus der Angabe von Reden's hervor, daß im Jahr 1841 unter 80,017 Schülern 2837 Mädchen waren.

Es ist schwer, über die Zahl der Schulen und Schüler Rußlands eine nur annähernde Gewißheit zu erlangen. Die officiellen Zahlenangaben darüber sind vielleicht ebenso wenig willkürlich als die Verlustlisten russischer Feldherrn. Das läßt sich jedoch annehmen, daß die Angaben in diesem Fall nicht unter dem wirklichen Bestand sind. Rußland hatte nach officiellen Listen im Jahre 1830 — mit Ausnahme der Universitäten — in den Lyceen, Gymnasien, Stadt- und Landschulen 79,429 Schüler, die unter der Aufsicht des Ministeriums der Volksaufklärung standen. Wie viel von dieser Gesammtzahl auf die ländliche Bevölkerung Rußlands gerechnet wurde, vermochten wir nicht aufzufinden. Aber es läßt sich aus der Analogie späterer Jahre schließen, daß die Anzahl sehr klein sein mußte. Im Jahr 1841 hatten die russischen dem ebenerwähnten Ministerium untergeordneten Schulen — mit Ausnahme der Universitäten — 80017 Schüler; darunter waren 30,477 Kinder von Edelleuten und Oberoffizieren, 29,729 Kinder von Kaufleuten, Bürgern und Handwerkern, der Rest bestand aus Kindern von Geistlichen, von Hebräern, Ausländern und aus 17869 Schülern, die man vielleicht der ländlichen Bevölkerung zurechnen darf. Wir werden demnach gewiß nicht unterschätzen, wenn wir für das Jahr 1830 die Zahl der Schüler aus dem Landvolk auf 15,000 veranschlagen. Stellen wir diese Zahl der Bauernbevölkerung von 40 Millionen gegenüber, so kam auf 2600 Seelen ca. ein Schüler.

Das ist erschreckend wenig. Allerdings gab es außer den genannten Unterrichtsanstalten noch Militärschulen mit

ca. 150,000 Schülern, geistliche Schulen mit 40—50,000 und Specialschulen oder Fachschulen mit ca. 50,000 Zöglingen, — aber diese waren theils nur für gewisse Klassen der Bevölkerung bestimmt, theils bezweckten sie nichts weniger als eine Bildung des Volks im humanen Sinn, sondern nur das Erlernen gewisser, eng begrenzter Fachkenntnisse.

Summiren wir die Zahlen aller Schüler, die Rußland im Jahre 1830 hatte, und vergleichen sie mit der Summe der Schüler von 1824, so zeigt sich übrigens dennoch eine nicht unbedeutende Steigerung: 1824 wurden 263,224, 1830 dagegen 330,000 Schüler gezählt. Aber der Zuwachs fiel eigentlich nur auf die Militär- und Specialschulen. Was die Masse der gutsherrlichen Bauern und der Kron- und sogenannten freien Bauern betraf, so war es geblieben wie zuvor: für jene waren gar keine Volksschulen, für diese nur sehr wenige da.

Freie Bürger eines freien Staats sind natürlich selbst dafür verantwortlich, wenn sie die Bildung der heranwachsenden Generation vernachlässigen und versäumen. In Rußland dagegen, wo der Kaiser allein die Macht hatte, Alles zu thun und Alles zu gestatten, fällt die Verantwortlichkeit für jenen Mangel auf seine Rechnung.

Wenn Nikolaus gleichwohl den Werth und das Bedürfniß des Unterrichts für die höheren und mittleren Stände nicht verkannte, wenn er Fachschulen für Ackerbau, Forstwissenschaft, Bergbau und Industrie gründete oder beförderte, wenn er den Adel zur Errichtung sogenannter Adelspensionen unter besonderer Aufsicht in den verschiedenen Gouvernements ermunterte, ihn zur Theil-

nahme an der Leitung der Gymnasien heranzog, so steht das mit der Abneigung gegen die Aufklärung und allgemeine Bildung keineswegs im Widerspruch. Nur fällt jene Anerkennung unter einen andern Gesichtspunkt.

Ein russischer Bericht vom Jahre 1839 giebt die Tendenzen des Kaisers in Bezug auf das Unterrichtswesen sehr bestimmt an: dasselbe solle, heißt es dort, im Geiste der Monarchie, der griechisch-russischen Kirche und der Nationalität geleitet werden. Jener Bericht datirt allerdings aus einer Zeit, wo sich dieser Geist schärfer ausprägte, aber die Spuren davon sind auch in der Periode von 1825—30 deutlich zu erkennen. Orthodoxe, gutrussische, treue Diener des Monarchen zu bilden, das ist der Zweck der Universitäten, Gymnasien und andere Lehranstalten. In den Ukasen vom 14. Mai 1826, 20. Febr. 1828, 8. Dec. 1828 ist das hinreichend ausgesprochen. Der Minister der Volksaufklärung, der zugleich an der Spitze der Landes-Censur steht, dirigirt die Akademie der Wissenschaften und die sämmtlichen Unterrichtsanstalten des Reichs, die in acht Lehrbezirke getheilt und denen das Maß der Kenntnisse, die sie zu verbreiten haben, streng vorgeschrieben ist. Es werden zwei Unterrichtsgrade festgesetzt; die Lektionen in russischer Sprache und in russischer Religion werden durchweg vermehrt; die Zahl der Unterrichtsgegenstände, um dem oberflächlichen Wissen abzuhelfen und gründliche Kenntnisse zu befördern, wie man sagte, überall vermindert; wo eine fremde Nationalität sich mit dem russischen Wesen noch nicht völlig amalgamirt hat, wird dem Unterricht besondere Aufmerksamkeit gezollt und die Zahl der Schulen vermehrt, so in den ehemals polnischen und in

den transkaukasischen *) Provinzen; ein oberstes pädagogisches Institut endlich soll speciell dafür sorgen, daß einheimische Lehrer herangebildet werden.

Ob und wie es dem Kaiser Nikolaus gelang, an Stelle der gefürchteten und gehaßten modernen Aufklärung und Civilisation des Abendlandes eine specifisch-russische Bildung, die sich mit dem Absolutismus vertrug und dessen Zwecke förderte, zu setzen, — das ist eine Frage, die hier noch nicht beantwortet werden kann.

Der nächste Erfolg seines Systems im Allgemeinen aber, — eines Systems, das von der Furcht gezeugt und vermöge der Furcht aufrecht erhalten ward, — war der Schrecken. Die Polizei, die Censur, die Centralisation und Uniformität des Unterrichts sollen die Beamten moralisch, die Studenten royalistisch, Alle unterwürfig machen. Strafe und Repression — mit einem Wort der Schrecken ist das, was man als Consequenz und Energie in diesem System gepriesen hat. Jenes düstre Schweigen, das sich nach der Hinrichtung und Verbannung der Verschwörer vom December 1825 über Rußland gelagert hatte, lös'te sich in den fünf folgenden Jahren nicht. Der bessere, bildungsbedürftigere Theil der Nation war eingeschüchtert und tief verstimmt, das Volk war von aller geistigen Entwicklung abgeschnitten und einem corrumpirten Beamtenstande wehrlos überlassen. Eine verworrene Menge serviler Menschen und über diese emporragend eine gefürch-

*) Durch Ukas vom 2. August 1829 wurde bestimmt, daß neben dem Gymnasium zu Tiflis zwanzig neue Distriktschulen eröffnet werden sollten.

tete Gestalt, — das war dasjenige, was im russischen Leben sichtbar und hörbar wurde.

Zwischen jener servilen Menge und der gefürchteten Gestalt bestand allerdings noch ein anderes Verhältniß als das des Schreckens. Der Czar bestraft — wie der christliche Gott nach dem Katechismus — das Böse, aber belohnt auch das Gute. Nikolaus that das Letztere in reichem Maße. An seinem Krönungstage verschenkte er allein 120,000 Bauern. Eine wohlfeilere Gunsterweisung als Bauern oder Rubel waren Orden. Die alten genügten nicht mehr, der Kaiser that neue hinzu. Ein vom Krönungstage datirtes Manifest stiftete eine neue Dekoration, eine Medaille für untadelhaften Dienst, und bald sah man Unzählige geschmückt mit der quadratischen, vergoldeten Schnalle, auf der innerhalb eines Eichenkranzes die Zahl der Dienstjahre angegeben war.*)

Am 26. December 1829 wurde ein ähnlicher Orden für die Frauen geschaffen, das Marien-Ehrenzeichen für tadellose Dienstleistung, „zum Andenken an die unvergeßliche Kaiserin Mutter und für die weiblichen Personen bestimmt, die ihr Leben und Wirken dem Trost Unglücklicher oder der sittlichen Erziehung der Waisen widmeten.“ **)

Auch die Todten wurden neben den Lebenden nicht

*) Der Orden hatte mehrere Klassen; die unterste konnte an Leute, die fünfzehn Jahre treu gedient hatten, verliehen werden.

**) Die erste Klasse des Marien-Ehrenzeichens, ein goldenes, blau emaillirtes Kreuz ward für 25jährige Diensttreue, die zweite, ein goldenes emaillirtes Medaillon, für 15 bis 20jährige Dienstreue ertheilt.

vergessen. Eine Gallerie russischer Helden ward im Winterpalast etablirt. Im Januar 1827 eröffnete der Kaiser mit religiös-militärischem Gepränge dies neue Pantheon, in welchem die Bilder Alexanders mit denen Kutusow's und Barklai de Tolly's und 340 russischer Generale prangten.

Ein Pantheon gefüllt mit Soldatenbildern, einen Orden dafür, daß Jemand nichts Tadelnswürdiges gethan, eine Dekoration für die Frauen, — das bot Nikolaus seinem Volke, — um durch die Belohnung die Bande zwischen Herrscher und Beherrschten fester zu knüpfen, und um durch die Würdigung der Todten die Lebenden zur Nacheiferung anzuspornen.

VII.

Die innere Lage Rußlands 1825—30. (Fortsetzung.) — Staats- und volkswirthschaftliche Verhältnisse. — Heer und Flotte. — Adel und Volk.

„Ich bin kein Feldherr," hatte Nikolaus gesagt, als er aus der türkischen Campagne von 1828 zurückkehrte, „aber ein Organisator."

Daß jene Verneinung aus einer richtigen Selbstschätzung hervorging, daran hat Niemand gezweifelt. Das Prädikat des Organisators hat sich Nikolaus selbst damals in dem Sinne beigelegt, daß er ein Heer zu schaffen und kriegstüchtig zu machen verstehe. Seine Bewunderer haben ihm das Talent des Organisirens in viel umfassenderem Sinne zugeschrieben.

In der That aber liefen alle Handlungen des Kaisers Nikolaus auf den letzten Zweck hinaus und in dem einen Punkte zusammen, die militärischen Kräfte, deren der Monarch nach innen und nach außen bedurfte, intensiv und extensiv zu steigern.

Das vorige Kapitel hat nachgewiesen, wie sich der Kaiser zur Gesetzgebung und zu den sittlichen intellektuel-

len und religiösen Bedürfnissen seiner Nation verhielt. Wir sahen ihn nach allen Richtungen aktiv. Im Gegensatz zu dem fahrlässigen Alexander I. greift er in Alles ein; aber seine Aktivität ist wesentlich repressiver Art. Er bessert das schadhaft gewordene Netz der Bureaukratie aus. und zieht die Maschen enger; er centralisirt alle Zweige des öffentlichen Dienstes; er beschränkt und unterdrückt; er macht seine kaiserliche Gewalt nach allen Seiten geltend, drängt die Volksentwicklung zurück oder weis't sie in Bahnen, die ihm genehm sind.

Nur in einer Beziehung war eine Spur von schöpferischer Thätigkeit anzuerkennen. Gewisse Zweige der Wissenschaft, bestimmte Gebiete des Unterrichts fanden einige Gnade vor dem kaiserlichen Auge. Es waren diejenigen, welche die inneren Hülfsquellen des Staats vermehren, welche praktischen und materiellen Zwecken direkt dienstbar gemacht werden, welche dem Militärstaat eine festere ökonomische Basis geben konnten.

Wir haben jetzt die übrigen staatswirthschaftlichen Verhältnisse in Betracht zu ziehen.

Die Staatseinnahmen in Rußland sind seit Peter's Zeit stetig und bedeutend gestiegen. Damals um's Jahr 1713 wurden sie auf $8^1/_2$ Millionen Thaler veranschlagt, 1828 betrugen sie nach Schnitzler 112 Millionen Thaler. Wo der Monarch die Steuern mit völliger Willkür nach dem alleinigen Maßstabe seines Bedürfens bestimmt, wo ihm kein ständisches oder Privatrecht eine Schranke steckt, wo umfassende Eroberungen die Zahl der Steuernden fast jährlich vermehren, — da hat diese Steigerung wenig Auffallendes.

Gegen das Ende der Regierung Alexanders war die Finanzwirthschaft arg in Verfall gerathen, — das hieß, die Kassen waren nicht zu füllen. Starker Verbrauch von Geld für Militär und Hofhalt, Unordnung und Unterschleif in der Verwaltung, Erschöpfung der Steuerkraft durch Krieg mochten die Hauptgründe sein. Der als Minister im Jahr 1822 eintretende Graf Cancrin*) organisirte dann ein Finanzsystem, dem Nikolaus treu geblieben ist, und das sich geeignet erwies, die Einnahmen zu steigern und den Credit der Regierung zu heben.

Jene Einnahme von 112 Millionen Thalern bestand in dem Ertrag der Domänen, Regalien, Monopole und Staatsfabriken, der direkten und indirekten Steuern. Die direkten Steuern lieferten im Ganzen ca. 28 Mill. Thaler, wovon aus dem Kopfgeld, das die Bauern und Städter — mit Ausnahme der Gildebürger — entrichteten, 22 Mill., aus der Gildesteuer 5—6 Mill. flossen. Die indirekten Abgaben ließen sich auf 25 Mill. Thaler berechnen. Der Rest floß aus dem Kronvermögen, den Regalien und Fabriken. Der Obrok oder Grundzins der Kronbauern trug nominell 8—9 Mill. ein. Die Regalien ergaben große Summen. Die wichtigsten Handelsartikel waren monopolisirt: der Branntwein, der Taback, das Salz, die Produkte des Bergbaues, der Hering ꝛc. Das Branntweinsmonopol, das einträglichste, trug 35 Millionen Thaler ein.

Ueber die Ausgaben des Staats besitzen wir nur sehr ungenaue und unsichere Angaben. Der Militäretat

*) Er stammte aus Kurhessen.

wird von den Statistikern für unseren Zeitraum auf durchschnittlich jährlich 25—30 Millionen Thaler veranschlagt. Er war aber wahrscheinlich höher. Und die Kriege verschlangen ungeheure Summen. Das Jahr 1828 sollte allein 104 Millionen Rubel gekostet haben. Dazu reichten selbst die geheimnißvollen Schatzkammern der Peter-Paulsfestung nicht aus. Der Kaiser mußte zu Anleihen schreiten. Im September 1828 wurde bei Hope & Comp. in Amsterdam eine erste Anleihe von 18 Mill. Gulden, im Jahre 1829 eine zweite Anleihe ebendaselbst von 24 Millionen Gulden gemacht.

Die bedeutenden Kriegscontributionen, welche Persien sowohl wie der Türkei auferlegt waren, hätte der russische Schatz sehr wohl gebrauchen können. Aber politische Rücksichten zwangen zur nachträglichen Reduktion beider. Dem Schah von Persien wurden, als im Jahr 1829 ein Bündniß Persiens mit der Pforte zu fürchten stand, 12 Millionen Rubel Banco erlassen, wobei nicht verfehlt wurde, die kaiserliche Großmuth hervorzuheben. Und auch der Sultan erlangte im Jahr 1830 einen Nachlaß der von ihm zu zahlenden Kriegssteuern. Was die Geschenke und Bitten im Jahr 1829, selbst der Vorschlag einer Abtretung türkischen Gebiets nicht bewirkt hatten, das erreichte Mahmud endlich durch die bestimmte Erklärung, er werde sich England und Oesterreich und Frankreich in die Arme werfen, wenn der Kaiser von Rußland seine Geldforderungen nicht herabstimme. Drei Millionen Dukaten wurden erlassen, indem die Zahlung des Restes von sieben Millionen in herrischem Ton noch vor Ablauf des Jahres 1830 gefordert wurde.

Am 1. Januar 1830 belief sich die Gesammtschuld Rußlands auf 401,560,000 Thaler, — seit 1820 war sie um 66 1/2 Mill. Thaler gestiegen —; veranschlagt man die Bevölkerung auf 51 Millionen Menschen, so kamen nahezu acht Thaler auf jeden Kopf.

Man kann nicht sagen, daß dieser Zustand der Finanzen an und für sich glänzend genug war, um den ausgezeichneten Kredit, dessen Rußland in jener Zeit bei den Bankiers Westeuropa's genoß, zu rechtfertigen. Dieser Kredit fußte indeß auf anderen Fundamenten als auf Zahlen. Es mochten die in reichem Maße geübte List, nur die günstigsten Finanzberichte über die russischen Grenzen zu lassen, dann das ewige Gerede von den unermeßlichen Hülfsquellen des Reichs wie von den Fortschritten desselben in gewerblicher und commerzieller Hinsicht das Ihrige dazu beitragen, — das Meiste aber hat der Glorienschein der Stabilität und Ordnung und Zuverlässigkeit, der die russische Staatsmaschine umglänzte, dazu gethan. Dem Kaiser Nikolaus gelang es, den Glauben an seine finanzielle Kunst und an seine finanziellen Mittel wie jenen an seine militärische Macht und an seine Mäßigung zu verbreiten.

Die Schuldenlast Rußlands erscheint allerdings nicht so groß und drückend, wenn wir sie mit der Oesterreichs (1827) von 544 1/4 Millionen Thaler vergleichen. Jedoch bedenklich erscheint sie immerhin, wenn wir ihr Verhältniß zur Steuerkraft und zur Besteuerung des Landes in Betracht ziehn. Die direkte Steuer als die solideste Basis des Staatseinkommens und als das sicherste Zeugniß der Nationalwohlfahrt war außerordentlich gering. Sie

betrug etwa den vierten Theil der Gesammteinnahme. Das Kronvermögen mit 17—18 Millionen Seelen (männliche und weibliche) gab einen verhältnißmäßig unbedeutenden und schwankenden Ertrag. Die schlechte Vertheilung des Obrok's, die gesteigerten Ansprüche auf Geld und Naturallieferungen machten es dem Bauer unmöglich, den Anforderungen der Krone zu genügen. Haxthausen berichtet, daß in den zehn Jahren von 1826—1836 den Kronbauern im Ganzen 66,980,537 Rubel in Assignaten erlassen werden mußten, und daß trotzdem die schwebenden, nicht erlassenen Rückstände 63,636,286 Rubel betrugen. Die ungeheuren Forsten der Krone lieferten nicht 600,000 Rubel jährlich, während der durch Brand und Diebstahl angerichtete Schaden auf 4,312,000 Rubel Silber in jedem Jahr veranschlagt wurde. Die Ausbeute der Bergwerke war längst nicht so ungeheuer, als vage Gerüchte sie darstellten. Allerdings hatte Alexander von Humboldt den Reichthum des Landes an edlen Metallen bezeugt, im Juni 1829 war der erste Diamant gefunden, die Ausbeute von Gold, Silber und Platina hatte sich bedeutend gemehrt, aber eben jener Reisende hatte auch ausgerechnet, daß der jährliche Ertrag an Gold und Silber in sämmtlichen russischen Bergwerken 6 Mill. Thaler nicht übersteige.

Die Haupteinnahme des russischen Staats war, wie oben in Zahlen nachgewiesen wurde, der Ertrag der Regalien und Zölle.

Nikolaus hat sich bemüht, der Staatseinnahme eine solidere Basis zu geben. Gleich in den ersten Jahren seiner Regierung geschah Mancherlei, um die landwirth-

schaftliche, die gewerbliche und commerzielle Thätigkeit der Nation zu heben.

Zunächst ist auf die im vorigen Kapitel bereits erwähnte Aussendung von Reisenden, Gründung und Organisation von Special-Schulen zu verweisen. Technologische Vorlesungen an allen Universitäten wurden vorgeschrieben. Dem Bergbau, der Forstkultur, dem Seehandel wandte der Kaiser vorzügliche Aufmerksamkeit zu. Ein besonderes Departement für Schiffsbauwaldungen ward 1828 im Marineministerium gegründet, eine Anstalt für junge Seeleute in Moskau. Prämien setzte der Kaiser aus für Fortschritte im Gartenbau und in der Forstkultur, den Grundbesitzern in den Ostseeprovinzen schoß er 100,000 Rubel Silber auf 18 Jahre ohne Zinsen vor zur Verbesserung der Schafzucht. Im Gouvernement Nowgorod ward es gestattet, Steinkohlen ohne Abgabe zu brechen. Die Einwanderung fremder Kolonisten ward begünstigt. 1829 fand auf kaiserliche Verordnung eine Ausstellung inländischer Fabrikate zu St. Petersburg Statt, wozu 326 Etablissements 4031 Artikel schickten. 1830 wurde ein Handelsconseil errichtet zur Hebung und Belebung der Nationalindustrie.

Wenn diese Verfügungen keine glänzenden Erfolge hatten, so dürfen wir das nicht bloß auf Rechnung der Kürze eines fünfjährigen Zeitraums und auf Rechnung des Kriegs schreiben. Zum Theil war es die absolutistische Mitgift, die Manchem seinen Werth nahm. Jenes Handelsconseil z. B., das in Petersburg seinen Sitz und abhängige Filiale in Moskau, Riga, Archangel, Odessa und Taganrog haben sollte, war nur eine berathende Be-

hörde, die dem Finanzminister guten Rath ertheilen, seine Anfragen gewissenhaft beantworten und über den Gang des Handels Bericht erstatten werde. Den Aufschwung des Verkehrs hemmte vor allen Dingen der Mangel an guten Straßen, wofür fast Nichts geschah; die Rohprodukte des Landes blieben zum Theil unverkauft, weil sie nicht transportirt werden konnten; die Ausfuhr an Getreide kam durchschnittlich nicht über 3 Mill. Tschetwert hinaus; in einem Theile des Reichs war mitunter Mangel, während ein anderer Theil Ueberfluß hatte. Der Erfolg der kaiserlichen Fürsorge für die Industrie war der, daß einzelne Kroninstitute zu einer gewissen Blüthe kamen, daß einzelne Edelleute ihre Güter mehr ausbeuteten, der Masse kamen sie nicht zu Gute. Die Kultur des Bodens und die Viehzucht hob sich im Allgemeinen kaum, weil den Bauern nicht gewährt wurde, was ihnen noth that, — weder eine rechtliche Sicherstellung den Edelleuten und den Kronbeamten gegenüber, noch eine geistige Bildung, ohne welche kein Fortschritt des materiellen Wohlstandes denkbar ist. Der russische Bauer ahmte nur in den seltensten Fällen den Musterwirthschaften der Krone oder dem einsichtsvolleren Ackerbaubetrieb deutscher Kolonisten nach.

Resultate in industrieller und commercieller Hinsicht sind nicht zu leugnen. Die Zahl der Fabriken stieg in unserem Zeitraum nach von Reden's Angabe von 5119 im Jahre 1825, auf 5450 im Jahre 1830, nach einem Bericht des Petersburger Journals betrug sie in letzterem Jahre sogar 6000. Die Baumwoll-, Tuch-, Seide- und Zuckerfabriken hatten sich hauptsächlich vermehrt. Re-

den berechnet ferner, daß sich die Einfuhr im Allgemeinen um 13, die Ausfuhr um 20 % vermehrt habe.

Diese Vermehrung der Fabriken war großentheils eine Folge der hohen Zölle. Der Tarif von 1822, welcher die Einfuhr von 301 und die Ausfuhr von 22 Artikeln ganz verbot, die erlaubten Einfuhrgegenstände außerordentlich hohen Zollsätzen unterwarf, zwang zur eigenen Fabrikatur. Der Tarif von 1826 änderte im Wesentlichen Nichts, ebenso wenig der von 1830; wenn bei einigen Artikeln das Einfuhrverbot durch einen hohen Zoll ersetzt wurde, so kam das lediglich der Staatskasse zu Nutze.

Man darf den russischen Tarif nicht nach dem Maßstabe englischer Schriftsteller betrachten, die sich gewöhnt haben, denselben bloß als eine Verletzung der Rechte anderer Nationen darzustellen. Von dem internationalen oder politischen Gesichtspunkte aus wäre der russische Tarif England gegenüber vielmehr vollkommen berechtigt. Die Britten haben ihre Kornzölle gehabt und haben die Reste davon noch heute, sie haben die Produkte ihrer Kolonien geschützt, und ihr Raisonnement gegen den russischen Tarif quillt nur aus dem Kummer, einen bedeutenden Markt für ihre Fabrikate entbehren zu müssen.

Auch das ist hier nicht in Betracht zu ziehen, daß Rußland durch Einführung seines Zolltarifs die mit Oestreich und Preußen geschlossenen Verträge brach — sondern lediglich die staatsökonomische Bedeutung desselben. Die Krone erreichte allerdings den doppelten Zweck, daß Rußland wenig fremde, namentlich wenig englische Waaren mehr kaufte, und daß die Fabriken der Regierung

erheblichen Ertrag abzuwerfen anfingen.*) Was nur konnte, wandte sich der Industrie zu. Viele Edelleute wurden Fabrikanten. Sie legten Fabriken an, oder sie ließen ihre Leibeigenen Fabrikarbeiter und Kaufleute werden, schickten sie in die Städte und ließen sich eine jährliche Abgabe zahlen, die mit dem Erwerb stieg. Der Waarenumsatz im Reiche erhöhte sich. Im Jahre 1828 wurden für 107,383,674 Rubel Banco Waaren in Nischnei-Nowgorod auf den Markt gebracht, darunter über 72 Mill. an russischen Erzeugnissen.**) 1829 stieg die Waarenmasse auf den Werth von 112 Mill. Rubel, und für 75 Millionen wurden verkauft. Auf der Messe zu Jabit in Sibirien wurden für 11 Mill. Rubel Waaren ausgeboten; auf dem Korneoy-Markte für 25 Millionen Rubel. Namentlich der Handel nach China, nach Armenien und Persien nahm zu.

Der kaiserliche Schatz zog unbestreitbaren Vortheil aus dieser Belebung der Industrie und des Handels; nicht so jedoch die Nation. Die Waaren, denen keine ausländische Concurrenz drohte, verschlechterten und vertheuerten sich; die feineren wurden dennoch vom Auslande bezogen. Die Bewachung erschwerte den Verkehr mit dem Auslande, und der Schmuggelhandel demoralisirte die Grenzen. Den Konsumenten, der bei weitem größeren Masse, erwuchs kein Vortheil, der landwirth-

*) Der Staats-Fabriken waren 1829 gegen 600, mit 500,000 Arbeitern.

**) Fische und Kaviar wurden dort für 1½ Millionen Rubel verkauft, für 1 Mill. Matten aus Baumrinde, für 100,000 Rubel Haselnüsse zum Verkauf ausgeboten.

schaftlichen Produktion, der natürlichen Reichthumsquelle Rußlands, wurden noch die Arme entzogen, die der Krieg ihr gelassen, und von jener Art der Industrie, (Seifen-, Leder-, Tauwerk- und Pottaschen-Fabrikation) die in Rußland seit langer Zeit heimisch war, wandten sich die Kapitalien ab.

Die Regierung hat auf die Hebung des Wohlstandes der Nation freilich auch nicht reflektirt. Neben der Verbesserung der kaiserlichen Finanzen trat alles Andere in den Hintergrund. Die Zölle waren nicht sowol des Schutzes der Producenten als der Finanzen halber da. Besteuerte man doch auch heimische Produkte und heimische Arbeit, wo nur ein reicher Ertrag winkte. Nahm die Regierung doch keinen Anstand, durch Monopolisirung aller wichtigeren Handelsartikel, dem innern Verkehr den Lebensnerv abzuschneiden.

Ja, diese Monopole sind vielleicht eine schwerere Anklage gegen die Großmuth, die Gerechtigkeit und Menschlichkeit, gegen alle von Schmeichlern gerühmten und von ihm selbst beanspruchten Tugenden des Kaisers Nikolaus, als alle seine übrigen Regierungshandlungen zusammen genommen. Und wenn ein Zar dort oben jenseits der Wolken wirklich die irdischen Zaren vor sein Gericht citirte, so möchte allein die Aufrechthaltung des Branntweinmonopols genügen, Nikolaus denen beizugesellen, die der Dichter der göttlichen Komödie in der Hölle fand.

Das Branntweinmonopol lieferte einen ungeheuren Ertrag. Das ist die einzige Rechtfertigung desselben, wenn es anders eine giebt. Die Consumtion der gebrannten Wasser stieg von Jahr zu Jahr. Die Krone

suchte den Verbrauch zu schützen, indem sie die Mäßigkeitsvereine untersagte, ihn zu begünstigen, indem sie die Polizei, die sich doch in alles Andere mischte, nachsichtig gegen die Trunksüchtigen verfahren ließ. „Die Polizei beobachtet die äußersten Rücksichten gegen die Betrunkenen," sagt Adolf Bock*), „sie sind gute Kunden des Finanzministers." Die Monopolpächter bedienten sich der schändlichsten Mittel, um ihren Absatz zu vergrößern. Niemand wehrte ihnen. So wurde denn im Jahre 1827 schon für 8 Mill. Rubel an Branntwein und Liqueur in Petersburg allein verkauft. In jenen Gouvernements, den kleinrussischen, wo das Monopol sich nur auf die Städte und Krondörfer erstreckte, wurden die Gemeinden von den Pächtern gezwungen, pro Familie ein bestimmtes Quantum Branntwein zu nehmen, oder die Pächter ließen sich für die Erlaubniß, den Branntwein an beliebigem Ort einzukaufen, eine willkürliche Steuer zahlen. Wehe der Gemeinde, die sich weigerte! Sie wurde wegen verbotenen Branntweinhandels verklagt und natürlich stets verurtheilt und bestraft. In den großrussischen Gouvernements, wo das Monopol allgemein war, trafen die Pächter ihre Uebereinkunft mit den Gemeindevorständen, und jede Gemeindeversammlung wurde vor der Schenke abgehalten.**)

Die Trunksucht vergiftete das ganze russische Leben. Schriftsteller der entgegengesetzten Richtung, wie Haxthausen und Herzen, stimmen darin überein. Nur sagt

*) „Rußland's Entwicklung," von A. Bock.

**) cfr. Haxthausen.

Ersterer nicht die Wahrheit, wenn er das Uebel dem Mangel jeder Aufsicht und Fürsorge zuschreibt. Leider wurde alle mögliche Fürsorge angewandt, das Uebel zu mehren.

Zu dieser Demoralisation der russischen Nation, die das Branntweinmonopol erzeugte, kamen noch alle die verderblichen Folgen, die das Monopol überhaupt hatte. Mit dem Branntwein wurde Schmuggel getrieben auf der Grenze Groß-Rußlands und Klein-Rußlands, der Schmuggelhandel mit den übrigen monopolisirten Artikeln ging durch das ganze Reich. Die strengste peinlichste Ueberwachung vermochte das nicht zu beseitigen. Die sorgfältigste Aufsicht hinderte nicht, daß hie und da Taback und Cigarren von Leuten verkauft oder fabricirt wurden, die den Erlaubnißschein nicht gelöst hatten. Schwer lastete eine Aufsicht, die bis in die geheimsten Winkel der Wohnung drang, auf dem Verkehr, hart trafen die Strafen. Kohl erzählt, welche Folgen eine unschuldige Nichtbeachtung des Salzregals hatte. In der pontischen Ebene wurde ein neues Salzlager entdeckt. Die Bewohner der Umgegend beuteten es als eine res nullius aus, ein in Odessa wohnender Consul eines andern Staates wandte große Summen auf die Gewinnung und den Transport des Salzes. Nach langer Frist mischte sich die Regierung, die bisher dazu geschwiegen hatte, in die Sache. Sie nahm das Salz als Regal für sich in Anspruch. Der Consul mußte, um den Forderungen der Krone gerecht zu werden, sein Landgut verkaufen. Eine Menge Anderer wurde strenge bestraft und ruinirt. So erging es Leuten, die in gutem

Glauben gehandelt; viel schlimmer denen, die absichtlich den Monopolpächtern in die Rechte griffen.

Das Finanzsystem brachte Geld in die Regierungskassen des Kaisers, aber es untergrub die Wohlfahrt der Nation. Nicht nur die sittliche Wohlfahrt — durch Schmuggel und Trunk, — auch die materielle. Jenes System schaffte Geld für den augenblicklichen Bedarf, erhöhte die jährliche Einnahme des kaiserlichen Schatzes, aber es lähmte den Verkehr, den es mit der einen Hand fördern wollte, mit der andern, es zog durch eine erzwungene Industrie die Nation von dem Betrieb des Ackerbaues ab, es besserte Nichts in dem materiellen Wohlstande der Massen.

Blicken wir von dem System auf den Vertreter desselben noch einmal zurück, so zeugt jenes weder von staatsmännischer Einsicht noch von einer menschlichen Sinnesart dieses.

Man hat die vielen Wohlthätigkeitsanstalten, die in Rußland existiren, und die Zunahme der Zahl ihrer Insassen angeführt, um daraus wenigstens nachzuweisen, daß Nikolaus ein menschliches Interesse für das Volk und ein warmes Herz für seine Leiden gehabt habe. Es ist wahr, jener Anstalten sind viele, ihre Bevölkerung mehrte sich auch in dem Zeitraume, um den es sich für uns handelt, und neue Anstalten der Art wurden begründet. In dem großartigen, von Katharina II. gestifteten Findelhause in Moskau z. B. stieg die Zahl der davon abhängigen Personen zwischen 1824 und 1831 von 12,075 auf 22,557, und alljährlich kamen 7000 Findlinge dazu. Die Filiale dieser Anstalt, ein Witt-

wenhaus, Armenkrankenhaus, ein technologisches Institut, wurden besser dotirt und neu organisirt. In Petersburg ward ein ähnliches Findelhaus, im Jahre 1828 wenn wir nicht irren, gestiftet.

Man könnte die kaiserliche Fürsorge für diese Anstalten recht gut aus dem unter allen Umständen sich gleichen Wesen des Absolutismus erklären, der sich darin gefällt, die Zahl der unbedingt Abhängigen, die Zahl derer, die Alles ihm danken, die ihm unbegrenzt verpflichtet sind, zu vergrößern. Man könnte sagen, daß diese Wohlthätigkeit ohne Aufopferung, diese Freigebigkeit auf Kosten öffentlicher Mittel wenig bedeuten will. Indeß es könnte ja auch sein, daß eine edlere Regung in dem Kaiser Nikolaus mitgewirkt, und, wir nehmen das um so lieber an, als wir keines Menschen Herz für absolut verschlossen gegen alle edleren Regungen halten.

Indeß das bessert an der unpopulairen, ja grausamen Finanzverwaltung nichts.

Diese war allerdings nicht dasjenige Gebiet, dem der Kaiser das höchste Maaß seiner Neigung und den größten Theil seiner energischen Kraft zugewandt hatte; der Brennpunkt seiner Liebe und Sorge waren Militair, Heer und Flotte.

Nikolaus fand bei seinem Regierungsantritt das Militairwesen in arger Zerrüttung. Der Aufstand des December war nicht nur das Symptom eines unter den Offizieren weit verbreiteten revolutionären Geistes, sondern auch das Zeichen einer Verstimmung und Unzufriedenheit des ganzen Heeres. Der Erschlaffung Alexanders in den letzten Jahren seines Lebens ist das so wenig

allein zuzuschreiben, als einem Mangel an Interesse für das Heer. Der „philantropische" Kaiser hatte vielmehr gerade in der zweiten Hälfte seiner Regierung dem Militairwesen eine ausnehmende Sorgfalt gezollt. Trotz des andauernden Friedens vergrößerte er den numerischen Bestand des regulären Militairs, und als die Finanzen, deren größere Hälfte das Militair-Budget verschlang, gar zu drohend Einhalt geboten, suchte er in den Militair-Kolonien eine wohlfeilere Methode, eine zahlreiche Armee zu erhalten.

Wenn aber Alexander mehr durch die Reflexion als durch die ursprüngliche Neigung bestimmt werden mochte, die militairische Macht Rußlands zu steigern, so trieb in Nikolaus die Neigung vielleicht noch stärker als die Reflexion zu demselben Ziele hin. Alexanders Politik erforderte ein großes Heer; Nikolaus bedurfte des Militairs nicht bloß um der Politik willen, ihm war es nothwendig an sich, ihm war das Militair der Inbegriff alles Nützlichen und Schönen, und der Mittelpunkt seines Lebens.

Als Großfürst hatte Nikolaus nichts Höheres gekannt und wenig gelernt außer dem Dienst. Sammt seinem Bruder Michael hatte er die Soldaten exerciren lassen bis zur Ermattung, in nächtlichem Revidiren der Posten und Alarmiren der Schlafenden seines Gleichen gesucht, und mit peinlichster Strenge alle Pflichten des Gamaschendienstes geübt und gefordert. Die Kaserne und der Paradeplatz waren seine Welt, die Pünktlichkeit und soldatische Ordnung sein Ideal. Diese Lebensanschauung brachte er mit auf den Thron, und wenn seine Wirk-

samkeit auch eine weitere Peripherie annahm, der Centralpunkt blieb unverrückt derselbe.

Das Bedürfniß des Selbstherrschers kam nunmehr zu der Sympathie des Prinzen: militairischen Glanz um den Thron zu verbreiten, die militairische Offensiv- und Defensivkraft des Reichs zu steigern, durch die Soldateska sich vor der Revolution zu schützen, — das waren die Triebfedern und die Zwecke der Handlungen des Kaisers.

Das Militair hatte die Zuneigung des Großfürsten Nikolaus nicht erwidert. Dem Soldaten war der rohe Konstantin oder selbst der brutale Michael lieber als der ewig gleichmäßig kalte, stolze Nikolaus. Es nahm die von den Händen Jener verabreichten Prügel nicht so übel, wie die Strafen, die dieser dictirte.

Nach der Thronbesteigung kam zuerst die Bestrafung der Rebellen. Viele der tüchtigsten Offiziere des Heeres wurden exilirt, von den aufrührerischen Soldaten ein Theil zur Strafe in den Kaukasus geschickt, der Rest kam mit einer kirchlich-militairischen Bußscene davon. Bemühungen, die Zuneigung des Heeres zu gewinnen, liefen damit parallel; Belohnungen und Ehrenzeichen wurden den treu gebliebenen Offizieren verliehen und den Gemeinen gegenüber eine treuherzige Zärtlichkeit affektirt. Der Kaiser nannte sie stets „meine Kinder"; inmitten der Soldaten nahm er gelegentlich das Abendmahl und küßte die Hand des Popen; an jedem Osterfeste umarmte er die Schildwache, die vor seiner Thür stand. Der in unbegrenztem Gehorsam geübte russische Soldat gewöhnte sich allmälig an den neuen Kaiser, und wenn noch eine

motivirte oder unmotivirte Vorliebe blieb für den Großfürsten Konstantin, — sie fand keine Gelegenheit mehr, sich zu äußern.

Den Uniformen und der Bewaffnung der verschiedenen Truppengattungen widmete Nikolaus vorzügliche Sorge. An der Garde wurden alle Neuerungen der Kleider probirt, die vom Abendlande nach Rußland gebracht oder vom Kaiser selbst erfunden wurden. So wenig Nikolaus bei den Revuen Rücksicht nahm auf die Saaten des Landmanns, so wenig bei der Kleidung auf Bequemlichkeit, ja Gesundheit des Soldaten. Eine enge, knappe Uniform war das Ideal des kaiserlichen Kleiderkünstlers, — so eng mußten die Röcke und Kravatten sitzen, so stramm die Hosen, daß man manche Krankheiten, namentlich Leber- und Augenleiden, die im Heere sich häuften, allgemein davon herleitete. In den kaiserlichen Fabriken — die Anlage solcher war mit von dem Wunsche hervorgerufen, durch eigne Erzeugung des Kriegsbedarfs sich vom Auslande unabhängig zu machen — wurden die Erfindungen West-Europa's nachgeahmt oder neue versucht, — gewöhnlich leider mit dem Resultate, daß man doch zu englischen Fabrikaten seine Zuflucht nahm.

Der Kaiser Nikolaus ging so gut in die Kasernen, revidirte bei Nacht die Posten, bei Tage auf der Parade die Gewehre und Kleider und Schuhe, strafte das kleinste Vergehen ebenso unerbittlich, wie einst der Großfürst. Er lernte die Exercitien aller Truppengattungen, übte sich im Blasen der Trompete, kochte Soldatenkost im Felde und inspicirte Allerhöchstselbst die Montirungs-Magazine und die Werkstätten der Soldatenschneider. Wenn seine

ganze Umgebung vom Manoeuvriren und Paradehalten ermattet und gelangweilt war, hielt der Kaiser unerschütterlich aus. Oft setzte nur die Ermüdung der Pferde der militairischen Spielerei ein Ziel. Und das war nicht etwa eine verdrossene Erfüllung einer lästigen Pflicht, — mit einem religiösen Enthusiasmus, mit einer förmlichen Begeisterung wurde das Alles vollbracht. Man sah, daß es ihm damit heiligster Ernst war. Ja, eine naive Freude am Soldatenwesen verräth es, wenn er selbst in einem Tage fünf- bis sechsmal seine Uniform wechseln konnte, oder wenn Bilder aller möglichen Truppengattungen die Wandverzierung seines Arbeitszimmers bildeten. Leidenschaftlich gern leitete er bei seinen militairischen Spielen die Manoeuvres, oder er griff meist hinterher in's Commando ein, wenn dies auch einem Andern übertragen war.

Im Felde erschien er nur einmal, im Jahre 1828, dann nicht wieder. Es sei nicht der Wille Gottes, drückte er sich aus, daß er sich an der Spitze seiner Armee auszeichnen solle.*) Sachkundige sprachen ihm aber alle Eigenschaften eines Feldherrn ab. Er verstand nicht den Unterschied zwischen einem Manoeuvre und einer Campagne. Die Regelmäßigkeit der Parade sollte im Feldzug nicht fehlen. Er verbot in jenem Kriege den Soldaten, die Zipfel der sehr langen Mäntel und Ueberröcke in die Säcke zu stecken, wie jene des leichteren Marschirens halber gewohnt waren. Wie er die Soldaten quälte, so verwirrte er die Offiziere durch seine

*) Tagebuch Gagern's, vergl. Grenzboten 1856.

sich kreuzenden Dispositionen, und wenn die Fehler seines Commando's bei den Revüen das sarkastische Lächeln und das heimliche Geflüster der Offiziere erregten, wenn die unaufhörlichen Strapazen in der Umgegend von Petersburg Adjutanten und Soldaten ermüdeten, so verursachte die verstandlose Vielregiererei im Felde weit schlimmeres Unheil.

Die Mängel im russischen Heere waren auffällig genug. Die Unordnung und der Betrug in der Administration stand in richtigem Verhältniß zu den Unterschleifen der Civil-Beamten. Es war oft genug vorgekommen, daß Soldaten in den Listen aufgeführt wurden, die in Wirklichkeit nicht da waren; daß die Fouragegelder für Pferde bezahlt wurden, die sich auf der Weide befanden; daß die Verpflegungsgelder verkürzt, der Sold nur in Bruchtheilen oder gar nicht gezahlt wurde, war in Rußland, wo die Obersten der Regimenter das Commando und die Oekonomie zugleich inne hatten, so Brauch. Bekannt ist die verwunderte Bemerkung Katharina's, als ihr die Armuth eines Obristen geschildert wurde: „ei, er hat doch Jahre lang ein Regiment gehabt!" In den Feldzügen von 1827, 28 und 29 hatten sich diese Mängel tief fühlbar gemacht an dem ungeheuern Unterschied zwischen den Soldaten auf dem Papier und denen im Lager, an der erbärmlichen Verpflegung und an dem Mangel der Ausrüstung und Bekleidung. Der Sold und die Rationen der russischen Soldaten waren an sich schmal genug: täglich $^1/_4$ ℔ Fleisch, 4 ℔ Brod, für den Soldaten im Frieden 3—6 Rubel 60 Kopeken Silber jährlich. Es war Regel, daß der Soldat von den Ra-

tionen nur einen Theil, vom Solde Nichts erhielt. Kein Wunder, wenn unter den dem besseren häuslichen Tisch entzogenen Rekruten die Sterblichkeit 33 % betrug.

Nikolaus machte die Obersten für Alles verantwortlich mit ihrem Vermögen, dislocirte häufig die Regimenter, verfolgte die Obristen, denen er nicht traute, von einem Regimente zum andern, ließ durch seine Generaladjutanten inspiciren oder that dies selbst und strafte unnachsichtlich.

Der numerische Bestand des Heeres ergänzt sich im russischen Reiche auf verschiedene Weise, theils durch die Rekrutirung, theils durch die Soldatensöhne, theils durch Freiwillige und Geworbene. Nikolaus zog schon im Jahre 1827 die Juden zur Rekrutirung heran, die sich bald als die besten Soldatenhandwerker, später als tüchtige Seeleute erwiesen. Die Schulen der Kantonisten wurden sorgfältiger organisirt und die Zahl der Schüler vermehrt. Jeder Soldatenknabe, wenn der Vater kein Officier war, wurde vom Staate als Rekrut beansprucht. Auf Kosten der Krone wurde er ernährt oder zu seinem Unterhalte wenigstens beigetragen, die Erziehung übernahm der Staat ganz. 1830 gab es in den Militairschulen 24,000 solcher Knaben; Unteroffiziere, Sappeurs, Spielleute, Kanoniere, Chirurgen für das Heer gingen daraus hervor. Dem Bedürfniß tüchtigerer Oberofficiere suchte der Kaiser durch Errichtung von Kadettenhäusern zu genügen. 1830 wurden deren sechs, in Nowgorod, Tula, Tambow, Polozk, Pultawa und Elisabethgrod errichtet, jedes für 400 Kadetten. Paskewitsch warb in den asiatischen Provinzen

während des Feldzugs von 1828 und 1829 ein Corps von Eingebornen, und der Kaiser verstärkte im Jahre 1830 seine Garden um 10,000 Mann, 4 Infanterie- und 3 Kavallerie-Regimenter, mit deren Organisation Diebitsch beauftragt wurde.

Es versteht sich von selbst, daß ein Mann wie Kaiser Nikolaus eine strenge Disciplin handhaben ließ. Der reichliche Gebrauch des Stockes zeugte davon. Doch machte der Kaiser wenigstens den Versuch, der willkürlichen Strafvollziehung der Offiziere Einhalt zu thun. Der Lieutenant sollte durch einfachen Befehl ferner nicht mehr als 150 Hiebe, der Oberst nicht mehr als 500 Hiebe aufzählen lassen dürfen; die Strafen körperlicher Züchtigung für Offiziere, die noch im türkischen Kriege vorgekommen waren, wurden abgeschafft. Dekorirten durften keine Schläge mehr verabreicht werden. Doch blieb jene Befugniß der Offiziere noch viel zu weit, und den Dekorirten nahm man für die Dauer der Exekution nur die Ehrenzeichen ab.

Alle diese Bemühungen in Rücksicht auf das Militär, zu denen wir noch die strenge Anordnung geistlicher Exercitien neben den militärischen rechnen können, hatten im Laufe der fünf Jahre jedoch noch nicht die gewünschten Erfolge, wie uns namentlich die Geschichte des polnischen Krieges zeigen wird.

Rascher entwickelte sich unter Nikolaus' Obhut die Flotte. Mochte die Seetüchtigkeit der Schiffe und die Zuverlässigkeit der Bemannung zweifelhaft sein, — die Zahl der Schiffe mehrte sich um ein Bedeutendes. Die Schwierigkeiten waren groß, eine Kriegs-Marine zu

schaffen in einem Lande, das keine erhebliche Handels-Marine besaß, dessen Bewohner zum Seedienst wenig tauglich und geneigt, dessen Haupthäfen 6—7 Monate des Jahres hindurch vom Eise verschlossen sind. Aber der Selbstherrscher wollte nun einmal eine imponirende Marine haben! 1827 wurden 3 Linienschiffe, 3 Fregatten und 7 Briggs, 1828 4 Linienschiffe und 19 kleinere Fahrzeuge vom Stapel gelassen. 1830 bestand die ganze in zwei Divisionen getheilte Marine aus 32 Linienschiffen, 25 Fregatten, 20 Korvetten und Briggs, 6 Kuttern, 84 Schooner ꝛc., im Ganzen 464 Segeln, 4000 Kanonen und einer Bemannung von 33,000 Mann.

Wir haben bisher, — indem wir die innere Lage Rußlands in dem Zeitraume von 1825—30 betrachteten — fast nur vom Zaren gesprochen, von seinen Ukasen und seinen Tendenzen, nur beiläufig von der russischen Nation.

Im Grunde ist von dieser wenig zu sagen. Sie ist eine lautlose Masse, deren Gefühle sich schwer errathen lassen, deren Meinungen nur geahnt werden können. Zumal war das der Fall in den ersten Jahren der Regierung des Kaisers Nikolaus. Er begann mit der Unterdrückung eines im Interesse der Nation versuchten Aufstandes, und das Volk schien unter seiner eisernen Faust während der folgenden fünf Jahre völlig erstarrt zu sein.

Die russische Nation und Nikolaus hatten wenig Homogenes. Die Neigungen, der Grundcharakter beider waren durchaus verschieden, mit welcher Ostentation der letztere auch immer seine nationalrussischen Sympathien zur Schau tragen mochte.

Seine maßlose Vorliebe für's Militär und alles Militärische harmonirte schlecht mit dem Nationalcharakter des Volks. Dies liebt den Krieg nicht, fürchtet den Militärdienst und haßt die Conscription. Die Eroberungskriege Rußlands seit Peter kommen auf Rechnung der Zaren: Dem Volke gilt der Militärdienst als ein Unglück, und wird ihm — charakteristisch genug! — als eine Strafe auferlegt. Die pedantische Weise des soldatenfreundlichen Kaisers war aber vollends dem Volke antipathisch, dessen Helden rohe, aber geniale Heerführer wie Suwarof sind, und das die abendländische Uniformität des Militärs und die Regelmäßigkeit des Bureaukratismus eben so gut haßt, wie seine türkischen Nachbarn.

Die consequente Strenge und unerbittliche Härte des Nikolaus war keine russische Eigenthümlichkeit. Der Russe ist roh, brutal, aber nicht grausam und unerbittlich streng, — eine gewisse Gutmüthigkeit wird hie und da durchblitzen. Diese Gutmüthigkeit verleugnete sich auch nicht in dem wilden Konstantin, und sie versöhnte den Soldaten mit dessen Wildheit. Als die fünf Häupter der Verschwörung zum Tode verurtheilt waren, erwartete Niemand in Rußland, daß die Hinrichtung vollzogen werde.*) Die Execution erzeugte allgemeines Entsetzen. Seit fünfzig Jahren war kein Todesurtheil vollzogen, selbst Kaiser Paul hatte die über zwei aufständische Offiziere gefällte Sentenz nicht ausführen lassen. Es ist ein die russischen Sitten charakterisirender Zug, daß selbst

*) Cfr. Alex. Herzen, Memoiren, III. Band.

im Kriege der fahnenflüchtige Soldat nicht zum Erschießen, sondern zu Spießruthen verurtheilt wird; wird der Tod auch meistens das Loos des Unglücklichen sein, die ferne Möglichkeit einer Rettung des Lebens mildert das furchtbare Urtheil in den Augen des Verbrechers und des Volks.

Nikolaus nahm weder Rücksicht auf das Beispiel seiner Vorfahren, noch auf die Volksstimmung, noch auf die Menschlichkeit. Er beschränkte die Todesstrafe auch nicht auf jenen einzelnen Fall. Als im Jahre 1829 in Sebastopol, wo die hohen Preise der Lebensmittel bittere Noth erzeugt hatten, ein Aufstand ausbrach, wurde eine große Anzahl Individuen zum Tode verurtheilt, und das Urtheil an Einigen vollstreckt. In späterer Zeit führte das neue Gesetzbuch die Todesstrafe formell ein.

Auch die zahlreichen Verweisungen nach Sibirien waren nicht geeignet, Bande der Liebe zwischen dem Herrscher und dem Volke zu knüpfen. Haxthausen giebt die Gesammtzahl derer, die von 1823—1832 verwiesen wurden, auf 72,904 Männer und 10,795 Weiber an, also jährlich ca. 8000 Individuen. Das Gouvernement Petersburg stellte ein so starkes Contingent für Sibirien, daß auf alle 4020 Seelen ein Verbannter kam. Von der Härte dieser Strafe noch zu reden, wäre überflüssig, die einzige Bemerkung mag davon zeugen, daß 20 pCt. der Verwiesenen auf dem Marsche und in Folge des sibirischen Klima's regelmäßig vor der Ankunft am Bestimmungsorte erliegen. Wie viel politische Verbrecher unter jener Zahl, die aus 37,736 männlichen und 5259 weiblichen

Criminalverbrechern und zum andern Theil aus Vagabunden bestand, waren, wird nicht angegeben.

In einem andern Reiche als Rußland hätte ein so disharmonisches Verhältniß des Regenten zu seinen Unterthanen vielleicht gerade neue Revolutionen erzeugt. In Rußland war jedoch daran nicht zu denken. Der bevorzugte und intelligente kleinere Theil der Nation, der Adel, der im Herzen dem Kaiser grollte, wagte es kaum, diesen Groll durch Zurückziehen vom Hofe zu äußern. Nicht einmal Theilnahme für verwiesene oder bestrafte Familienglieder erkühnte er sich zu zeigen. Und wenn sich hie und da Jemand auf seine Güter murrend zurückzog, selten dauerte diese Entfernung lange. Der russische Adel geizt mehr nach den monarchischen Gunsterzeigungen, die in Petersburg zu haben sind, als irgend ein anderer Adel der Welt. Die Orden und Ehrenzeichen haben für den Russen Werth. Und wenn das Alles nicht wäre, so führt ein mächtigerer Hebel die Edelleute sicher in den Staatsdienst oder in's Militär zurück. Ein Gesetz besteht in Rußland, daß derjenige, der nicht mindestens Beamter der 14. Klasse oder Offizier ist, also keinen Rang hat, seinen Adel verliert. Mit dem Adel büßt er das Recht ein, Seelen zu besitzen: er muß daher seine Leibeigenen verkaufen, oder sie fallen dem Staate anheim. Ein großer Theil des Adels war außerdem tief verschuldet, bedurfte also der Besoldungen, die Beamten- und Offizierstellen boten, um dem Hange zum Luxus und zur Ueppigkeit, der die russischen Edelleute charakterisirt, genügen zu können. Es gab wohl Repräsentanten des russischen Adels, die ein ungeheures Vermögen besaßen, 100—150,000

Seelen, wie die Familien Scheremetjef, Orlof, Panin, Woronzof oder wie den Fürsten Jussupof, der 1831 starb und seinem Sohne 23,000 Leibeigene hinterließ, aber deren waren nicht so viele, und im ganzen schmelzen die Besitzthümer in Rußland schon in der Hand des ersten oder zweiten Erben zusammen, und bei der Reichsleihbank ist gewöhnlich ein Drittheil bis zur Hälfte der Grundgüter oder Seelen des Adels verpfändet.

So verschloß dieser Theil der Nation, sofern er überhaupt indignirt über das despotische System des Kaisers war, den Unwillen in seine Brust. Und eben der Adel war es allein, der den lähmenden und verderblichen Einfluß vieler Maßregeln empfand. Der Druck der Polizei, der Censur, die Beschränkung des Unterrichts, traf hauptsächlich ihn. Der andere Theil der Nation, die Bauern, entbehrten die freie Presse nicht, denn sie konnten nicht lesen, nicht die Unterrichtsfreiheit, denn sie wußten dieselbe nicht zu schätzen. Sie sahen wohl mit Theilnahme auf die sich häufenden Transporte „der unglücklichen Leute", die nach Sibirien gingen, aber das war nur Ausdruck eines alltäglichen Mitleids, nicht einer politischen Meinung.

Die Bauern hatten andere Leiden.*) Auf ihnen lastete der Druck der Rekrutirungen und der Steuern, die Erpressung der Beamten und die Willkür ihrer „Herren." Sie hatten unzählige von Todten zu beklagen, die auf den Märschen, in den Lazarethen, auf den Schlacht-

*) Zum gewöhnlichen Elend kam 1829 und 1830 das Elend der Cholera.

feldern Persiens und der Türkei geblieben waren; von dem Ertrag ihrer Arbeit wurden die Kosten des Heeres und der Kriege und alles Anderen bezahlt.*) Aber die Leiden der Bauern waren Jahrhunderte alt; sie hatten sich daran gewöhnt und trugen sie wie eine chronische Krankheit mit Resignation. Oder wenn sie darüber empört waren, so traf die Erbitterung nicht den Zaren, den ihre Popen ihnen darstellen als den sichtbaren Stellvertreter Gottes auf Erden, sondern ihre nächsten Peiniger, grausame „Herren" und erpressungssüchtige Tschinowniks und erbarmungslose Offiziere in den Militär-Kolonien. Wie viele von den 1095 Ermordeten oder den 12,919 durch Unfälle Umgekommenen des Jahres 1827 Opfer der Rache gewesen, wissen wir nicht, wie viele der 5528 verbrannten Dessiatinen Wald oder der 25,033 eingeäscherten Gebäude von rachedurstigen Bauern angezündet sein mögen, ist nicht angegeben, aber daß die Wuth der Gemißhandelten alljährlich in wilden Scenen sich Luft machte, ist sicher.

Auf den Kaiser blickten die Bauern als auf ihre natürliche Stütze. Zu dem Bewußtsein des Mangels aller sonstigen Hülfe, zur religiösen Devotion und zu den Erwartungen, die Alexander angeregt hatte, kamen die Hoffnungen, die in monarchischen Staaten ein Thronwechsel immer erzeugt. Gerüchte gingen im Jahr 1826, den Kronbauern solle der Obrok erlassen und die Leib-

*) Der Adel ist frei von Steuer- und Militärpflicht. Er zahlt nur für gewerblichen Betrieb und ist zum Heerdienst, wie oben erwähnt, nur indirekt verpflichtet, kann auch zwischen Civil- und Militärdienst wählen.

eigenschaft der gutsherrlichen Bauern, die in den Ostseeprovinzen zu Alexander's Zeiten beseitigt war, auch im eigentlichen Rußland aufgehoben werden. Die armen Bauern verweigerten den Edelleuten den Gehorsam, richteten Petitionen an den Kaiser. Ein Manifest, das sie zur Ruhe mahnte und zur Erfüllung ihrer „gesetzlichen" Verpflichtungen ohne „den geringsten Widerspruch", und das sechs Monate lang an Sonn- und Festtagen in den Kirchen und auf den Märkten vorgelesen wurde, dämpfte den Aufstand nicht. Das Militär schritt ein, und das Standrecht wurde proklamirt. Dann ward es wieder ruhig.

Nikolaus war von den Bauern um Brot gebeten worden; er gab ihnen einen Stein; er gab ihnen Kugeln und ein paar nichtssagende Ukase.

Zunächst verordnete ein Ukas, die Ortsbehörden sollten darüber wachen, daß die Edelleute an ihre Leibeigenen keine ungesetzliche und übertriebene Anforderungen machten, — eine Verordnung, die bei der Qualität der russischen Ortsbehörden Nichts besserte.

Ein Ukas von 1827 beschränkte das Recht der Gutsherrn, ihre hörigen Leute ohne vorhergegangenes gerichtliches Verfahren nach Sibirien zu schicken, verbot die Verweisung von mehr als Funfzigjährigen und die Trennung der Verbannten von ihren Frauen und Kindern unter fünf Jahren, verpflichtete den Herrn auch, für Bekleidung und Verpflegung während des Transports nach Sibirien zu sorgen. Auch diese Verfügung war von geringem Gewicht, da die Herren ihre Leute fast eben so selten nach Sibirien schicken, als die Pflanzer in Amerika die ihrigen todtprügeln lassen.

Etwas werthvoller war die Verfügung, daß keine Leibeigenen ohne Land gekauft oder verkauft werden sollten. Der Menschenhandel wurde dadurch wenigstens eingeschränkt, wenn auch nicht abgeschafft.

Außerdem geschah für die Leibeigenen Nichts. Einzelne Bestrafungen grausamer Edelleute fanden wohl Statt. Die rechtliche Lage der Hörigen im Allgemeinen ward nicht gebessert.

Das wirkliche Bessern war das Handwerk des Nikolaus nicht. Sonst hätte er die günstigen Momente dafür, die er bei seiner Thronbesteigung vorfand, anders benutzt. Ein Adel, aus dessen Mitte für Freiheit und Gleichheit enthusiasmirte Revolutionärs hervorgegangen waren, Bauern, unter denen sich nach langer, langer Apathie das Bedürfniß und die Sehnsucht nach Emancipation regte — das wären für einen Mann von organisatorischem Kopf und humanem Herzen der Elemente genug gewesen, um Rußland einer besseren Zukunft entgegen zu führen.

Schnellpressendruck von Pontt & von Döhren.

LIBRARY
MAR 25 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

BINDING SECT. DEC 20 1977

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DK
40
C95
v.6

Crusenstolphe, Magnus Jakob
Der russische hof von Pet
I. bis auf Nicolaus I. und e
er einleitung

32

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 10 04 01 07 006 8